MATHIEU SCHWANN

Heinrich Emanuel

Die Geschichte einer Jugend

Berlin
S. Fischer, Verlag
1895.

Meiner lieben Frau.

Sie wußte nicht, was sie mir abverlangt:
Es war ja so schwer, zu entsagen;
Und dachte ich, daß es für immer sei,
Dann wollte ich vollends verzagen.
Sie hat mich gebeten: ich folgte ihr,
Nicht brüten mehr wollt' ich und klagen,
Es ging nicht. Die Liebe sterben zu sehn
So langsam, ich konnts nicht ertragen.
Da hab' in der Not mit verzweifelter Faust
Die winselnde Lieb' ich erschlagen.

Drei Jahre dann hatt' ich mein stummes Leid
Verlassen und einsam ertragen,
Als wieder ich plötzlich zum ersten Mal
Die Amsel von fern hörte schlagen.
In meinem verödeten Herzen hell
Begann es von neuem zu tagen.
Du kamest daher und hattest wie ich
Gestorbene Lieb' zu beklagen.
Wir gingen zusammen und fest und stark
Hast Du mir geholfen ertragen
Der Sorgen gar manche, doch trotz alledem
Wir haben uns durchgeschlagen.

Und nun, liebe Lines, Du tapfere Frau,
Sieh, wieder zum Lichte sich ranken
Aus seligster Frühlingserinnerung
Lebendige, frohe Gedanken.
Wo Hoffnung und Liebe in zitterndem Weh
Ins gähnende Grab mir einst sanken,
Da keimts nun empor, und was duftet und blüht,
Sei Dein, Deiner Treue zu danken!

„Warum schreibst Du nicht einmal einen Roman?“ frug mich neulich mein Freund Giolitti. Wir bummelten gerade mit einander vom Tuileriengarten hinab gegen die Place de la Concorde, d. h. — wie ich mich eben noch recht entsinne — es war nicht in Paris, sondern in der Nähe von Müffendorf auf der Mehlemer Straße, als mein Freund diese Frage an mich stellte. Und der Freund war auch nicht, wie mir eben einfällt, der italienische Minister Giolitti, sondern Herr Anton Meyer hieß er, und sein Stand war: Sohn eines Steinbruchbesitzers am Lüngsberg. Natürlich kam mir seine Frage ganz plötzlich und unerwartet, so daß man sich meine Ueberraschung leicht vorstellen kann. Um diese und die ihr beigemischte Verlegenheit einigermaßen zu verbergen, machte ich ihn auf den kolossalen Menschenstrom aufmerksam, der sich eben an uns vorüberdrängte. Es war die Zeit, da die Etablissements der Weltstadt ihre Tagesarbeiter entließen, und diese den Bahnlinien zustrebten, welche ihre Saugapparate hier diesseits und jenseits der Seine bis tief in das Innere des ungeheuern Stadtgebietes vorgeschoben hatten. Mein Freund blieb stehen und sah in die flutende Masse hinein. Ein Gewimmel, ein Hasten und Drängen, ein Fahren und Gehen, hin und her, in den buntesten Kostümen, und

doch alles hineingetaucht und übergossen mit der blaugrau dämmernden Atmosphäre des Weltstadtfeierabends. Ein Anblick, dessen Großartigkeit noch erhöht wurde durch die Umgebung, die Bauten und Türme, welche den Hintergrund bildeten, einen Hintergrund von unendlich zackiger und kantiger Mannigfaltigkeit. An sich schon würde dieselbe furchtbar schwer zu beschreiben sein, aber geradezu zur Unmöglichkeit wird die Beschreibung, wenn man Paris niemals mit Augen sah, wie das leider bei mir bisher der Fall ist. Wir standen also nicht in Paris, sondern auf der Mehlemer Straße, und es war auch gar kein Menschenstrom da, sondern nur drei Menschen: Anton Meyer, mein Freund, der Sohn eines Steinbruchbesitzers am Küngsberg, und ich und der Herr „Hühnerpflücker" vom Draitsch, der sich eben mit einer Kiepe voll Hühner an uns vorüberwälzte. Außerdem war niemand da, auch kein Hintergrund, als der, den alle kennen, welche jemals diese merkwürdige Straße gewandert sind, und eigentlich setzte mich die Frage meines Freundes auch gar nicht in Verlegenheit, denn er fuhr ohne Unterbrechung fort: „Du bist doch ein Mensch.—"

„Ohne Zweifel!" fiel ich ein. „Denn ich sehe aus wie ein Mensch, esse, trinke, rede wie ein Mensch" —

„Ach was! Sei mal mit Deinem Unsinn still und laß mich ausreden!" wies der Minister, mein bester Freund, mich zurecht. „Du bist doch ein Mensch," fing er wieder an, „der etwas erlebt, gelernt, gesehen und erfahren hat, der sich bei seinen Erfahrungen etwas gedacht hat und außerdem die Fähigkeit besitzt, angenehm und erheiternd zu erzählen."

Ich hatte selbstverständlich verschiedene Versuche gemacht, ihn von seinen unanständigen Lobpreisungen auf offener Weltstadtstraße mit so kolossalem Hintergrunde abzubringen, aber jedesmal, wenn ich ansetzte, wurde seine Stimme lauter, und so kam ich nicht zu

Wort, bis das Entsetzliche geschehen war. Die Leute meinten nämlich zunächst alle, wir zankten uns, und der Strom stockte einen Augenblick, bis man das Lob gehört und meine blutrote Verlegenheit erkannt hatte. Und der Spiegel meiner Seele zitterte noch lange nach von den Steinwürfen, die Giolitti, mein Freund, seiner schimmernden Oberfläche so hintereinander appliziert hatte. Ohne weiter zu reden, lenkten wir die Schritte heimwärts. Wir schieden am Thore mit herzlichem Händedruck. Noch wünschte ich meinem Freunde, dem Minister, den allerbesten Erfolg in der nächsten Kammersitzung, zu der er eben nach Rom reiste, dann war ich allein — „ein Mensch“, wie er gesagt hatte, ein Mensch in der Einsamkeit.

Noch immer zitterte der Spiegel meiner Seele. Und da, langsam, leise begann es zu leuchten und zu blitzen, und das blitzende Gezitter verlor sich in ein tiefes, blutendes, ruhendes Rot. Es war die Sonne der Erinnerung, welche ihre Abendrotstrahlen über den zitternden Spiegel warf. Ich schaute hinein in die leuchtende Pracht, die ebenso langsam und leise, wie sie gekommen war, zu erlöschen begann. Nebel stiegen auf, Dämmerung breitete sich umher, und aus nebelnder Dämmerung brodelte es auf wie Gestalten. Gestalten lieb und traut und meinem Herzen verwandt, so schien es mir, und doch alle so fern, so nebelfern, so nah und doch so schwer zu erkennen, zu haschen, zu halten. Ich mühte mich noch ab, als es noch einmal aufflammte, hell, schreiend, unheimlich drohend wie fernes Wetterleuchten. Ich sah die Gestalten einen Augenblick, ich erkannte sie und winkte ihnen zu. Aber sie winkten mir wieder, sie schienen mich zu rufen, und während ich noch unschlüssig dastand, war alles verschwunden, alles versunken, und Dunkel breitete sich um mich und in mir.

Hinauf ging ich in meine Kammer. Ich war matt

und doch einfältig erregt. Zu denken vermochte ich nichts, als die eine dumme Frage: „Warum schreibst Du nicht einmal einen Roman?“ Das ging mir mechanisch im Kopfe herum, aber weiter kam ich nicht, und zuletzt ertappte ich mich dabei, daß ich zu dem Texte eine Melodie komponiert hatte, die ich nun in allen möglichen Variationen vor mich hinsummte: „Warum schreibst Du nicht einen Roman?“ Das war mir denn doch zu dumm. Ich summte also ohne Worte weiter, aber die Worte hatten ihren Rhythmus mit der Melodie gefunden, und die Melodie erinnerte mich fort und fort an die Worte: „Warum schreibst Du nicht einen Roman?“ Ich wurde wild und stellte das Summen ganz ein, aber ich geriet aus dem Regen in die Traufe. Nackt und klar und ohne Melodie kam da die Frage wieder; so brutal biedermännisch, so niederträchtig alltäglich war der Ton, daß mich ekelte vor dieser klotzigen Aufdringlichkeit. „Hol' Dich der Teufel!“ — schrie ich hinaus. Natürlich wußte ich zunächst nicht, wen ich damit meinte. Dann wurde mir das auch klar: den Urheber der Frage nämlich, den Minister, meinen Freund Giolitti. Und als es mir klar wurde, lachte ich über ihn, über mich, aber der Kerl war da, und seine Frage war da, und die Melodie war da, und ich schlug mich mit allen dreien herum. Hatte ich den einen glücklich an die Wand gedrückt, kam der andere und befreite ihn wieder, und während ich mich nun diesem zuwandte, tanzte der dritte mir auf den Kopf herum. Mein edles Haupt! Ich gab den Kampf auf, warf mich auf mein Lager und brummte nur in mich hinein: „Nein, nun erst recht nicht! Jetzt schreibe ich absolut keinen Roman!“ Mein Prinzip, mir von andern nichts aufdrängen zu lassen, war gerettet, meine Mannesehre war leuchtend blank wie ein goldner Schild. Mit diesem beruhigenden Bewußtsein entschlief ich.

Es war eine elende Nacht. Paris und mein Freund Anton Meyer, der Sohn des Steinbruchbesitzers am Lüngsberg, und die Mehlemer-Straße und Giolitti und die Erinnerungssonne und die Melodie und der Hintergrund und die Arbeitermassen und die nackte Frage schlugen sich mit einander in meinen Träumen. Ich erwachte spät, kleidete mich mit einem Gefühle gemächlicher Langeweile an, und als das besorgt war, ging ich ins Nebenzimmer. Das Frühstück schmeckte nicht. Ich stand auf und setzte mich aus Gewohnheit an den Schreibtisch. Da lag ein unbeschriebenes Blatt Papier. Mechanisch nahm ich die Feder und fing an zu malen. Arabesken, Schriftschnörkel, alles durcheinander. Zuletzt war kein Platz mehr da. So legte ich die Feder wieder hin. Ich lehnte mich zurück und stierte langweilig ins Blaue. Gedacht hatte ich noch keinen Schlag. Auch jetzt dachte ich nichts, gar nichts, stierte bloß. Da, da, ja, was ist denn das? Umgeben von Arabesken und Schnörkeln starrt es mich an: „Der Bombenhein. Eine Jugendgeschichte von Mathieu Schwann.“ — „Himmelkreuzdonner . . . . der Fluch blieb auf halbem Wege liegen. Ein fürchterliches Gelächter hatte ihn überholt, da ich erkannte, daß ja meine eigene Hand und Feder diesen blödsinnigen Titel hingezeichnet hatten. Was nun?

Ja, was nun? Wird man mir glauben, wenn ich sage, daß ich ganz fidel wurde, daß meine Stimmung plötzlich umschlug? Der Titel war da, und der Titel war von mir selbst, also nicht aufgedrängt. Der Titel war da, also konnte es ferner keinen naturalistischen Roman geben, denn der fängt ohne Titel an und erhält erst am Schlusse seinen Namen. Der Titel war da, und der verriet drittens eine Grundidee. Die brauchte ich also nur unter dem Titel zu schreiben. Noch schlummerte sie freilich, noch kannte ich sie nicht. Was also sollte ich nun unter den Titel schreiben?

Das war mir ganz gleichgültig. Ich dachte nicht weiter darüber nach. „Das kommt schon von selbst. Wart's nur ab!" flüsterte mir die Muse zu. Neue Bedenken regten sich. „Dummes Zeug!" rief ich, was ist denn eigentlich dabei?" Warum soll denn ich gerade keinen Roman schreiben? Andre thun's doch auch, und wie viele fangen sogar ohne Titel an! Und dann, was ist denn eigentlich ein Roman? Halt! dachte ich, das werde ich ein andermal darthun. Das ist ja schon ein ganz schöner Stoff für ein Gespräch im Roman. Göthe hat z. B. den ganzen Hamlet im Wilhelm Meister gesprächsweise erklärt, und es giebt in einem idealen Roman ja immer Gelegenheiten, wo ein derartiges Thema ganz willkommen ist, weil sonst das notwendige Gespräch wahrscheinlich wortlos verlaufen müßte. Und was bedarf es denn zu einem Roman? Eigentlich doch nur Feder, Tinte und Papier und einen, der ihn schreibt. Das letzte bin ich, und das erste habe ich. Also schreibe ich einen Roman. Ich habe doch eigentlich große Anlagen, einen ganz unzweifelhaften Beruf dazu. Das zeigt schon die Thatsache, daß mir dieser allerdings blödsinnige Titel ganz von selbst kam. Aber in dem Titel schlummert eine Idee. Und nach dem Titel fiel mir auch sofort noch der Stoff für ein Gespräch ein, das doch ohne Stoff ganz traurig ausfallen müßte. Nein, gewiß, mein Talent steht fest. Nächster Tage fange ich an. Heute nicht! Heute gehe ich aus. Es ist mir so unendlich wohl, da kann man doch nicht daheim bleiben." Und so nahm ich Stock und Hut und ging. Das Bewußtsein aber begleitete mich und hob mein Haupt empor: „Das Schicksal hat dich berufen, einen Roman zu schreiben. Das Schicksal aber enthebt mich jeder weiteren Verantwortung."

Erstes Hauptstück.

Der Embryo.

Heinrich Emanuel Grünauer, so ist der Name unsres Helden im Civilstandsregister. Warum er abgekürzt einfach „Bombenhein" genannt wurde, das kann ich doch unmöglich jetzt schon wissen, da ich meinen Roman ja erst anfange. Und wenn ich es wüßte, könnte ich es nicht verraten, ohne gegen die ersten Grundregeln der Romanästhetik zu verstoßen. Der Roman ist nämlich eine Dichtung, welche .... Doch davon weiteres unten in dem angekündigten Gespräch! Nehmen wir hier einfach den Faden der Erzählung wieder auf!

Heinrich Emanuel Grünauer also war der Sohn sehr achtbarer Eltern. Sein Vater war Arzt in einem kleinen Städtchen am Rhein. Seine Mutter war dessen Frau. Der erste trug als besonderes Abzeichen den Vornamen Felix, die Mutter hieß Susanne. Unser Heinrich Emanuel war das vierte in der Reihe von sieben Kindern, auf deren fromme und tüchtige Erziehung die Eltern alle Sorge verwendeten. Es war ein kleines Paradies, in welchem die Glücklichen heranwuchsen. Das elterliche Haus lag in einem großen Garten. Nach der Straße zu bildete die Grenze ein eisernes Thor, von dem eine Brücke über den Straßengraben hinaus in die Welt führte. Das

Thor selbst war rechts und links von einem Rosenstaket flankiert. Hinter dieser Grenze lag der Vorgarten, ein großer mit Kies bedeckter Platz, dessen beide Seiten mit Blumenbeeten und Haselbüschen garniert waren, während in der Mitte ein großes rundes Blumenbeet die Aufmerksamkeit erregte. Bis zur Höhe des zweiten Stockwerks stieg nämlich aus der Mitte dieses in der Mitte liegenden Blumenbeetes eine Kletterrose an eiserner Stange in die Luft, deren breitausfallende Zweige sich im Juni mit tausenden von kleinen weißen Rosen schmückten. Die ergänzende Farbenmischung wurde erreicht durch je sechs rot und gelb blühende Rosenstöcke, welche unter den Fenstern des Hauses in einer Reihe rechts und links von der Treppe standen, auf deren Plattform dann wieder zu beiden Seiten je drei prächtige Lorbeerbäume in Kübeln den freundlichen Anblick des Ganzen erhöhten. Durch eine Einfahrt gelangte man an der rechten Seite des Hauses vorbei auf den Hof hinter dem Hause, wo Hühner, Tauben, Hunde, zwei Schweine und ein Pferd abwechselnd reiche Unterhaltung boten. Der Hof fand links seinen Abschluß durch die Stallung und die Wirtschaftsgebäude; rechts zog sich hinter einem schönen Maulbeerbaum, dessen Rinde durch die Kletterversuche der Kinder wie poliert war, die Mauer fort, die hier das Grünauersche Heimwesen gegen den Nachbargarten abschloß. In der Flucht dieser mit wildem Wein bestandenen Mauer übernahm dann eine Dornhecke das Amt weiterer Absonderung des langgedehnten Gartens vom Nachbargarten, und parallel mit ihr besorgte eine gleiche Dornhecke, welche von der Rückwand der Remise auslief, den Abschluß nach links. Der Hintergarten selbst ward durch ein hohes Staket, dessen Mittelpunkt die Pumpe mit überragender Trauerweide bildete, vom Hofe getrennt. In denselben hatten außer den Eltern nur die Kinder und Tom, der alte treue Spitz, Zutritt.

Den Schweinen, dem Pferde und den Hühnern war der Eintritt bei Strafe verboten. Die Kinder indes stifteten die Ausgeschlossenen manchmal zur kecken Überschreitung des Verbotes an, und dann gab es jedesmal eine große von hallo und hussa begleitete Hetzjagd. Der Garten war bis zu dem kleinen Hügel in der Mitte, von dem man eine reizende Aussicht auf die sieben Berge genoß, parkartig angelegt, mit Lauben, Wiesen, Baumgruppen. Den Haupttummelplatz der Kinder bildete jener Hügel und die diesseits abhängende Wiese mit den „Tännchen“, einem kleinen, von etwa fünfundzwanzig jungen Edeltannen bestandenen Bosquet, welches der linken Gartenseite einen gar lauschigen Charakter verlieh. Jenseits des Hügels begann mit einem Sauerampferbeet der Gemüsegarten, welcher sich sauber bis zum Ende des Anwesens ausdehnte. Ein kleines Thor vermittelte hier abermals den Übergang zur Außenwelt, die sich zunächst als „Bahnhofstraße“ darstellte.

Zweier verbotenen Regionen muß ich nun hier noch erwähnen: des Mistbeetes und der Blumenbank. Ging man vom Hofe aus links durch das kleine Gartenthor in den Garten, so erreichte man zunächst eine von hoher Trauaresche überdeckte Laube. Hinter derselben dehnte sich immer zur linken Seite des Weges ein Gebüsch von Johannisbeersträuchern aus. Dann folgte ein freier sonniger Platz, und hier waren die Mistbeete, die zur Anzucht der Blumen und Gemüsepflanzen dienten. Die Eltern sahen es nicht gern, wenn die Kinder dieser Stelle zu nahe kamen, nicht so sehr, weil sie von den Kindern ein Unheil für die Mistbeetfenster fürchteten, sondern vielmehr von diesen eines für die Kinder. Aber das Unglück wollte, daß gerade der Weg an den Mistbeeten entlang durch die oftmals hier ein- und ausgeschaufelte Gartenerde so flach und fest wie eine Tenne geworden war, während sonst

überall im Garten der ausgestreute Kies die Wege rauh und uneben machte. Darum suchten die Kinder gerade mit Vorliebe diese schöne Fläche zu ihrem „Klickerspiele“ auf. Das war der eine verbotene Platz.

Der zweite war vor der Blumenbank. Trat man nämlich durch das rechte Gartenthor vom Hofe in den Garten, so erhob sich gleich zur linken Seite eine staffelförmig von Latten aufgebaute Bank, welche mit hunderten von Blumentöpfen bestellt war. Levkojen, Fuchsien, Geranien, Reseda, Heliotrop und viele andere Pflanzen blühten hier in den mannigfaltigsten Farben und Formen. Die Pflege dieser blühenden Welt hatte sich unser Dr. Felix Grünauer ausschließlich selbst vorbehalten. Da durfte ihm keiner hineinpfuschen, und oftmals, wenn er müde und abgespannt aus der Praxis um Mittag heimkehrte, stattete er zuerst seinen lieben Blumen einen Besuch ab, und wenn nach Tisch die Reise wieder losgehen sollte, aber der Wagen noch nicht ganz angeschirrt war, hier bei seinen Blumen wartete er dann die wenigen Minuten. War er selbst da, so durften auch die Kinder dem Heiligtume näher treten; dann zeigte er ihnen die eine oder andere besonders schön entwickelte Blüte, sie sorgfältig auf dem untergelegten Zeigefinger balancierend. Aber wenn es dann vom Hofe herüberschallte: „Herr Doktor, wir sind fertig!“ so sagte er den Kindern rasch adieu und hing stets die ernste Mahnung an: „Daß mir aber jetzt keiner mehr da herangeht!“ Die Kinder waren folgsam, aber zuweilen fiel doch ein Ball in die Blumen hinein, brach eine Blüte, knickte einen Zweig oder warf gar einen Topf zur Erde, und dann war das Unglück groß. „Wart', wenn der Papa heimkommt, Du kriegst es!“ bekam der Übelthäter dann wohl zu hören, ein Wortstreit entspann sich, der heftiger wurde, bis die Mutter am Fenster ihres Schlafzimmers erschien und Nachfrage hielt. Sie schalt den Ungeschickten dann

tüchtig aus, erschien aber bald darauf selbst, um den angerichteten Schaden so schnell und gut als möglich zu verdecken.

„Wenn der Papa heimkommt, ist er müde, und dann soll er sich nicht ärgern müssen, sondern Freude haben," sagte sie zur umstehenden Schar und verwies sie weiter hinein in den Garten. Passierte es aber gar, daß die einmal erregte Stimmung der Kinder sich in weitern Zänkereien Luft machte und sich nicht so schnell beruhigen konnte, so griff sie den einen heraus — wir müssen leider gestehen, daß unser Heinrich Emanuel gewöhnlich dieser eine war — und sperrte ihn für eine halbe Stunde ins dunkle „Kapäuschen". Dieser mysteriöse Ort war nämlich eine dunkle Kammer, die einem Turmverließe nicht unähnlich war und in der es entsetzlich nach Thran und Stiefelwichse roch. Statt der Folterwerkzeuge standen hier nämlich in Reih und Glied auf besonderem, mit grünem Vorhang versehenen Regal die vielen doppelten und dreifachen Schuh- und Stiefelpaare der zahlreichen Familie. Außerdem diente der Ort zur Aufbewahrung der Besen und Bürsten, der schwarzen Schmierseife, die hier in einem Kübel stand, und einiger anderer wertvoller Utensilien. In dieser trostlosen Umgebung war es also dem Übelthäter gestattet, tiefere Betrachtungen über die Wechselfälle des menschlichen Daseins im Düstern anzustellen, bis die Mutter ihn nach nicht zu langem Dulden aus seinem Kerker erlöste und mit treuen Ermahnungen wieder „an die Luft" jagte.

Heinrich Emanuel nun — wir müssen es zu seiner Schande nochmals gestehen — war gewöhnlich der Übelthäter, und wenn er da drinnen saß, vertrieb er sich die Zeit meist statt mit Betrachtungen mit Stiefelwichsen, wobei er dann lustig sang oder pfiff und sich ganz allerliebst aussehen machte. Warum er aber so oftmals da hineinkam, hatte keineswegs, wie man viel-

leicht schließen möchte, seinen Grund in einer besondern Verstocktheit, sondern einfach darin, daß er von seiner Geburt an schon die allerschwierigste Stellung hatte. Er war nämlich von den Mädchen, die älter waren, als er, der Jüngste, und von den Brüdern, die jünger waren, als er, der Älteste. Hier sollte er kommandieren und Ordnung halten, aber auch verteidigen, wenn die Schwestern, ohne seine Autorität zu achten, sich über seinen Kopf weg mit den jüngeren Geschwistern in Rapport setzten. Von oben her sollte er dann wieder kommandiert werden. Diese Doppelseitigkeit, zu der die Natur ihn veranlaßt hatte, führte darum und weil er außerdem ein ganz eigensinniger Tropf war, nicht wenig häufig zu ernsten Konflikten, die dann entweder von oben und unten her zur Vereinigung in ihrem Mittelpunkte strebten, oder auch sich über diesem Mittelpunkt mit Donner und Blitz entluden. Den Mittelpunkt nahm unser unglückseliger Heinrich Emanuel ein. Um ihn drehte sich stets der Kampf, er erschien darum auch stets als der Hauptverbrecher und mußte die Sache ausbeißen. Nun, Zähne hat er dabei nicht gerade verloren, denn die Mutter war dem „Zänker" gewogen, und so oft er auch bestraft wurde, so oft gab sie ihm auch wieder Beweise ihrer unvergleichlichen Liebe, und zum Pessimisten konnte Heinrich Emanuel darum doch nicht werden.

Eine Seite seiner Charakterentwickelung nahm nun von dieser natürlichen Doppelstellung ihren Ausgang. Heinrich Emanuel war rücksichtsvoll, und weil er es ungern mit einem verdarb, übte er Rücksicht, so lange wie möglich. Das war ein etwas mädchenhafter Zug. War es aber dann nicht mehr möglich, weitere Rücksicht walten zu lassen, so erhob sich sein Eigensinn, und mit einer rücksichtslosen Brutalität suchte sich dieser nun für die vergebens genommene Rücksicht zu entschädigen. Seine Natur entwickelte sich also nicht

glatt in schönem Zuge aus sich selbst heraus, sondern sprunghaft. Gelang die stille Umgehung oder Beseitigung eines Hindernisses nicht, so wurde es einfach im Jähzorn überrannt, und so entwickelte sich in ihm trotz seiner Ruhe und gewiß nicht geheuchelten Gutmütigkeit ein Zug zur Gewaltthat, der oftmals schon des Knaben Stirnadern in hellem Zorne anschwellen ließ und ihn manchmal zu Dingen fortriß, die er in Ruhe niemals für möglich gehalten hätte. Diese Charaktereigenschaft trug ihm von seinen Geschwistern nun schon den zweiten Spitznamen ein. Sie nannten den ruhigen Jungen, der dann doch wieder so leidenschaftlich aufbrausen konnte, den „Duckmäuser". Aber das war doch alles falsch. Denn nicht Wille und Fertigkeit hatten ihn so gemacht, sondern eben Unwille und Unfertigkeit. Es war die Unbeholfenheit, die sich durch die Zurückdrängung seines eigenen Willens und die fortwährende Mittelstellung, wodurch er dann doch in alles hineingezogen wurde, in ihm entwickelte, die Unbeholfenheit, die sich dann gerade in solchen Explosionen am meisten darthat. Ausleben konnte sich Heinrich Emanuel schon als Kind nach außen nicht, sondern nur nach innen. Und hatte dann dieses innere Ausleben wieder einmal einen bestimmten Grad der Spannung erreicht, so mußte es, um nach außen in Form und Wirklichkeit zu gelangen, eben zum Austoben kommen.

Trotz alledem war es aber doch ein kleines Paradies, in welchem unser Held aufwuchs, ein Paradies allerdings, welches ein Drachen umschlich, und dem es endlich auch gelang, in dasselbe einzubrechen. Die Eltern hatten sich entschlossen, ihren Kindern eine Gouvernante zu halten. Fräulein Thusnelda Janson kam an und übernahm die Bildung der Kinder. Diese nannten sie einfach „Fräulein". Fräulein Thusnelda stammte aus jener Gegend der Rheinlande, die hart

an die Muckerprovinz grenzte. Im Flachland geboren, besaß sie eine durchaus flache Äußerlichkeit, nur ihre Lippen verrieten über den scharf und spitz vorspringenden Augenzähnen einige Wölbung. An den Schläfen trug sie das schwarze Haar glatt gewellt, die Zöpfe hatte sie gretchenartig rund um den Kopf gewunden, was ihrem ohnedies rundlichen Gesichte noch eine rundere Form gab und diese bei dem Fehlen aller andern Rundung um so auffälliger machte. Ein antikes Lächeln lag wie versteinert um die dünnen langen Lippen und ließ die oberen Eckzähne sehen, und im übrigen bestand ihre pädagogische Kunst äußerlich darin, die Kinder zu belauschen, zu erschrecken und zu puffen. Innerlich arbeitete sie mit den banalsten Äußerlichkeiten katholischer Muckerei. Außer den ordentlichen zahlreichen Gebeten gab es da die außerordentlichen der Tages- und Jahreszeit, wie Stoßseufzer, Ablaßgebete, Rosenkränze, Litaneien, Maiandachten, Leidensandachten, Fünfwundengebete, Gewissenserforschungen, Bittgänge u. s. w., u. s. w. Dies alles wurde pünktlich bis zur radikalen Ermüdung getrieben, und unser Heinrich Emanuel nahm von seinem fünften Lebensjahre daran teil. Da kniete er denn auf hartem Boden neben den übrigen Büßern in militärischer Reihe und Abstufung, und hinter den Büßenden kniete das Fräulein, sie alle mit Luchsaugen beobachtend, und betete den Rosenkranz vor. Das war entsetzlich lang, und die Kniee thaten dem armen Schlucker ordentlich weh. Dann kam die sogenannte Gewissenserforschung. Sie brachte Erlösung und Erheiterung mancher Art für ihn. Alle bargen das Gesicht in den Händen und das Fräulein begann: „War ich heute ungehorsam?“ Alle seufzten in die vorgehaltenen Hände, und Heinrich Emanuel seufzte nach. „Habe ich in Gedanken, durch Worte oder Werke meine Eltern oder einen meiner Vorgesetzten beleidigt oder

gekränkt?“ Vereinzelte Seufzer antworteten. Nur Heinrich Emanuel seufzte immer und immer zu spät. Das brachte seine zweite Schwester zum Kichern. Puff — und sie flog vornüber auf ihr Angesicht. Da kicherte ein andrer. Puff — auch er, und so manchmal die ganze Reihe durch. Dann fing es wieder an mit gespensterhaftem Ton: „War ich unkeusch in Gedanken, Worten oder Werken?“ Keiner seufzte; nur der kleine Heinrich Emanuel machte einen schmerzdurchwühlten Ansatz, schnappte sich dann aber plötzlich, als er merkte, daß alle andern stille blieben. Der Ansatz brachte die meisten zu neuem Ausplatzen und puff — puff — puff — flogen sie wieder vornüber. Der Ansetzer natürlich flog zuerst, und in seinem Innern begann es zu grollen. Der Effekt der heiligen Handlung war dahin, und mit einem kräftigen „Schwein“ beleidigte er nun in Gedanken wirklich einen seiner Vorgesetzten. Endlich war auch das erledigt, und alle konnten hinaus bis auf diejenigen, welche wegen ungebührlichen Betragens während des Gebetes eine halbe Stunde nachsitzen mußten. So war das erste große Leid ins Paradies hineingebrochen, und es galt nun, dem Leide möglichst auszuweichen oder die Zähne zu zeigen — je nachdem.

Als Heinrich Emanuel eines Morgens zum Frühstück erschien, ging er zum Sopha und bot seiner Mutter einen zärtlichen Morgenkuß. Dann wanderte er um den Tisch herum und begrüßte mit gleicher Fröhlichkeit seinen Vater. Eben wollte er darauf seinen Platz einnehmen, als die Mutter ihn frug: „Heinrich, ist denn niemand mehr da?“

Er sah auf und bemerkte nur noch das Fräulein. Deswegen ließ er sich nicht stören, sondern nahm sein Butterbrot und biß hinein. Die Mutter begann von neuem: „Heinrich, was habe ich Dich gefragt?“

„Ob niemand mehr da sei?“ antwortete der Junge ruhig weiterkauend.

„Nun also, so biete dem Fräulein doch auch einen guten Morgen!“ ermahnte die Mutter.

Gewiß nicht mit Absicht hatte Heinrich Emanuel das Fräulein übersehen. Jetzt aber, von der Mutter aufmerksam gemacht, regte sich sein Groll, stieg rasch zum Trotz und statt der Aufforderung der Mutter zu folgen, biß er zum zweiten Male in sein Butterbrot.

„Heinrich, Du bist ungezogen! Wirst Du sofort dem Fräulein guten Morgen sagen!“ setzte die Mutter wieder ein. Aber Heinrich Emanuel überhörte alles. Abermals mit ernsterem Tone aufgefordert, sagte er kalt und bestimmt: „Nein!“ Da sprang der Vater der Mutter zu Hilfe und rief: „Bengel, hinaus! Er bekommt nicht eher etwas zu essen, bis er gehorcht hat!“

Heinrich Emanuel hatte das angefangene Butterbrot hingelegt und eilte hinaus. Der vom oberen Tischende herabrollende Donner verkündete Einschlag, und diesem suchte er schleunigst zu entgehen.

Zu Mittag erschien Heinrich Emanuel mit den andern Kindern am Tische. Die erste Frage des Vaters war: „Hat er gefolgt?“ Das Fräulein winkte ein wehmütiges Nein. Der Vater richtete die drohende Anfrage an Heinrich: „Wirst Du folgen?“

Einen Augenblick allgemeine Stille. Dann kam es fest von dem kleinen Trotzkopf herauf:

„Der Morgen ist vorüber, und mittags sagt man nicht Guten Morgen.“

Der Vater wollte aufbrausen, aber die Mutter legte sich ins Mittel und sagte ruhig: „Heinrich, bitte das Fräulein um Verzeihung!“ Da wurde der Kleine blaß, dann rot; er sah seine Geschwister der Reihe nach an, die alle möglichst dumme Gesichter machten. Nur die zweitälteste Schwester lächelte heimlich. Heinrichs Augen senkten sich wieder, dann plötzlich fuhr sein Händchen mit dem Löffel in die Höhe und bums

— nieder! Die Suppe spritzte, der Teller entzwei, und „Nein" schrie er leidenschaftlich, warf den Stuhl zurück und eilte brüllend hinaus.

Die Eltern schauten sich betroffen an. Aber es waren mehr Blicke unzufriedenen Erstaunens, als zornigen Ärgers. Einige Bemerkungen fielen, wie „der Racker", „der Bengel". Doch die Mutter begütigte: „Laß ihn, er wird schon von selbst kommen!"

Aber Heinrich Emanuel kam nicht von selbst. Am Nachmittag nahm er seinen jüngern Bruder vor und sagte ihm: „Komm' mit, wir wandern aus!" Aus der Wäschekammer holte er ein flaches Körbchen, schlich sich ins Schlafzimmer, legte je zwei Hemdchen zu unterst, die beiden Sonntagsanzüge obendrauf und bedeckte das Ganze mit einer Windel seiner jüngsten Schwester. Darauf nahmen die beiden Burschen das Körbchen zwischen sich, drückten sich in den Garten und aus dem Garten durch das hintere Thörchen hinaus in die Bahnhofstraße. Entschlossen überschritten sie das Geleise und schlugen den Weg zum Rheinufer ein, wo die Großeltern ein reizendes Landgut besaßen. „Wir müssen den Großeltern adieu sagen!" meinte Heinrich Emanuel treuherzig. Und sie kamen zum Ziele. Die Großmutter bewirtete ihre Lieblinge freundlich mit Kaffee und Kuchen, hörte die Klagen des armen Schluckers an und lachte hell auf, als sie seinen Entschluß „auszuwandern" vernahm. Großvater saß in seiner Sophaecke und blickte mild zu den Kindern hinüber. Dann begann er: „Wenn Du auswandern willst, mein Junge, mußt Du doch auch Geld haben!" Daran hatte Heinrich Emanuel nicht gedacht, aber es leuchtete ihm ein, und so seufzte er tief auf.

„Na, denn komm' einmal her! Wieviel glaubst Du denn, daß Du nötig hast?" frug der alte Herr scherzend weiter.

Heinrich Emanuel zögerte einen Augenblick; dann

sagte er entschlossen: „Mit fünf Groschen komme ich aus.“

„So, so, mit fünf Groschen?“ erwiderte Großvater ernst. Dabei kramte er mit den Fingern in der kleinen Tischschublade herum: „Na denn, da hast Du fünf Groschen, und hier sind noch fünf Groschen für den da: Und nun geht erst einmal wieder nach Haus, denn ihr habt ja vergessen, Mama adieu zu sagen. Das müßt ihr zuerst noch thun!“

„Jawohl!“ sagte Karl Gustav, der jüngere Bruder eifrig; „das müssen wir noch thun!“ Aber Heinrich Emanuel schwieg. Die Knaben nahmen darauf Abschied von den Großeltern. Großmutter hatte ihnen noch einiges Eßbare in ihr Körbchen gesteckt. Das nahmen beide nunmehr wieder zwischen sich und wanderten einträchtlich zum Thore hinaus. Heinrich Emanuel schlug anfangs auch den Weg heimwärts ein. Aber hinter der ersten Ecke, wohin die Blicke der sorglich nachschauenden Großmutter nicht mehr reichten, nahm er den ersten Querweg rechts und statt geradeaus gegen Westen zu wandern, wo die Heimat lag, bog er nach Norden ab und erreichte unterhalb des großelterlichen Hauses das Rheinufer wieder. Der kleine Karl Gustav hatte schon einmal ängstlich gefragt: „Hein, wo willst Du hin?“ Heinrich Emanuel blieb stumm. Jetzt aber im weiten Felde, an diesem öden, nur mit Weiden bestandenen Flußufer begann der Kleine wieder: „Hein, Großvater sagte doch, wir sollten doch erst Mama adieu sagen. Wo willst Du hin, Hein?“

„Dummer Kerl!“ erwiderte Heinrich Emanuel. „Wenn wir heimkämen, gäb's schöne Haue. Nicht heim, fort gehen wir. Die mögen sich daheim mit dem Fräulein allein amüsieren. Ich mag das Weibsbild nicht und Du auch nicht.“

„Nein, ich auch nicht,“ wiederholte Karl Gustav

zögernd. Aber die Erinnerung an die Haue und das Fräulein stärkte doch seinen Mut wieder. „Wo gehen wir denn hin?" frug er noch einmal.

„Immer am Rhein vorbei!" war die Antwort. „der Rhein läuft ins Meer. Wir kommen also ans Meer, und dann setzen wir uns auf ein großes, großes Schiff und fahren zur Tante nach Amerika."

„Kommen wir heut' noch ans Meer?" frug Karl Gustav weiter.

„Nein, heute noch nicht, aber wenn wir tapfer marschieren, sind wir morgen um die Zeit da", versetzte Heinrich Emanuel mit Sicherheit.

Karl Gustav machte ein komisches Gesicht. Die Sonne sank, der Abend kam. „Wo schlafen wir denn heute?" frug er nach einer Weile.

„Hier!" sagte Hein energisch und drang in die Uferweiden ein. Das Gesicht des Kleinen wurde immer verdächtiger. Aber Hein beruhigte ihn. Zunächst brach er wieder aus den Weiden heraus, schleppte von einem nahen Haferfelde eine der dort aufgestapelten Garben herbei, band sie auf und breitete sie zu schönem Lager. Dann holte er die Eßwaren der Großmutter heraus und gab dem Bruder die besten Stücke. Er selbst nahm nur wenig und packte den Rest sorgfältig wieder ein. So saßen beide auf ihrer Strohhürde und kauten munter drauf los. Zwischendurch bemerkte Heinrich Emanuel nur einmal: „Jetzt machen die daheim ihre Gewissenserforschung." Er selbst schenkte sie sich heute und seufzte nicht ein einziges Mal.

Aber daheim hatten sie sich dieselbe heute auch geschenkt. Als der Nachmittagskaffee erschien, bemerkte man das Fehlen der beiden Kinder. Heinrich Emanuels Lieblingsschwester, die ruhige und brave, aber wegen ihres lauten Ausschnupfens von dem Fräulein fast bis zur Melancholie geplagte Jeanette hatte den Plan

halb erfahren. Sie hatte die beiden gesehen, wie sie mit dem Körbchen zwischen sich zum Garten hinauswanderten, sie hatte auch einzelne Worte wie „Auswandern", „Großeltern" u. s. w. aufgeschnappt, aber sie hatte geschwiegen, bis die Abwesenheit bemerkt wurde. Die allgemeine Aufregung stieg, als die Burschen auch bis fünf Uhr nicht heimkamen. Die Mutter hatte eine Magd zu den Großeltern geschickt, um zu fragen, ob die Kinder dort seien? Sie kam nach einer Stunde mit der Nachricht zurück, sie seien da gewesen und in der Richtung nach Haus vor einer halben Stunde fortgegangen. So wartete man noch eine Weile, da man heimwärts von dem Hause der Großeltern dreierlei Wege wandern konnte. Aber die Verlorenen kamen nicht, und die kaum beruhigte Angst belebte sich von neuem rasch und allgemein, und als der Vater um sechs Uhr nach Hause kam, erzählte ihm die Mutter weinend: „Die Jungens sind fort!"

„Was, die Jungens?" rief er im aufsteigenden Ärger über all die dummen Gesichter um ihn herum.

„Nun ja, die Jungens," bekam er zur Antwort, „der Hein und der Karl."

„Wohin sind sie denn?" frug er ärgerlich weiter.

„Sie sind bei den Großeltern gewesen, und jetzt — jetzt sind sie fort."

„Ach was, fort! Dummes Zeug mit Eurem fort!" Dann pfiff er und rief in den Hof hinaus: „Jakob anspannen!"

Es wurde angespannt und binnen einer Viertelstunde flog der Wagen dem Rheine zu. Bei den Großeltern erfuhr man die ganze Klage und Erzählung der Kinder. „Aber," fügte die Großmutter gegen Dr. Grünauer gewendet hinzu: „Sie müssen mit den Kindern nicht gar so streng sein. Das ist ein dummer Streich, den man mit der Reitpeitsche auch nicht kuriert. Thun Sie mir den Gefallen und lassen

Sie das dumme Ding hier! Und die Sach' mit dem Fräulein überlegen Sie sich einmal, die will mir nun einmal ganz und gar nicht gefallen. Ich kann mir nicht helfen, aber es ist so!"

Dr. Grünauer hörte nur halb zu. Schon hatte er die Thüre wieder in der Hand, aber im Hinauseilen warf er die Reitpeitsche in die Ecke. Die Mutter blieb zurück. Draußen erfuhr der Arzt von einigen Leuten, daß man die Kinder gesehen habe; sie seien an den Rhein hinunter gegangen. Der Kutscher Jakob, der Wagen und Pferd untergestellt hatte, rannte davon. Ihm folgten einige Leute aus dem Dorfe. Der Doktor selbst hielt vor dem Dorfe seinen Schritt an. „Vielleicht haben sie nur Muscheln gesucht oder Steine geworfen und sich dabei versäumt" — sagte er halblaut zu sich selbst, — „und dann ist es besser, ich strafe sie nicht zu sehr; wenn aber ein Unglück — —" den Gedanken dachte er nicht aus. Der starke Mann schüttelte sich und sah ruhigen Blickes in die Ferne.

Die Kinder hatten unterdessen hinter den Weiden ihr Abendbrot verzehrt. Als das besorgt war, nahm Heinrich Emanuel den Kopf des Bruders auf seine Kniee, legte den Arm um seine Schulter und sagte: „So Jung', schlaf' jetzt!" Er selbst blieb in sitzender Stellung mit dem Rücken an einen Stein gelehnt, sah hinaus auf das Wasser und lauschte dem Murmeln der Wellen, wie sie am Rande über die blanken Kiesel rollten. Aber der „Jung'" schlief nicht. Aus seinen Augen stahlen sich Thränen, und eine derselben fiel brennend auf Heinrichs Hand. Der zuckte zusammen, und augenblicklich brach die verhaltene Angst des Kleinen in krampfhaftes Schluchzen aus: „Hein, es wird so dunkel!" jammerte er heraus. Der Ältere suchte ihn zu beruhigen. Mit einiger Gewalt zog er den halb aufgerichteten nieder und befahl ihm zu schlafen.

„Mach' die Augen zu, dann siehst Du es nicht," sagte er dem Bruder, der dann auch folgte und allmählig sein Schluchzen einstellte. Da — Stimmen! sie kamen näher, und „Heinrich", „Karl" hörte man rufen.

„Sei still!" raunte Heinrich dem Bruder zu, der sich wieder aufgerichtet hatte.

Da wieder: „Heinrich! — Karl," und diesmal fast ganz nahe.

„Der Jakob! Der Jakob!" schrie Karl fröhlich auf. Und der Jakob hatte das Rufen gehört. Er folgte der Richtung, brach durch die Weiden, und da — da hatte er die beiden Flüchtlinge vor sich.

„Daß Euch der Teufel . . . ." schrie er halblaut heraus und riß das Strohband auf, mit dem die Bürde zusammengebunden gewesen, um mit demselben auf die Buben einzudringen. Aber schon war ihm Karl an den Hals geflogen und that so zärtlich, daß alle Wut des Mannes schnell verrauchte. Er besann sich. Dem Vater durfte er die Kinder jetzt nicht zuführen. Es hätte zu harte Prügel abgesetzt. So rief er denn einen der Nachläufer heran und beauftragte ihn, dem Vater und den Großeltern zu melden, die Kinder seien gefunden, er bringe sie nach Haus. Dann käme er wieder, die Eltern heimzufahren."

Und so geschah es. Rechts und links nahm der „Jakob" einen der Knaben an die Hand, das Körbchen unter den Arm, und so rannte er querfeldein mit ihnen dem Heimatstädtchen zu. Dort angelangt, befahl er: „Nun rasch ins Bett!" — Das wurde besorgt, trotzdem das Fräulein Miene machte zur Opposition. Aber der Jakob war höchst unehrerbietig und schnauzte sie einfach nieder. Dann ging er fort, die Eltern zu holen, ließ sich nun aber gemütlich Zeit. Die Nachricht von den wiedergefundenen Söhnen hatte doch auf alle erlösend gewirkt. Die Großeltern begannen zu scherzen, endlich lachte

auch Dr. Grünauer mit und versprach noch beim Abschied der Großmutter, die Knaben heute nicht mehr zu hauen. „Das hat morgen, wenn es sein soll, ja auch noch Zeit!“ meinte sie und knipste dabei heimlich Frau Susanne mit den Augen zu. Und als der Wagen dann gegen neun Uhr heimkam, lagen die Kinder schon im tiefsten Schlaf. Der Vater kam nur und sah sie an; dann ging er leise wieder hinaus. Die Mutter strich dem Ältern mit weicher Hand über die Haare, und der Traumengel flüsterte den Verbrechern ins Ohr, daß alles vergeben und vergessen sei.

Am andern Morgen war Heinrich Emanuel früh auf. Er ging ans Bett des Vaters, ihm halb ängstlich zwar, doch zärtlich den Morgenkuß zu geben. Der aber wehrte ab und sagte ernst: „Heinrich, das darfst Du mir nicht wieder anthun!“ Und Heinrich Emanuel begann laut zu schluchzen, bis der Vater ihn an sich zog und küßte. Dann stürmte er fort zur Mutter ins andre Zimmer, und sie wehrte nicht lange, sondern umhalste den Bengel mit aller Liebe und Güte. Als dann Heinrich zum Morgenimbiß erschien, sagte er von der Thüre aus laut: „Wünsche allseits guten Morgen!“ Davon konnte nun jeder seinen Teil für sich nehmen, auch das Fräulein. Und daß ihr Teil von Heinrich innerlich nicht besonders groß bemessen war, kann man sich denken. Aber der Junge hatte „korrekt“ gehandelt, und man ließ ihn in Ruhe. Die Mutter lächelte verstohlen, und der Vater platzte, als die Kinder zum Unterricht abgezogen waren, heraus: „Der Racker! Der Schlingel! — Nein, ist das ein Tropf! Sagt der Kerl von der Thüre aus Guten Morgen.“ —

Die Eltern Grünauer hatten sich mit der Theorie der höheren Pädagoik niemals befaßt. Sie hatten weder von Rousseau noch Pestalozzi oder sonst einem jemals etwas gelesen. So überließen sie dem Fräulein

dieses Gebiet fast vollkommen und erhoben nur Einsprache, wenn sie es bisweilen gar zu toll zu treiben schien, und die Klagen der Kinder häufiger und dringender wurden. Aber was wertvoller war, als alle Regelkunst, beide Eltern hatten eine gesunde ursprüngliche Natur, ein warmes Herz voll tüchtiger Liebe. Da fanden die Kinder immer Verständnis, und wenn auch der aufbrausende Charakter des ernsten Vaters sie oftmals schreckte, er konnte doch auftauen, und dann war er einfach „zum Schibbeln". In solchen Stunden entschädigte er alle durch seinen Humor und seine Munterkeit für ihr langes Warten. Die Mutter waltete in der Zwischenzeit ihres Liebesamtes und vertröstete die Kinder auf die Zeit, wenn Papa „wieder einmal lustig ist." Auch diesmal hatte die gesunde Natur den Eltern den Weg gewiesen. Der „Bengel" hatte sich aus der verfänglichen Lage gut herausgewunden, und so freuten sie sich, weiter keine Strenge walten lassen zu müssen. Eine feste Erkenntnis blieb allerdings bei dieser Nichtreflexion im Gefühle stecken: sie fühlten wohl, daß in die Seele ihres Heinrich Emanuel ein ungewöhnliches Maß von Stolz und Trotz eingezogen war, aber die Ursache davon erkannten sie nicht. So blieb es dabei, daß man dieser „Anlage" des Jungen von Fall zu Fall mit derberen Mitteln entgegen arbeitete, während man der Ursache dieser Entwicklung nicht auf die Spur kam. Die Ursache aber war allein die von dem Kinde sehr wohl gefühlte Herz- und Lieblosigkeit der Lehrerin.

Wie die Eltern hatte auch die Gouvernante sich niemals mit höherer Pädagogik befaßt. Von Rousseau, Pestalozzi u. s. w. wußte sie auch nichts. Außerdem fehlte ihr durchaus, was die Eltern hatten, eine gesunde, ursprüngliche Natur und ein warmes Herz voll tüchtiger Liebe. Was sie besaß, war das notdürftig angequälte Vermögen, einigen Unterricht erteilen zu

können; im übrigen folgte sie ihren weltlichen Launen und ihren kirchlichen Schrullen. Auf Grund dieses Besitzes nannte sie sich „Erzieherin." Und nun sollte Heinrich Emanuel sein Denken und Thun ganz der engen Schablone dieser bornierten Person anpassen. Gegen solche Vergewaltigung jedoch sträubte sich eben seine ganze aufkeimende Natur, die schon in ihrer wirklichen Anlage weit und nach allen Seiten über die Natur des Fräuleins hinausreichte. Von „Achtung" gegen seine Lehrerin war nicht die Spur in ihm; sie verlangte auch gar nicht danach, sondern „Furcht" einzuflößen, schien ihr ganzes Bestreben zu sein. Furcht aber kannte Heinrich Emanuel nicht, und so war Haß und Trotz und Stolz das Produkt, welches diese Schule in ihm erzeugte. „Ich lasse mir das nicht gefallen" — so dachte er anfangs, und älter geworden, sagte er es auch, und dann griff sein „Trotz" eben zu Mitteln, die seinem Verstande und seinen kleinen Fäusten erreichbar waren. Jeder ihrer Befehle wurde von ihm auf die größere oder geringere Beimischung von Quälerlaune geprüft, und überstieg das Maß das gewöhnliche, so gehorchte er einfach nicht. „Eher kann sie sich auf den Kopf stellen" oder „eher haue ich mit der Axt das Haus um" — das waren so seine innerlichen Kraftsprüche. Kamen dann aber gar Befehle, die nichts anders bezweckten, als zu quälen, wollte man nur einmal seine „Autorität" darthun und dem Knaben die unbedingte Notwendigkeit der Unterwerfung dozieren, so ballte er die kleinen Fäuste auf dem Rücken und wartete ab. Gewöhnlich war das Fräulein dann doch klug genug, abzubrechen, wenn die Situation diesen Höhepunkt erreicht hatte. Sie drohte einfach: „Warte, wenn Papa nach Hause kommt, er soll Dich lehren, zu gehorchen!" Damit erreichte sie selten etwas, denn alle Geschwister standen stets auf der Seite des Gequälten, und bevor das

Fräulein Gelegenheit fand, ihre Klage bei dem Vater anzubringen, waren fünf oder sechs Klagen bei der Mutter erschollen, die dann auch niemals versäumte, zugegen zu sein, wenn das Fräulein Privataudienz bei dem „Herrn Doktor“ begehrte. So wurde manche Sache niedergeschlagen, und der Bedrohte kam mit einem ernsten Verweise davon.

Zweimal aber war das Fräulein nicht so klug gewesen, abzubrechen; sie griff zum Lineal und schlug einfach los. Und während sie den ersten Schlag that, stieg ihre eigene Wut, so daß sie zum zweiten ausholte, dann zum dritten, und Heinrich Emanuel hätte wohl aushalten sollen, bis das Fräulein vom Schlagen müde geworden wäre. Aber so lange wartete er nicht. Zwischen dem zweiten und dritten Schlag fuhr er wie ein Raubtier auf seine Peinigerin los und begann nun die Arbeit seinerseits. Fräulein Thusnelda bekam seine Fäuste zu spüren, die Kinder fingen an zu weinen und zu schreien, einzelne liefen hinaus, die Mama zu rufen. Die hatte den Skandal schon gehört, sie war da und riß den wütenden Bengel fort. Das Kapäuschen war die erste Folge, die zweite eine gründliche Tracht Prügel bei der Heimkehr des Vaters; die dritte das Verbot, bei Tische zu erscheinen, — er mußte seine Suppe mit Brot auf der Treppe verzehren; — die vierte das Verbot, mit den andern Kindern im Garten zu spielen; die fünfte eine gründliche Strafpredigt am Abend, die sechste — davon gleich! Nur mit einem verschonte man ihn konsequent: mit der Aufforderung, das Fräulein um Verzeihung zu bitten. Und gerade das empfand der Junge bei seiner vollen Niederlage wie einen Sieg, aber er wußte auch, wem er die Abwehr dieser letzten furchtbarsten Demütigung zu danken hatte. Daß es das Fräulein nicht war, konnte er schon aus den Bemerkungen ersehen, die sie bei dem ersten Zusammentreffen mit ihm

vom Stapel ließ. „So, nun hast Du ja einmal Deinen Thee bekommen. Aber wenn ich zu befehlen hätte, ich ließe Dir nicht nach, den um Verzeihung zu bitten, den Du so furchtbar beleidigt hast. Du müßtest es fühlen, was Du bist, was Du zu thun hast, Du Erzflegel, Du. Du solltest Dich vor Dir selbst und Deinen Geschwistern schämen“ u. s. w. Von dieser speziellen Ansprache ging sie dann gewöhnlich ins Allgemeine über, und die ganze Corona wurde ihre gehorsame Zuhörerschaft. Aber aus allem, was sie redete, sprachen nur Eigenliebe und Unverständnis jedes kindlichen Denkens, und wenn sie dann endlich nach einer halben Stunde oder noch später mit dem Unterrichte begann, hatte sie die Kinder wieder sämtlich so weit erbittert, daß der geringste Anlaß zum Anstoß eines neuen Spektakels wurde und werden mußte. Kein Gewitter reinigte diese Luft, sondern die Spannung blieb dauernd im Schulzimmer liegen. Es schien überhaupt acht Tage lang, als ob das Fräulein nichts anders zu thun wüßte, als ihre verhaltene Wut und Rachsucht in allen möglichen Chikanen zu befriedigen. Kein Ton der Liebe, kein Gefühl der Nachsicht — nur Befehl und Quälerei! Dreißigmal wischte sie einem die schönsten Buchstaben von der Tafel. Jedes Versehen wurde ein Verbrechen. Las die älteste Schwester ihre Aufgabe schneller, als die, welche noch notdürftig buchstabierten, und klappte sie infolgedessen das Buch früher zu, so hieß es einfach: „Bist Du schon wieder fertig? — Du kannst noch nicht fertig sein! Schlag' nur das Buch wieder auf und lies noch einmal!“ Die älteste Schwester ließ die Lippe hängen und schlug das Buch wieder auf. „Bitte zieh' nur die Lippe wieder in die Höhe! Deine Ungnade ist mir vollkommen gleichgiltig,“ stichelte sie weiter, bis das Mädchen das Buch mit einem Knall hinwarf und weinend hinaus zur Mutter eilte. Den Rosenkranz

betete sie furchtbar langsam. Die Kinder schnatterten darum um so mehr. Aber sie hielt den Eiligen die Stange, indem sie eine ganze Portion außerordentlicher Gebete anhing. Bei der Gewissenserforschung kamen ein paar ganz neue, fürchterlich betonte Fragen, die sich direkt an Heinrich Emanuel richteten, wie: „Habe ich mich gegen Gott und sein heiliges Gebot so furchtbar vergangen, daß ich gegen einen meiner Vorgesetzten die Hand zum Schlage erhob?" Aber die Seufzer blieben alle aus; auch Heinrich Emanuel seufzte nicht. So ging es den lieben langen Tag hindurch, und eine Erlösung war es für alle, wenn der Abend endlich wieder da war.

Heinrich Emanuel war in solcher Zeit der ruhigste. Er ließ alles über sich ergehen. Ein trotziger Stumpfsinn schien sich seiner bemächtigt zu haben. Aber je weniger er äußerlich zeigte, innerlich kreidete er mit dicken Strichen an, und es war nur ein Gefühl in ihm: „Du wirst es noch einmal erfahren!" Mit dem „Du" meinte er höchst unehrerbietig das Fräulein. Gerade von ihm hielt sich das Fräulein die erste Zeit möglichst entfernt, aber er fühlte es doch, daß die niederträchtige Behandlung seiner Geschwister nur ihm und keinem andern als ihm galt, und so wuchs seine Feindseligkeit gegen die Lehrerin in seinem Innern riesengroß empor. Sie mußte einmal wieder zum Ausdrucke kommen.

Die sechste Folge seiner Unthaten war nun die Ablehnung des Nachtkusses durch die Eltern. Der Knabe wandte sich stumm ab und legte sich in sein Bettchen. Aber er schlief nicht. In sein Kissen vergraben, perlte Thräne um Thräne aus seinen brennenden Augen. Ein furchtbares Weh zog ihm die Brust zusammen, und in seinem Halse krampfte sich der zurückgehaltene Schmerz. Schlafen konnte er so nicht. Er mußte warten, bis die Eltern zu Bette gingen.

Er mußte wissen, ob seine Mutter so hartherzig war. Und so lag er da mit geschlossenen Augen, aber mit gespannter Erwartung und lauschte, bis die Uhr halb elf schlug. Sie schlug, und im Nebenzimmer begann es zu gehen, Stühle zu rücken, die Gläser wurden zusammengesetzt, die Flaschen hinter den Sekretär in die Ecke gestellt. Dann ging jemand hinaus und blies die Lampe auf dem Vorplatz aus; dann kam es zurück, der Schlüssel des Wohnzimmers knackte; und dann endlich — endlich ging die Thüre des Schlafzimmers leise auf, und die Eltern kamen vorsichtig und geräuschlos herein. Heinrich Emanuel hielt den Atem an; er lauschte auf alles, aber er rührte sich nicht. Die Schritte kamen näher — ganz nahe — vor seinem Bettchen hielten sie an, und da — da hörte er: „Der arme Kerl!“ Die Mutter flüsterte es dem Vater zu. Der antwortete: „Laß ihn! Weck' ihn nicht auf!“ Aber da fühlte er eine weiche Hand über sein Köpfchen streichen, und dann kam eine größere und härtere Hand und that dasselbe, und dann gingen die Schritte von seinem Bettchen fort. Er horchte ihnen nach. An die Bettchen seiner Brüder gingen sie hin, aber sie blieben nicht so lange, als sie bei ihm verweilt. Aufschreien hätte er mögen vor Freude, aber er hielt an sich. „Die Mutter, der Vater, so hartherzig sind sie nicht!“ Sie konnten an seinem Bettchen nicht vorüber. Und er weinte wieder leise, ganz leise, aber diesmal vor Seligkeit, und bald kam dann auch der Schlaf und küßte ihm die letzte Thräne hinweg. „So hartherzig, nein, so hartherzig sind sie nicht!“ —

Die Entwicklung Heinrich Emanuels war auf das heftigste erschüttert. Denn weder hätte jenes Gefühl furchtbaren Hasses und tiefster Erbitterung gegen seine Lehrerin in seiner jungen Seele Platz greifen dürfen, noch ein so ungewöhnlich heißes Verlangen des

Kindes nach Beweisen der elterlichen Liebe. Dazu kam aber ein zweites, bedenklicheres Element. Hin- und hergetrieben mit seinen Empfindungen zwischen zwei Extremen, verlor er für ein kindlich natürliches Ausleben jede Empfindung und Schätzung. Er kannte nur zwei Dinge, seinen Haß und seine Liebe, und so zog er sich aus den kleineren Verwicklungen, wie sie bei den Spielen mit seinen Geschwistern vorkamen, nach und nach zurück. Die gewöhnlichen Objekte kindlicher Begeisterung und kindlichen Streites verloren an Wert für ihn. Eine Sucht, alles zu übertreiben, erfaßte ihn, und so wurde sein Mitspiel auch bald von den andern lästig empfunden. Dieses Gefühl trieb ihn immer mehr auf sich selbst zurück. Daß gerade er der wirkliche „Zänker" sei, schien sich nun bewahrheiten zu wollen, denn spielte er mit, so merkten die andern entweder bald seine Unlust oder seine Leidenschaftlichkeit, und beides störte ihr Behagen. Der Streit war plötzlich da. Spielte er dagegen nicht mit, so verlief alles in fröhlicher Munterkeit, denn die „Großen" gaben unwidersprochen den Ton an, und die „Kleinen" gehorchten, ohne zu widersprechen. Sie duckten sich, da ihr natürlicher Beschützer fehlte.

So kam es, daß man den Knaben meist hier oder dort in einem einsamen Winkel des Gartens allein finden konnte, während die andern zusammen ihre Belustigungen trieben. Eines Tages nun hatte er sich nach Tisch an jene verbotene Ecke bei den Mistbeeten begeben. Die Sonne lag heiß auf dem stillen Plätzchen, und die Scheiben glänzten wieder mit blendendem Schein. Heinrich hatte sich an eines der Fenster postiert und schaute durch dasselbe aufmerksam in den Kasten hinein. Da waren Balsaminen und Nelken gesät, und von den kleinen Pflänzchen hatten sich einige schon sehr schön entwickelt, während andre erst

eben, noch mit einem Erdhäubchen bedeckt, die weiche Humusschicht durchbrachen. So stand er und guckte den Pflänzchen zu. Bald kannte er jedes einzelne von ihnen, und jedes einzelne gewann in seinem Herzen einen Platz. Seine Lippen fingen an, sich zu bewegen. Er plauderte unverständliche Worte. Von dem aus der Erde aufsteigenden feinen Dunste hatten sich Wasserperlen unterhalb der Scheiben gesammelt. Dieses und jenes Erdhäubchen schien dem Kleinen zu trocken. Er tippte mit dem Finger oberhalb der Scheibe auf die benachbarte Wasserperle. Sie fiel in den Kasten hinab und ein langes bedauerndes „Oh! folgte, wenn das Wasserperlchen das trockene Pflänzchen nicht traf, ein ebenso zärtliches „So!“ aber und ein freudiges Aufleuchten in den Zügen des Kindes folgte, wenn das Ziel glücklich erreicht wurde. Und dann fing er an zu plaudern: „Gelt, ihr lieben Blümchen, ihr müßt doch Wasser haben, und Licht müßt ihr haben und Wärme. — O, die Sonne ist lieb. Sie giebt euch schon Wärme. Sie ist so lieb, so lieb, wie Mama. — Und ihr Licht giebt sie euch auch, und das ist so schön, wie — wenn der Papa lustig ist. — Und Wasser sollt ihr auch haben. Seid nur still! Ich sag' es schon dem Jakob, wenn er wieder heimkommt!“ — Nach diesem Troste wendete er sich langsam dem Nebenfenster zu. Das war durch eine Zackenstütze gehoben. Die Luft hatte Zutritt in den Kasten, und der Kleine guckte durch die offene Spalte, hinein. Da standen kräftige Rosen beisammen und Fuchsien und Geraniensteckling, von denen einzelne sogar schon lustig blühten. Der laue Wind spielte leise in den Blättern. Und der Junge stand wieder und sann. Er sah den Nebenkasten geschlossen, diesen offen. Warum? „Aha, weil die Blümchen da noch so klein sind. Die da können ihn schon vertragen. Der Wind heute ist ja nicht so schlimm!

Aber manchmal schon. Manchmal ist er sehr schlimm, ganz bös und eklig, und wenn er dann an die armen Blümchen käme, sie müßten alle kaput gehen. Und das sollt ihr doch nicht, gelt, ihr armen Dinger, und ich will schon acht geben, daß der Wind nicht an euch kommt. Der Wind ist so schlimm, so schlimm — —“ Er besann sich; er konnte keinen Vergleich finden. Dann aber schrie es auf einmal aus ihm heraus: „wie das Fräulein!“ — Und Thränen kamen. Der Kleine fing bitterlich an zu weinen.

In diesem Augenblick rasten zwei Schwestern vorbei. Die eine, Marizebill — wie sie von den Geschwistern statt Maria Sibylla genannt wurde — bemerkte den Bruder und hielt an. „Was thust Du da?“ frug sie hastig. „Hast Du das Schellen nicht gehört?“ Heinrich Emanuel hatte das Schellen zum Unterricht wirklich überhört. Seine Schwester rief ihm die Wirklichkeit zurück, aber der Wechsel war so plötzlich, daß der Junge sich nicht mehr halten konnte. Er nahm den hinter dem Mistbeet liegenden zweizinkigen Karst, drückte ihn der Schwester in die Hand und flehte: „Schlag' mich tot!“

Marizebill lachte zuerst, dann frug sie: „Was willst Du?“

„Schlag' mich tot, Marizebill!“ bat der Knabe wieder.

Und die Schwester sah seine verweinten Augen, sie sah, wie ein Zittern über den Körper des Bruders hinablief, sie erhob mechanisch den Karst, holte aus und drückte ihm die eine Zinke mit geringer Gewalt gegen die Stirne. Es war ein instinktives Handeln. Nicht entfernt dachte das Mädchen daran, der tollen Aufforderung des Bruders zu folgen, aber vielleicht wollte sie ihn schrecken mit der scheußlichen drohenden Gebärde. Er aber hatte dem Karst entgegengesehen fest und ohne auszuweichen, und als er die kalte Zinke

an der Stirne fühlte, drückte er diese mit Gewalt entgegen. Die Schwester fuhr zurück, und ehe sie sich weiter besinnen konnte, erscholl vom Balkon aus ein zweites heftiges Läuten. Der Karst fiel zur Erde, und die Schwestern eilten davon. „Komm'! Komm' schnell, das Fräulein wird böse!" riefen sie noch dem Bruder zurück, der nun langsam den gleichen Weg einschlug.

Als er ins Schulzimmer trat, hatten die Schwestern auf die Fragen des Fräuleins bereits erzählt, sie seien unten weit im Garten gewesen und sofort gekommen, als sie die Glocke gehört. Der Heinrich habe noch am Mistbeet „herumgestanden" und habe offenbar das Zeichen nicht gehört. So empfing das Fräulein den Eintretenden mit der Frage:

„Warum kommst Du nicht sofort, wenn es läutet?"

Heinrich Emanuel blieb die Antwort schuldig.

Erhitzt fuhr das Fräulein fort: „Und am Mistbeet warst Du auch wieder? Weißt Du nicht, daß Du da nicht sein sollst?"

Heinrich Emanuel blieb abermals die Antwort schuldig. Er wollte um das Fräulein herum zu seinem Platze.

„Du Flegel, wirst Du antworten?" Und ein schwerer Puff fiel ihm in den Rücken. Aber diesmal kam ihm die Natur zu Hülfe. Sei es, daß das Stehen in der Mittagssonne seinen Kopf übermäßig erhitzt hatte, sei es, daß die Erregungen der letzten Viertelstunde dazu halfen — denn stärkere Stöße hatten ihm bei andern Gelegenheiten nicht viel geschadet — diesmal ergoß sich ein dicker Blutstrom aus seiner Nase, sobald er den Stoß empfangen. Die Geschwister schrieen natürlich auf, als ob das größte Unglück passiert sei. Marizebill lief sofort zur Mutter und stattete ihr wahrheitsgetreuen Bericht ab. Frau Susanne eilte herbei und mit einem: „Das ist aber doch ein bischen zu arg; so braucht man die Kinder auch nicht

zu behandeln!" führte sie den Jungen hinaus. Sie hielt ihn aus der Schule, auch nachdem das Bluten gestillt war. Heinrich Emanuel hatte frei. Er mußte nicht zurück zum Fräulein an diesem Nachmittag, und so saß er bei seiner Mutter, vor dem schlimmen Winde geschützt und von der Wärme ihrer Liebe umspielt, wie die Blumen, mit denen er vorhin so sehnsüchtig tröstend geplaudert.

Giebt es wohl etwas Unnatürlicheres, als das, wenn auch nur blitzartig und aus dunkel-unbewußten Beweggründen aufsteigende Verlangen eines Kindes nach Nichtmehrsein? Ein Wesen, welches ganz auf die Zukunft, auf Werden und Wachsen gebildet scheint, wendet sich abwärts mit seiner Sehnsucht, wie der verfallende Greis, der weg- und wandermüde geworden, nach den stillen Thälern der Ruhe. Welcher Druck muß auf die Seele eines Kindes niedergesunken sein, um so sehr sein ganzes natürliches Empfinden und Sehnen in das Gegenteil, in Unnatur und Widernatur zu verkehren, um die Hoffnung, das unbewußte Streben in die Zukunft, auf die sein ganzes Wesen aufgebaut ist, mit Entsagung zu erdrücken? Weg- und wandermüde ein Kind, diese Greisenempfindung in einer knospenden Seele! Es ist, als ob uns jemand ein Verbrechen verkündete, ein furchtbares, grauenhaftes, seelenerschütterndes Verbrechen! So dachte Heinrich Emanuel später oft, wenn er sich dieser Szene am Mistbeet erinnerte. Aber das Seelenleben des Kindes ist ja nicht auf Reflexion gestellt. Auch Heinrich Emanuel haftete damals nicht in diesen Regionen.

Als der Sonnenschein der Mutterliebe nun so voll auf ihn niederfiel, erholte er sich schnell, und jene Trauerempfindungen verließen ihn so rasch wieder, wie sie gekommen. Aber warum hat die Mutter, warum hat der Vater eine solche „Erziehungsweise" bei den Kindern geduldet? Sie mußten doch sehen,

was da an ihren Kleinen geschah, und wenn sie es nicht sahen, sie mußten es fühlen. Ja, die Mutter fühlte es, und alles wendete sie auf, die Sache zu ändern. Aber der Liebe zu ihren Kindern stand da die Liebe zu ihrem Manne im Wege. Sollte sie ihm, wenn er müde und abgespannt nach Hause kam, die so knapp bemessene Zeit seiner Erholung mit Klagen und „häuslichen Kleinigkeiten“ verbittern? Das durfte sie nicht, und es hätte auch zu nichts geführt, da der Vater ja selbst keine Zeit hatte, der Entwicklung seiner Kinder mit jener Aufmerksamkeit zu folgen, daß ihm das Werdende aus dem Vorhergegangenen hätte klar werden können. Die Sorge für das äußere materielle Leben nahm des Vaters Kraft fast ganz in Anspruch. So bemerkte er in der Entwicklung seiner Kinder nur das Gegenwärtige. Über den Zusammenhang mit andern Einflüssen und Verhältnissen vermochte er sich keine Rechenschaft zu geben. So verlor er den Faden immer mehr und schritt schließlich nur noch strafend gegen seine Kinder ein, wenn das Fräulein ihn direkt dazu aufforderte oder wenn er zufällig einmal selbst eine Unart entdeckte. Er hatte den festen Glauben, für seine Kinder das Bestmögliche gethan und alle Opfer gebracht zu haben. Eine Erschütterung dieses Glaubens würde ihn nur unglücklich gemacht haben, da ihm eben Zeit, Kraft und Möglichkeit fehlten, sich seiner Kinder selbst mehr anzunehmen. Hier also war für die Mutter die Grenze gezogen. Mit dem Willen, das Fräulein zu entfernen, wäre sie nicht durchgedrungen, oder wenn auch, dann nur nach langen bittern Kämpfen. Solche Gewaltaktionen aber widerstrebten durchaus ihrer ruhigen, milden Natur. Ein anderer Grund, der sie von extremen Schritten zurückhielt, lag ebenfalls in ihr selbst. Es war der fatalistische Glaube, „daß selten was Besseres nachkomme.“ „Nein, da war die Anna doch noch besser“ hieß es,

wenn sie ihr neues Dienstmädchen Lina entließ, und wenn dann die Trina auch wieder ging, welche nach der Lina eingetreten war, so hieß es wieder: „Nein, da war die Lina doch noch besser!“ Und wie mit den Mägden erging es ihr auch mit dem Fräulein. Ja, wenn sie gewußt hätte, daß „etwas Besseres nachkomme“, ja, dann würde sie vielleicht „keine langen Umstände gemacht“ haben. So aber blieb ihr nichts anderes übrig, als mit verdoppelter Liebe und Güte die verheerenden Folgen der betschwesterlich-hysterischen Erziehungsweise zu paralysieren und abzulenken. Und das that sie denn auch mit der ganzen treuen Sorge, deren eben nur ihr weiches und naiv empfindendes Mutterherz fähig war. Es war keine leichte Arbeit. Denn wie sie wußte, daß der Gatte ihrem letzten Wunsche nach Entfernung des Fräuleins im Wege stand, so hatte die Erzieherin ebenso schnell und sicher herausgefühlt, was ihrer Stellung den eigentlichen Halt gab. Und mit dem Gefühle dieser Sicherheit stieg ihre Kühnheit. Sie wagte es selbst eines Tages, dem zur Mutter in die Küche geflohenen Heinrich Emanuel zu folgen und den Versuch zu machen, ohne auf die Fragen der Mutter, „was denn wieder los sei?“ zu antworten, den Knaben zur Rechenschaft zu ziehen und „nach ihrem eigenen Ermessen“ zu bestrafen. Das aber ging Frau Susanne denn doch etwas zu weit. Mit ihrer ganzen Autorität als „Herrin des Hauses“ wehrte sie diesen frechen Eingriff in ihre Sphäre und die Zurückdrängung ihrer Rechte ab. Sehr verdutzt zog sich das Fräulein zurück, aber ob sie auch jetzt die Grenze kannte, die „ihrem eigenen Ermessen“ gezogen war, innerhalb der Grenze war leider des Spielraums so viel, daß die Kinder immer noch genug und übergenug von ihren Launen zu dulden hatten.

Trotzdem besserte sich die Lage insofern, als der Wirkungskreis des Fräuleins sich zu beschränken

begann. Schon war Martha, die älteste Schwester von ihr weggenommen und zur weiteren Ausbildung einem auswärtigen Institut übergeben worden. Marizebill, die zweite Schwester, ihrer ganzen blonden Erscheinung und ihrem hellblauen Temperamente nach ein wahres Frühlingskind, sollte demnächst Martha folgen, und auf die gleiche Zeit war auch für Heinrich Emanuel der Austritt beschlossen worden. Er hatte das achte Lebensjahr vollendet und sollte nun der höheren Schule des Städtchens überwiesen werden. So blieben nur Jeanette, die dritte Schwester und die beiden jüngern Brüder Karl Gustav und Armin in der „Marterkammer“ zurück, aber zu ihrem Glück nicht mehr lange. Denn gegen alles menschliche Ermessen hatte Fräulein Thusnelda einen Liebhaber gefunden, mit dem sie sich nach nicht langer Zeit verheiratete. In einem benachbarten Dorfe hielt sie als wohlbestellte Frau Oberlehrer Krähenfuß ihren Einzug. So kam es, daß auch Heinrich Emanuel sie in späteren Jahren noch manchmal wiedersah, und wie erstaunte er, als er nach langer Zeit seine Abneigung überwand und die Mutter einmal zu einem Besuche bei ihr begleitete. Er sah sie zum erstenmal, seitdem sie sein Elternhaus verlassen; er sah sie als Gattin, als Mutter; er sah eine Hausfrau, die ganz in ihrem treuen Pflichtbewußtsein und in der Liebe zu ihrem Kinde aufging. Wie hatte die Liebe hier gewirkt! Wie die Wirklichkeit und das sorgendurchtränkte Leben! Eine andere Person stand vor ihm, zwar immer noch fromm und von den Heldenworten und Heldenthaten ihres Pastors überfließend, aber eine Seele lebte in alledem, und Heinrich Emanuel verzieh ihr ob der Liebe zu ihrem Kinde, was er als Kind von ihr hatte erdulden müssen. Aber auch der verwegene Wunsch stieg in ihm empor, daß gesetzlich von allen „Erzieherinnen“ als erster Ausweis ihrer Befähigung die Vorführung eines Kindes und zwar

eines eigenen Kindes in Zukunft verlangt werden möchte, denn nur aus dem Herzen, in dem die Liebe gewohnt, — so sagte er sich, — vermag die Liebe zu kommen, die Liebe, das erste und notwendigste Element, welches bei der Erziehung in Betracht kommt.

Mit stillem, aber um so heißerem Verlangen streiften die Gedanken Heinrichs in die Zeit voraus, da sein Übergang zur höheren Schule Wahrheit werden sollte. In seinen Hoffnungen, nicht in Wirklichkeit bildete dieser Wechsel einen ersten Abschnitt. Alles legte er sich zurecht, wie es dann werden sollte, und die Summe all dieses Denkens war natürlich volle Emanzipation von der Autorität des Fräuleins. Endlich war der Tag da. Stolz schritt er am Morgen zum Thore hinaus dem neuen Ziele zu. Der Tag verlief in einer gewissen Aufregung für ihn. Die Neuheit seines Zustandes war schuld daran. Selten war er bisher mit fremden Kindern und Personen in Berührung gekommen, und so fand er sich nicht gleich zurecht. Ein Hauch von Unbeholfenheit und Befangenheit lag über seinem Wesen. Doch er war nicht unzufrieden, als er um vier Uhr nachmittags seinen ersten Tag in der höheren Schule überblickte. Nun aber kam der erste Akt der Emanzipation. Als es um fünf Uhr zum „Silentium", der Stunde, da die Arbeiten für den folgenden Tag gemacht werden sollten, läutete, stellte er sich nicht bei dem Fräulein ein. Er war hinübergegangen in das Studierzimmer seines Vaters, wo die vielen Bücher standen, und hatte ihn um die Erlaubnis gebeten, hier seine Arbeitsstätte fürderhin aufschlagen zu dürfen. „Ich gehöre doch jetzt nicht mehr zu den Kleinen", sagte er stolz. Und der Vater lächelte, schob an einem Nebentisch Papiere und Bücher beiseite, setzte ihm ein Schreibzeug und eine Lampe zurecht und sagte mit freundlichem Humor: „Na denn, setz' Dich hierher, Herr Student! Wenn Du Ordnung hältst,

sollst Du den Platz behalten!" — Da läutete es draußen zum zweiten Male und heftiger als zuvor. „Das gilt Dir!" dachte sich der Herr Student, aber ohne jegliche Bekümmernis machte er sich ruhig an die Arbeit. Nach einer Weile hörte er draußen Tritte und Stimmen. Er erkannte die sehnsüchtigen Laute Fräulein Thusneldas. Sie suchte ihn. Er kümmerte sich nicht darum. Aber gleich darauf klopfte es an der Thüre.

„Herein!" rief der Vater.

In der Thürspalte erschien das runde Gesicht mit dem versteinerten Lächeln der Antike. Das Fräulein sah den Verlorenen am Tische sitzen, und ihre Augen verkündeten ein großes Erstaunen.

„So, Du bist hier," sagte sie dann mit der Weichheit einer Katzenpfote. „Da bist Du ja gut aufgehoben. Ich habe Dich überall gesucht."

„Ja," fiel der Vater ein, „Heinrich hätte Ihnen Bescheid sagen sollen. Er hat mich nämlich gebeten, seine Arbeitsstätte hier aufschlagen zu dürfen in Zukunft, und ich habe ihm das erlaubt. Sie haben doch nichts dagegen, Fräulein?"

„O, Gott bewahre, Herr Doktor! Wo denken Sie hin? Nur möchte ich noch fragen, ob Heinrich nach sechs Uhr zum Rosenkranz und zur Gewissenserforschung hinüberkommen wird?"

„Natürlich!" versetzte der Vater, obschon er diese Überanstrengungen auf dem Gebiete nicht gerade für absolut notwendig hielt. Die Eltern Grünauer waren treue und eifrige Katholiken. Sie erfüllten gewissenhaft die Vorschriften ihrer Kirche, aber Mucker waren sie keine. Ihre Religiosität war von jenem alten gesunden Schlage, der als ein direktes Produkt der Volksseele erscheint, wo inneres Sein, gemütvolles Fühlen und Denken mehr gilt, als äußerer bigotter Schein. An dieser Religiosität aber konnte sich jeder, auch der Ungläubige, erfreuen, denn Glaube und

Handeln flossen hier aus einer tiefen, menschlich schönen Innerlichkeit, sie bildeten ein untrennbares Ganzes, das aus der Natur selbst erwachsen war und an dem sich nicht mäkeln ließ. Von provozierender Aufdringlichkeit oder abwehrender Verketzerungssucht war da nichts zu merken. „Wir beten so, andere beten anders, wenn das Gebet nur recht aus dem innersten Herzen kommt, und wenn selbst der Mensch, der nicht betet, in Worten und Thaten zeigt, daß er ein rechter Mensch zu sein bestrebt ist.“ Das schien der Spruch zu sein, der über dem Eingang dieses Hauses stand. So befand sich also auch Dr. Grünauer hier auf einem andern Boden, als das Fräulein, aber er ließ auch sie, wie sie war, er ließ ihr auch hierin bei den Kindern freies Spiel, „da es ja nichts schaden konnte“, wie er meinte.

Bei jenem „Natürlich“ des Vaters aber war Heinrich aufgestanden. Er trat näher an die beiden heran und bemerkte ruhig: „Ob ich um sechs Uhr schon mit meiner Arbeit fertig bin, weiß ich nicht, denn wir haben viel auf für morgen.“

„Na denn, mein Junge, so arbeite erst einmal ruhig fort! Kommst Du hinüber, ist's recht, wenn nicht — na das alte Sprüchwort heißt: „Bete und arbeite!“ Es heißt nicht bloß: „Bete!“ Denn damit allein kommt man nicht durch die Welt. Der Mensch muß auch arbeiten und mithelfen. Also arbeite, bis Du fertig bist! Einverstanden, Fräulein?“

„O gewiß, Herr Doktor!“ Und das Fräulein empfahl sich.

Heinrich wurde natürlich bis sechs Uhr nicht fertig. Er hätte es auch nicht gekonnt, denn seine Hausarbeit war auf mindestens eine Stunde berechnet. Außerdem aber war der Unterricht des Fräuleins kein so systematisch fester gewesen, daß sich nicht noch große Lücken gezeigt hätten, welche nun durch Selbstarbeit

ausgefüllt werden mußten. Dies verzögerte die Arbeit des Knaben noch mehr.

Der Vater hatte ihn ruhig bei seiner Arbeit gelassen. Fast gegen halb sieben Uhr frug er einmal: „Nun, Junge, wie steht's? Bist Du bald fertig?"

„Ja, gleich!" kam die Antwort, und eine Viertelstunde später packte Heinrich seine Sachen zusammen. Da legte auch der Vater sein Buch beiseite und begann mit dem Knaben zu reden. So vertraulich war der Vater lange nicht gewesen, und wie ein liebes Glück zog es in Heinrichs Herz hinein. An den folgenden Tagen beschleunigte er darum die Arbeit, um nachher noch mit dem Vater plaudern zu können. Die Gegenwart des Kindes, das ihn nicht störte, teilte auch dem Manne ein Gefühl der Heimlichkeit und des Wohlbehagens mit, und nach solchem Plauderstündchen erschien er dann zum Abendbrot im Kreise der andern weit aufgeräumter und fröhlicher, als dies früher der Fall war, da er die Sorgen und Gedanken seines Berufslebens immer direkt aus seinem Studierzimmer unvermittelt zu Tische geführt hatte. Alle waren somit zufrieden, Heinrich Emanuel aber am meisten. Er wuchs aus dem Frauenregime hinaus unter die Leitung eines Mannes, den er lieb hatte und vergötterte, und dieses Gefühl allein schon gab ihm zu seiner inneren Entschlossenheit auch nach außen eine größere Sicherheit.

Dem Fräulein aber war der erste Stoß gegen ihre Autorität sehr nahe gegangen. An jenem gleichen Abend kam sie im Gespräche auf die versäumte Gewissenserforschung zurück und äußerte ihre Bedenken. Aber der Vater schnitt merkwürdigerweise kurz ab: „Der Junge ist groß genug, daß er das jetzt auch allein besorgen kann. Also, Heinrich, Du wirst künftig vor dem Schlafengehen mit Deinem Gewissen zu Rate gehen. Verstanden?"

„Jawohl, Papa!" — Und der Junge erforschte

beim Schlafengehen sein Gewissen. Er prüfte das Werk des ersten Tages und sah, daß es gut war. Mit einem innigen Dankgefühl gegen seinen Vater wendete er sich auf die andere Seite zum Schlafen, und in seine Ohren raunte es ermutigend und erhebend: „Der Junge ist groß genug, daß er das nun auch allein besorgen kann!“ — Groß genug — allein — — — Das Mannesbewußtsein trat mit linkischem Gebahren in die Träume des Knaben.

Heinrich Emanuel setzte nun den begonnenen Kampf um seine Freiheit von der Autorität des Fräuleins mit äußerer Ruhe, aber mit um so festerer innerer Entschlossenheit fort. Bald mußte das Fräulein bemerken, wie sie hier Schritt um Schritt an Terrain verlor. Diese Entdeckung aber vermehrte ihre Erbitterung, und sie sann auf alle möglichen Mittel, ihr Herrschaftsgebiet zu behaupten. In der Kirche hatte Heinrich seinen bestimmten Platz bisher unter den Augen des Fräuleins gehabt. Er verließ ihn nun und mischte sich unter seine Mitschüler. Das Fräulein wollte das nicht dulden, aber die Eltern waren mit Heinrich der Meinung, es gehöre sich so. Ebenso machte Heinrich es bei dem Heimgang aus der Kirche. Er wartete nicht mehr an der Kirchthüre auf das Fräulein und seine Geschwister, sondern blieb in der Reihe seiner Mitschüler, welche eine Strecke gemeinsam marschierten, dann aber nach dem Kommando des Rektors „Auseinander — marsch!“ sich zerstreuten und allein den weiteren Heimweg suchten. Verzögerte sich dieser zuweilen, so daß Heinrich Emanuel erst eine halbe oder gar eine ganze Stunde später zu Hause eintraf, als er hätte eintreffen können, so stellte ihn das Fräulein zur Rede. Er aber erwiderte kühl, er habe betreffs seiner Schulaufgabe für morgen noch mit diesem oder jenem zu sprechen gehabt. Klagen, welche das Fräulein bei den Eltern darüber vorbrachte,

hatten keinen oder nur geringen Erfolg, denn Heinrich parierte alle mit Glück und Sicherheit. So stand das Fräulein von diesem unfruchtbaren Wege ab.

Eines Tages nun hatte Heinrich Emanuel abermals ein den obigen ähnliches Verbrechen begangen. Von dem Fräulein befragt, wo er sich wieder herumgetrieben habe, gab er kurz zur Antwort: „Von Herumtreiben ist bei mir keine Rede.“

Da blitzte es auf der Gegenseite auf: „Du bist ein Lügner, ein frecher Bursche!“

Und nun hielt auch Heinrich Emanuel nicht mehr an sich; er platzte protzig heraus: „Die Lüge und Frechheit sind nicht bei mir, sondern anderswo.“

„So! Also vielleicht bei mir? Warte, Du Flegel, das soll Dir teuer zu stehen kommen!“ war die von erbittertem Hasse erfüllte Antwort. Und die beiden Kämpfer schieden für diesmal.

Heinrich Emanuel erwartete den ganzen Tag über den Ruf seines Vaters. Er dachte sich nicht anders, als das Fräulein werde ihren gewohnten Weg wieder einschlagen. Doch der Vater rief ihn nicht, die Mutter auch nicht. Der Tag verlief ohne Gewitter, aber die Schwüle verzog sich nicht.

Am andern Morgen eilte Heinrich Emanuel wie gewöhnlich zur Schule. Hier war die Luft rein, so dachte er und atmete auf. Aber da kam nun der Blitz aus heiterem Himmel. Noch hatte der Rektor die Thüre bei seinem Eintritt in der Hand, als er schon rief:

„Grünauer, komm' einmal her!“ — Heinrich Emanuel folgte ohne Argwohn.

„Du hast gestern eine höchst achtbare Person in unverschämtester Weise beleidigt. Um Dir und Euch allen beizubringen, was Gesittung und Ehrfurcht ist, werde ich nun an Dir ein Exempel statuieren, das Euch wohl im Gedächtnis haften soll.“ Und dabei griff der Rektor hinter die Tafel mit der einen Hand,

packte den Knaben mit der andern; dort kam ein ganz neuer Riedstock zum Vorschein, hier wurde der Versuch gemacht, den Verbrecher über das Knie zu legen. Der aber sträubte sich mit aller Kraft. Die Faust des Rektors fuhr ihm ins Genick, sie bog den Kopf des Knaben abwärts und zwängte ihn zwischen die Oberschenkel des Zuchtmeisters. Eben fiel der erste Schlag, da fuhr der Rektor mit einem Wutschrei zurück und ließ den Knaben frei. In höchster Not hatte Heinrich Emanuel nämlich zugebissen, und da der Herr Rektor wegen der Hitze ein dünnes leinenes Beinkleid trug, so war der Erfolg vollständig. Kaum befreit, wandte sich der Junge der Thüre zu und war hinaus und die Treppe hinunter, ehe der Rektor sich von seinem schmerzlichen Erstaunen erholt hatte. Sofort schlug er den Heimweg ein. Sein Zorn kannte keine Grenzen mehr. Es kochte und schäumte in ihm, aber durch alle sturmfliegenden Gedanken ging ein einziges klagendes Leitmotiv: die höchst achtbare Person — wer war das? Der Knabe durchlief den ganzen gestrigen Tag, er besann sich auf alles genau und fand nichts, an was er jene hochachtbare Person hätte anknüpfen können. Noch voll im Suchen und zornigen Grübeln trat er zum Thore hinein. Das Fenster des Schulzimmers stand offen. Er blickte hinüber — da — das Fräulein am Fenster! Sie hatte das Thor ins Schloß fallen hören und war aufgestanden, zu erfahren, wer da käme. Einen Augenblick kreuzten sich die Blicke beider, und dann — Erkenntnis auf beiden Seiten. Die „höchst achtbare Person“ stand vor Heinrich Emanuel und begriff die Situation, wie er nun wußte, wo sie ihre Rache gesucht hatte. Das Fräulein winkte den Knaben heran. Der machte zuerst Miene weiterzugehen.

„Heinrich, hörst Du nicht, Du sollst hereinkommen!“ befahl sie von neuem.

Er aber ging nicht hinein, sondern trat dicht an das Blumenbeet unter ihrem Fenster heran. „Was wollen Sie?“ fuhr er heraus.

Das Fräulein erwiderte spitz: „So sagt man nicht, sondern: was ist gefällig? Übrigens,“ fuhr sie mit höhnischem Lächeln fort, „möchte ich nur wissen, wo Du so früh herkommst? Warum bist Du nicht in der Schule?“

„Das werden Sie selbst wohl am besten wissen, und wenn Sie es nicht wissen, dann geht es Sie auch nichts an!“ war die wild hervorgesprudelte Antwort.

Das Fräulein wurde blaß und rot im Augenblick. „Wirst Du augenblicklich hereinkommen und mir anständige Antwort geben!“

Da aber schäumte die Wut des Knaben vollends über: „Nein, hinein komme ich nicht — und Sie haben die Antwort, die für Sie paßt — Sie — Sie niederträchtige Person — Sie — und — und wenn ich hineinkomme, so schlage ich Sie mit einem Stuhl über den Kopf.“

Das Fräulein schlug das Fenster zu, als sie bemerkte, welche Richtung die Unterredung nehmen wollte. So durfte sie sich doch nicht beschimpfen lassen vor den Ohren ihrer eigenen Unterthanen. Heinrich Emanuel, dessen wilde Augen schon nach einem Wurfgeschosse herumsuchten, hörte den Schlag, sah auf, begriff und eilte um die Ecke des Nebenhauses, um durch das Vorzimmer in das Schulzimmer zu gelangen. Er erreichte das Vorzimmer, als eben der Schlüssel in der Thüre des Schulzimmers knackend sich drehte. Der Knabe war ausgesperrt, und von innen vernahm er zuerst ein bösartiges Lachen, dann Schimpfen und Raisonnieren. Er polterte gegen die Thüre, er trat mit den Füßen gegen das Ofenblech — ein Ofen heizte nämlich im Winter beide Zimmer; derselbe stand in einem Thürrahmen, dessen Lücken um den Ofen

ein Eisenblech schloß, so daß die Hälfte des Ofens in diesen, die andere Hälfte in jenen Raum hineinragte, — es war ein Skandal, als sollte das Haus zusammenbrechen. Dr. Grünauer hielt eben noch seine Morgensprechstunde ab. Er eilte zugleich mit Frau Susanne herbei, und das Erstaunen beider war unbeschreiblich, als sie ihren Sohn in dieser keuchenden Verfassung sahen.

„Aber Heinrich, was machst Du denn?" riefen beide wie aus einem Munde.

Heinrich Emanuel hielt in seiner Arbeit inne und schaute auf. Die Anwesenheit der Eltern wirkte sofort beruhigend. „Was ich mache? Ja, so — ich weiß nicht — ich habe — ich wollte —"

„Komm' mal mit hinüber!" sagte der Vater ernst. Und der Junge folgte den Eltern.

Im Studierzimmer des Vaters mußte der Knabe alles erzählen. Er fing bei seiner gestrigen Unterhaltung mit dem Fräulein an; er sagte, ohne etwas zu verheimlichen, alles, aber während er diese Dinge alle nochmals durchlief, stieg auch seine Aufregung aufs neue und schlug vollends wieder in hellsten Zorn um, als das Fräulein nun in der Thüre erschien, um etwa nötige Ergänzungen zu machen. „Machen Sie, daß Sie hinauskommen!" schrie der Knabe sie an. Der Vater wies ihn derbe zurecht, sagte dem Fräulein dann aber, daß sie im Nebenzimmer warten möge. Die Eltern hatten die Erzählung angehört. Mit einem: „Du bleibst noch hier!" gingen sie hinaus, um weitere Erkundigungen bei dem Fräulein einzuziehen. Aber auch zwischen diesen beiden Räumen war das Ofenverhältnis das gleiche, wie zwischen Schul- und Vorzimmer, so daß der Knabe einen Teil der nebenan in gedämpftem Tone geführten Unterhaltung ohne zu lauschen hören mußte. Trotz der Übertreibungen des Fräuleins, welche Heinrich Ema-

nuel verschiedene Male nahezu anreizten, ein „Nein, sie lügt!“ dazwischen zu rufen, merkte er aus dem weiteren Verlaufe der Verhandlung und aus dem Tonfall der Stimmen, daß das Fräulein aus der Offensive in die Defensive zurückzuweichen begann; er verstand zwar nun nichts mehr, was da draußen gesprochen wurde, nur den Schlußsatz des Vaters hörte er wieder deutlich und klar: „Ich wünsche, daß das nicht wieder vorkommt, und ersuche Sie, sich an mich und an niemanden anders zu wenden, wenn Sie Klage zu führen haben!“ Darauf gingen verschiedene Thüren, das Fräulein verschwand, und die Eltern erschienen wieder bei dem Verbrecher.

Der Vater suchte ihm nun verständlich zu machen, daß Heinrich Emanuel schon allein für seine gestrige ungezogene Antwort eine Strafe verdient habe, von seiner heutigen Aufführung ganz zu schweigen. Und merkwürdiger Weise wurde denn auch von seiner heutigen Aufführung ganz geschwiegen, und die Strafe, welche ihm zugemessen wurde, schien Heinrich Emanuel ebenso nur in einem bescheidenen Verhältnis zu einer sehr milden Auffassung seiner gestrigen Ungezogenheit zu stehen, während sie zu seiner heutigen Aufführung im allergrößten Mißverhältnisse stand. Er begriff das sehr wohl, schwieg und duldete und war seinen Eltern dankbar.

Aber noch eine Leidensstation hatte der Knabe zu durchlaufen. Gegen zwölf Uhr erschien der Herr Rektor und frug nach dem Herrn Doktor. Die beiden verhandelten zuerst allein, dann wurde Heinrich Emanuel hereingerufen. Er bekam vom Vater zu hören, daß nur seine Bitte den Herrn Rektor vermocht hätte, es noch einmal mit ihm versuchen zu wollen, aber auch dies würde nur geschehen, wenn Heinrich dem Herrn Rektor in die Hand verspräche, sich fürderhin ordentlich und wie es einem dankbaren Schüler geziemt,

aufzuführen. „Und dieses Versprechen,“ fuhr der Vater ernst fort, „wirst Du nun dem Herrn Rektor feierlich geben.“

Heinrich Emanuel empfand diese Art des Tones als „durchaus anständig,“ aber mehr noch, es regte sich sein sehr gedrücktes Selbstbewußtsein wieder, denn daß man von ihm eine freiwillige Unterwerfung in Form eines wenn auch noch anbefohlenen Versprechens forderte, war ihm bisher noch nicht passiert. Er trat daher als „Mann“, wenn auch noch als „kleiner Mann“ vor und sagte ruhig:

„Das Versprechen, Papa, werde ich sofort geben, wenn das Fräulein mich in Ruhe läßt und andere Leute nicht gegen mich aufhetzt, denn ich lasse mich von einer fremden Frau nicht schimpfen und von einem fremden Mann nicht schlagen!“

Die entschiedene Antwort des Knaben setzte die beiden Herrn in einige Verlegenheit. Es begann ein neues Eindringen auf den verstockten Sünder. Der Vater wollte ihm darthun, daß von einem „fremden Mann“ nicht die Rede sei, „denn der Herr Rektor ist Dein Lehrer, und in der Schule steht er an meiner Stelle. Ich aber darf Dich doch strafen, wenn Du ungezogen bist, und so darf der Herr Rektor es auch.“

Von dieser Logik aber wollte Heinrich Emanuel nichts wissen. Erregt behauptete er immer wieder: „Nein, das ist nicht so!“ Die beiden forschten weiter, und schließlich in die Enge gedrängt, wendete sich Heinrich Emanuel direkt an seinen Vater: „Wenn Du mich schlägst, so kann ich dagegen nichts machen, aber wenn ein andrer mich schlägt, so schlage ich wieder.“ Alles weitere Parlamentieren war umsonst, denn der Knabe fühlte wohl heraus, daß der Rektor, wenn auch in freundlicherem Tone die schärfere Tonart anschlug, während der Vater trotz des unfreundlicheren Tones der gemäßigtere war. Über diesem Dispute ging die

anfängliche Feierlichkeit des Augenblicks in die Brüche, und so kam es schließlich zu keinem Versprechen, sondern nur zu einer sogenannten Versöhnung. Der Rektor reichte dem Knaben herablassend die Hand mit den Worten: „Ich hoffe, daß Du künftig ordentlich bist und zu keiner Klage mehr Anlaß giebst.“ Und so empfahl er sich. Aber Heinrich Emanuel hatte auch hier wieder das Gefühl, daß der Mann nicht zu seinem „Rechte“ gekommen war. Denn Recht und Rache schienen ihm nach seinen bisherigen Erfahrungen zusammen zu gehören und eins zu sein.

Ein Resultat war wieder in hartem Sturme erreicht. Die Folgezeit belehrte Heinrich unzweideutig darüber, denn das Fräulein „ließ ihn in Ruhe“. Freilich mit einer offen zur Schau getragenen Geringschätzung wies sie ihn ab, wenn er zuweilen mit einer Frage an sie herantrat. „Du gehst mich nichts an“, „das bekümmert mich nicht,“ „da habe ich nichts zu sagen,“ das waren so ihre spitzigen Redensarten, mit denen sie den Knaben zu kränken suchte. Der überhörte die Kränkung, welche im Tone lag und ging dem Fräulein in Zukunft aus dem Wege. Eine volle Genugthuung brachte ihm dafür sein zehnter Geburtstag. Während das Fräulein im Zimmer war, trat der Vater auf seinen Ältesten zu und sagte: „Du bist heute zehn Jahre geworden. Ich hänge die Peitsche nun an den Nagel und den Stock stelle ich in die Ecke, da ich einen so großen Jungen nicht mehr schlagen mag. Aber das erwarte ich von Dir, daß Du jetzt auch zeigst, daß Du größer und älter und vor allem vernünftiger geworden bist. Ich will das Vertrauen zu Dir haben, und das Vertrauen ist mein Geburtstagsgeschenk für Dich.“ — Der Knabe fiel seinem Vater um den Hals. O, hätte der hinein sehen können, wie es da in der jungen Seele sich regte, wie es auf einmal zu grünen und zu blühen

begann von guten Vorsätzen, und wie er so stolz war, so stolz, nicht auf sich, sondern auf seinen Papa. Das Fräulein stand zwar da und lächelte, aber er sah es nicht, er trat zu seiner Mutter, und an ihrem Herzen fühlte er, daß sie wußte, wie glücklich ihn des Vaters Geburtstagsgeschenk gemacht hatte.

In seinem Verhalten gegen das Fräulein war Heinrich Emanuel einem instinktiven, doch regelrechten Kriegsplan gefolgt. Er war erfinderisch geworden in der Handhabung der Waffe des Schwächeren, der List. Aber niemals hatte er bisher die direkte Unwahrheit und Lüge als Kampf- und Verteidigungsmittel verwendet. Und jetzt, wo er größer und stärker geworden, wo ein wirklicher Sieg ihm zugefallen war, dachte er noch weniger daran, sich auf solche Weise zu helfen. Denn auch fürderhin blieb ihm der Kampf nicht erspart. Von seinem Siege über das Fräulein hatte er in dunkler Ahnung die Befreiung von einem auf ihm lastenden Drucke erhofft. Aber die Befreiung blieb aus, denn kaum hatte er es erreicht, die Aufmerksamkeit endlich von der alten Richtung ein wenig ablenken zu können, so zeigte sich seinen erschrockenen Blicken auf andrer Seite ein neues, größeres Hindernis, das sein Wachsen und Werden dauernd in den Schatten zu stellen drohte. Das war eine überaus traurige Entdeckung und um so trauriger, als Heinrich Emanuel wohl fühlte, daß er in dem neuen Kampfe ganz auf seine eigenen Kräfte würde angewiesen sein. Denn hierhin reichte die oftmals so beschwichtigende Einsicht der Eltern, namentlich der Mutter nicht mehr. Die Entdeckung drückte ihn anfangs furchtbar nieder. Bald jedoch schlug seine Stimmung in Trotz um. „Ich lasse mich nicht zwingen, durch nichts und durch niemanden" — das wurde nun sein Grundsatz, und für den Fall, daß man den Zwang mit brutaler Gewalt ausüben würde, verließ sich Heinrich Emanuel darauf,

daß er das gleiche Mittel ja viel rücksichtsloser in Anwendung bringen könne. „Schlägt man mich, so schlage ich wieder, und ich werde so treffen, daß das Schlagen auf der andern Seite bald aufhört.“ Wußte der Knabe doch sehr wohl, daß das beliebte Durchprügeln über eine gewisse Norm nicht hinausgehen dürfe. Den Peiniger also einfach durch passiven Widerstand zur Überschreitung der Norm hinüberzureißen, war die Notwendigkeit. Dann aber war auch jede Gegenwehr gestattet. So waren die Grundzüge seiner Rechnung, und als er damit fertig war, ließ er die Dinge ruhig an sich herankommen.

Das neue große Hindernis aber war der „Herr Rektor“. Aus der Zucht einer wirklichen Jungfer war Heinrich Emanuel in die Zucht eines wirklichen alten Junggesellen geraten und zwar eines verbissenen Junggesellen, der keine Ahnung mehr davon hatte, wie es in einer Knabenseele aussah. Was dem Jungen die alte Zucht so furchtbar verleidet hatte, war die fortwährende Zuhilfenahme sogenannter religiöser Mittel, die wohl zur Scheinheiligkeit bilden, niemals aber wirkliches religiöses Empfinden erwecken konnten. Wenn Heinrich Emanuel früher manchmal seinen Rosenkranz zur Strafe auf Erbsen kniend beten mußte, die ihm das Fräulein mit zuvorkommender Sorgfalt zurecht legte, so vermochte alles Beten und die Betrachtung aller fünf Wunden des Heilands ihm das Schmerzgefühl in seinen Knien und das Zorngefühl in seinem Herzen nicht zu nehmen, wie dies ebenso wenig der Fall war, wenn man ihn sein Gebet mit in Kreuzesform ausgestreckten Armen verrichten ließ, sondern sein ganzes Denken konzentrierte sich einfach dahin, entweder mit den Knieen selbst unbemerkt die Erbsen beiseite zu schaffen oder für seine Arme irgend einen Stützpunkt zu suchen, dieweil die Lippen fort und fort schnatterten. Gegen diese Art „religiöser Er-

ziehung" und Pönitenz hatte sich in des Kleinen Seele schon bald ein vollkommenes Haßgefühl entwickelt, und man kann sich denken, daß Haß und Abscheu sich fürchterlich regten, wenn der Knabe zu bemerken glaubte, daß der neue Zuchtmeister, der ohnedies alle acht Tage bei seinen Schülern einen neuen Riedstock verbrauchte, zu gleichen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen Miene machte. Denn der Mann hatte, wie er sich ausdrückte, auf den sehnlichsten Wunsch seines Herzens, Priester zu werden, verzichten müssen, weil seine Sehkraft sich fort und fort verschlechterte. Kein Vorwurf sei ihm daraus gemacht, daß er sich ob dieses Leidens nicht in duldende und schweigende Entsagung zurückgezogen hatte, aber zu bedauern war es, daß gerade ein so innerlich verbitterter Mensch zum Leiter einer höheren Knabenschule berufen wurde. Denn die ganze „höhere Bildung", welche da erzielt wurde, war eine traurige Verbildung, die ganze Zucht eine elende Unzucht. Und daran konnte auch nichts dadurch geändert werden, daß er am Morgen in der Kirche die Messe stets halblaut mitbetete und so seine lateinischen Kenntnisse den umknieenden Bauern bewies, noch dadurch, daß er dann den Tag über den Stock nur aus den Händen legte, wenn er zum Essen ging, den Stock, dieses Symbol seiner Autorität. „Er sieht es ja nicht" war in der Schule der stete Refrain, aber er merkte dann doch etwas, und kaum geschah dies, so sauste der Stock durch die Luft und traf nicht selten gerade den Unrechten an unrechter Stelle. Die ganze Thätigkeit des Mannes schien gegen den Semesterschluß hin jedesmal in eine fortwährend losprügelnde Rache seiner Blindheit auslaufen zu wollen, und diese Rache übte er an seinen Schülern aus, die doch gewiß nicht die Ursache davon waren, daß er nichts sah. So entwickelte sich bei den einen das Gefühl feiger Furcht, bei den andern dasjenige feiger

Tücke in allerhöchstem Grade. Es wurden Dinge vollführt, die man in anderen Schulen vielleicht vergebens gesucht hätte, denn infolge der fortdauernden Gereiztheit stieg die Bosheit der Knaben gerade in quadratischer Geschwindigkeit zu der Rachsucht des Lehrers. Die ganze Gesellschaft schien direkt unter einem suggestiven Zwange zu stehen, denn die gegenseitige Stichelei brach keinen Augenblick ab. Nur Heinrich Emanuel stand mit einem einzigen Gesinnungsgenossen zwischen allen und suchte instinktiv seine innere Freiheit zu behaupten. Gerade aus dem Grunde aber nahmen die wenigen Auftritte, welche er zu erleben hatte, auch immer den extremsten Charakter an.

So hieß es einmal, die ganze Schule habe sich irdene Pfeifen angeschafft und rauche oben am Berge oder sonst an weniger besuchten Plätzen. Der Rektor hörte davon. Am Nachmittag wartete er hinter der Hausthüre, um jeden zu empfangen und besonders nach Pfeife und Tabak zu untersuchen. Die einen ließen sich die Untersuchung ruhig gefallen, die andern, von den Fenstern des Schulzimmers im ersten Stockwerk gewarnt, verbargen das corpus delicti rasch in den Stiefeln oder sonstwo oder warfen es auch fort. Nur Heinrich Emanuel, obgleich ebenso gewarnt: „de Pief fort!“ behielt die seinige ruhig in der Tasche und trat ein. Der Rektor empfing ihn und wollte ohne weiteres an seine Taschen. Er aber wehrte ab und sagte ihm sehr ruhig, daß er sich nicht in seine Taschen greifen lasse. Der Rektor versuchte eine neue Attaque und wendete Gewalt an. Da machte sich der Junge los, trat gegen die Wand zurück und rief ihm zu: „Herr Rektor, wenn Sie Ihre Hände nicht von mir lassen, stehe ich für nichts!“ — Hätte der Mann den Knaben besser gekannt, so hätte er wissen müssen, daß eine runde Frage, ob er auch im Besitze einer Pfeife sei, genügt hätte, die Wahrheit zu erfahren. Aber er gab

sich nicht die Mühe, lange zu fragen, sondern schritt einfach sofort zu handgreiflicher Untersuchung. Jetzt von dem Knaben gewarnt, trat er wütend auf ihn zu und versuchte ihn zum dritten Mal zu packen. Da griff dieser nach den Augen des Rektors und riß ihm die Brille herunter. Der Mann sah nichts mehr, und diese Gelegenheit benützte der Junge zu entkommen.

Das war nun wieder eine fürchterliche That. Aber sie hatte, weil im Hausgange ausgeführt, keine weiteren Zeugen. Der Rektor war auf das Schulgeld seiner Schüler angewiesen. So „arrangierte" er die Sache leidlich, wenn auch der Knabe fühlte, daß die Achtung vor seinem Lehrer in seinem Herzen nicht gewachsen war, während dieser wieder seiner steigenden Erbitterung gegen den Rebellen gar zu deutlich Ausdruck gab. Die Pfeife wurde für die Folgezeit bei dem nebenan wohnenden Schuster deponiert, und Heinrich Emanuel war nun so häufig auf dem Dreibein in der Werkstätte zu finden, daß man fast hätte glauben können, hier sei ihm der goldene Boden erschienen, in den der Baum seines Lebens seine Wurzeln hinabzusenken begehrte.

Das Triennium der Leidenszeit unter diesem blinden Lenker und Leiter ging endlich auch vorüber, aber nicht ohne tiefe Spuren zu hinterlassen. Eine der traurigsten war wohl die, daß des Knaben einst so lebendiges Gefühl für Recht und Wahrheit eine bedeutende Einbuße erlitten hatte. Nicht als ob er sein Recht preisgegeben oder die Wahrheit verleugnet hätte, aber früher schüttelte er sich vor einer kleinen Lüge, hier hörte er alle Tage die frechsten Lügen, und so gewöhnte er sich daran, Lügen zu hören, ohne einen besonderen Ekel zu empfinden. Ja, wenn sie gut erfunden waren, konnte er sogar darüber lächeln. Handelte es sich dann wieder um sogenannte Kleinigkeiten, so ertrug er ebenso das Unrecht, das ihm

geschah, ohne Widerrede; er schloß einen Kompromiß mit seinem Gewissen und redete ihm ein: es ist ja nur eine Kleinigkeit; es lohnt sich nicht der Mühe, dafür einzustehen. Das war eine Erschlaffung, welche wohl als Folge des langen Kampfes natürlich war, aber alles Wachstum hat einen kleinen Anfang, auch das der Lüge und Charakterlosigkeit. Und das war der Same, welcher in dieser „Schule" mit vollen Händen ausgestreut wurde. Ein Glück, daß Heinrich Emanuel diesem Einflusse noch eben zeitig entzogen wurde.

Nach Ablauf dreier Jahre legte der erste Rektor die Leitung der Schule nieder und zog fort. An seine Stelle trat ein geistlicher Herr, der gutmütig und etwas beschränkt war, dabei aber die stete Lust zeigte, den feinen Mann herauszubeißen. Das gelang ihm auch gar nicht schlecht, wenigstens in der äußern eleganten Formengebung. „Il signore", wie ihn die Schüler nannten, trug stets blendend weiße Manschetten und einen schwarzseidenen Talar. Das Haar war auffallend schön behandelt, Hände und Nägel tadellos, nur von lateinischer Grammatik und Mathematik verstand er nicht viel. Aber in feiner Form wand er sich stets heraus, wenn einer der Oberklässer, zu ihnen zählte nun auch Heinrich Emanuel als Untertertianer, den Streit um einen Fehler begann, den der gute Mann ihm zuviel angestrichen hatte. An den schlüpfrigen Stellen in Ovids Metamorphosen suchte er vorbeizukommen, indem er mit aller Seelenruhe sagte: „Das Folgende überschlagen wir, und Ihr präpariert Euch für das nächste Mal auf Vers a bis x", welche der schlüpfrigen Stelle folgten. Aber sofort waren alle einig, gerade diese Stelle und nur diese zu präparieren. In der nächsten Stunde begann der zuerst Aufgerufene sofort mit dieser Stelle. Il signore fand sich nicht gleich zurecht, er begann: „Ich habe doch — — Habe ich nicht gesagt — — Was liest Du denn

eigentlich?“ Aber die Untertertianer machten so dumm verdutzte Gesichter, daß er zweifelhaft wurde, ob er seinen Befehl thatsächlich oder nur in Gedanken gegeben hatte. Weiter durfte er sich darum doch nicht auslassen, wenn das Aufsehen vermieden werden sollte, und mit einem „Ah so, sehr richtig!“ nahm er das angebotene Duell an. Immer näher rückte man den verhängnisvollen Versen, und über das Buch hinaus forschten die Augen der Schüler in dem Gesichte des Meisters. Er war nicht imstande, sich gänzlich dem Eindruck der poetischen Schilderung zu entziehen, sondern verbiß nur das aufsteigende Lächeln, indem er die Unterlippe zwischen die schönen Zähne einkniff. Obwohl nun jeder der Schüler hier ganz ausgezeichnet präpariert war, holperte die Übersetzung nie mehr, als an solcher Stelle. Die tollsten und unbeholfensten Wortwendungen wurden gebraucht, es kam manchmal zu einer so drastischen Komik, daß das heimliche Lachen in ein offenes und lautes ausbrach. Was nun mit diesem simulierten Unverständnis bezweckt werden sollte, war, il signore zur Interpretation zu zwingen. Dem aber entzog sich der Herr Doktor trotz aller Fragen, trotz aller Proteste: „Das haben wir nicht verstanden!“ — „Das müssen Sie uns erklären!“ — „Das versteht Ihr, wie mir scheinen will, leider schon viel zu gut und weit besser als ich!“ sagte er dann wohl mit traurig sein sollender Miene, doch das Angebot des einen oder andern, die Stelle statt seiner zu interpretieren, lehnte er lächelnd ab. Der schöne Mann hatte seine Schwächen, wie dies deutlich zu sehen, aber er besaß auch seine Vorzüge. Einer der bedeutendsten war seine musikalische Bildung. Er sang die schönsten Lieder von Schubert, Mendelssohn, Schumann, Franz und Jensen mit schöner Stimme zu eigener Klavierbegleitung. Es lag ein hoher, ganz eigentümlicher Reiz darin, von seinen Lippen Gesänge zu hören, wie:

„Auf Flügeln des Gesanges, Herzliebchen, trag' ich Dich fort", oder:

„Lehn' Deine Wang'
An meine Wang',
Dann fließen die Thränen zusammen.
Und an mein Herz
Drück' fest Dein Herz,
Dann schlagen zusammen die Flammen."

Nicht selten wollte es einem dünken, daß er dann am Altare die eine Melodie mit der andern verwechselte. Sein „Dominus vobiscum" gar verriet stets eine so volle Hingebung in Stellung und Ton, als ob er da unten in der Kirche eine liebliche Gestalt entdeckt hätte, der er den „Dominus" ganz und gar zu eigen hätte geben wollen. Heinrichs zweite Schwester Marizebill war stets tief erschüttert, wenn sie in den Pensionatsferien dem Gottesdienste des signore beigewohnt hatte, und auch später noch gab sie ihm herzliche Zeichen ihrer im Verborgenen blühenden Verehrung, indem sie zur Abend- und Winterszeit z. B. nicht an seinem Hause vorbeigehen konnte, ohne durch einige Schneebälle gegen Thüre und Fenster die Nähe dem Geliebten zu verdolmetschen.

Am heikelsten aber war für den neuen Rektor die Mathematikstunde. Da begann er oft an der Tafel eine neue Aufgabe zu demonstrieren. Er fügte Operation an Operation, um sich hinauszuwinden. Aber er geriet richtig auf das Gebiet der höheren Mathematik. Eine Infinitesimalrechnung ergab sich ihm ganz von selbst. Die Sache wurde immer verwickelter, das Durcheinander immer toller. Der Raum auf der Tafel ging bis in die kleinste Ecke zu Ende, aber ein Ende der Rechnung war natürlich nicht abzusehen. Einen Augenblick überschaute er stolz sein Werk, dann nahm er gleichmütig den Schwamm und wischte die ganze Geschichte weg. Sicherlich ist so manche geniale Kombination der mathematischen Wissenschaft verloren

gegangen. „Ich habe Euch jetzt gezeigt“ — hub er beim Abwischen an — „wie so eine Aufgabe gemacht wird. Es wären wohl noch verschiedene Operationen zu vollziehen, die aber kennt Ihr bereits, und können wir sie uns darum hier schenken. Als Resultat müßte sich schließlich ergeben: $X = \frac{a}{b}$ u. s. w.“ Dieses Resultat hatte er sich natürlich aus seinem Auflösungskataloge genau gemerkt, aber all' diese stupende Fertigkeit und Wissenschaft konnte seine Schüler nicht in dem Glauben bestärken, daß man an ein richtiges Ende komme, wenn man es „so mache, wie er es ihnen gezeigt hatte“. Der Grund war, wie klar zu erkennen, einfach der, daß diese Burschen von höherer Mathematik natürlich noch keine Ahnung hatten.

Unter solchen Umständen war nun an Aufrechterhaltung der Disziplin kaum zu denken. Der gute Mann konnte freilich auch böse werden. Aber wenn er dann im fliegenden Talar vom Katheder herabstürzte, so kam er sich bald selbst so ungewohnt und fast lächerlich vor, daß die Sache gewöhnlich mit einem allgemeinen Heiterkeitsausbruche endete. Irgend eine schnurrige Bemerkung, an denen die Jugend keinen Mangel leidet, brachte ihn bald wieder in fröhliche Stimmung.

Nun hätte die Disziplinlosigkeit an sich ja kaum größeren Schaden verursacht, wenn nicht die Mehrzahl der Schüler vorher unter so strenger Fuchtel gestanden hätte. So aber kam es, daß die damals erzeugte Furcht der Angstmeier hier bald in Frechheit ausartete, während die Feigheit der Lügenbolde auch in diesem neuen Verhältnisse nicht zur wahren Kühnheit wurde, die eintritt für ihr Thun und Treiben und sich gewissermaßen selbst zum Pfande setzt, sondern die Kühnheit war nur stark in allen möglichen Ausführungen von Unfug, während sie sofort wieder zusammenbrach, wenn sie zur Rechenschaft gefordert wurde.

Heinrich Emanuel war natürlich einer der Tollsten. Er revolutionierte die ganze Schule. Aber er brachte es nicht fertig, seinen Mithelfern auch einen Teil seiner eigenen Kühnheit beizubringen. Kam eine Sache zum Schluß, so nahm keiner von ihnen seinen ihm zukommenden Teil auf sich, sondern alle jammerten und logen: „Der Grünauer hat . . . Der Grünauer war . . .“ Also der Grünauer sollte alles ausbeißen. Er that es ruhig und kümmerte sich um die Folgen nicht. Aber nach und nach verlor er doch den Geschmack an dieser Art von Kameradschaft. So beschränkte er den Verkehr mit seinen Mitschülern und zog sich von ihnen zurück. Auch unter dem neuen Rektorate hatte es also wieder Klagen bei den Eltern geregnet, und diese hatten den Gedanken gefaßt, ihn vollkommen in fremde Zucht zu geben. Der Gedanke wurde zum Beschluß, als es in der Schule noch einmal zu einem großen „Krach“ kam. Heinrich Emanuel hatte keinen Grund, den neuen Rektor besonders zu achten. Als Lehrer erschien er ihm zu wenig sicher in dem, was er lehren sollte, und vor dem Geistlichen hatte er noch geringeren Respekt, da diese ganze Sentimentalität und gemachte Würde mit seinen Vorstellungen von einem „Priester“ nicht harmonierten. Wenn der Mann es nun bei der Gutmütigkeit hätte bewenden lassen, so wäre ja kein Grund gewesen, ihm anders als mit äußerer Achtung zu begegnen, denn ein feiner Mann war er ja. Aber il signore verleugnete seine Gutmütigkeit, seitdem der Herr Pfarrer ihm einmal gründlich zu Leibe gerückt war und von sich aus in der höheren Schule eine Visitation vorgenommen hatte. Da war nun der Grünauer wieder der allgemeine Sündenbock gewesen, und auf dieses „Pflänzchen“ wurde dem Herrn Rektor eine ganz besondere Achtsamkeit dringend ans Herz gelegt. „Ich werde einmal andere Saiten aufziehen,“ meinte der Herr Rektor nun auf einmal. Die „andern

Saiten" sollten nun darin bestehen, daß er den Grünauer nicht mehr vertraulich mit „Heinrich" aufrief, sondern mit „Grünauer". Kein Lachen mehr, kaum noch ein Lächeln, wenn er mit „Grünauer" verhandelte, und im übrigen Schroffheit und Befehle in autoritärem Ton, zuletzt sogar Drohungen! So hatte der Mann mit den Manschetten und dem seidenen Talare es binnen wenigen Tagen fertig gebracht, daß er dem Burschen vollkommen als lächerlicher Komödiant erschien, und während der Rektor sich mit dem Faltengewande der Autorität drapierte, geriet Heinrich Emanuel in den Zustand eines trotzigen Übermutes. In allen Nerven gribbelte es ihm, einmal zu erproben, wie weit diese ernstvolle Hoheit da gehe. Und der Rektor war unklug genug, ihn zu provozieren.

Während einiger Vakanztage war das Schulzimmer neu geweißt worden. Eine fußbreite schwarze Borde lief unten am Boden hin, sonst alles strahlendes, augenblendendes Weiß. Noch lag der blöde Geruch von schwarzer Seife und Leim in dem Raume, als die Schüler zum Unterricht wieder antraten. Da war nun das erste eine große Ermahnungsrede des Rektors, das Schulzimmer in seinem schönen Zustande möglichst zu erhalten. Das wäre vollkommen genügend gewesen. Aber zum Schlusse wendete er sich direkt an Heinrich Emanuel mit drohender Ansprache: „Und namentlich Dich, Grünauer, werde ich zur Rechenschaft ziehen, wenn Du das Schulzimmer wieder so aussehen machst, wie es vordem gewesen." Heinrich Emanuel war sich nicht bewußt, ein so besonderes Schwein gewesen zu sein, um eine derart persönliche Auszeichnung zu verdienen. Trotz und Übermut stiegen sofort zum höchsten Grade der Spannung, und die Spannung löste sich aus. Er tauchte seine Feder ein, kritzelte etwas vor sich hin, wischte die Feder in seinen Haaren wieder ab und lehnte den Kopf rückwärts an die Wand, um

anscheinend eifriger dem unnatürlichen und erzwungen groben Spiele des Herrn Rektors auf seinen „andern Saiten“ zu lauschen. Der aber mochte aus den Mienen des Schülers eine versteckte Bosheit lesen und rief ihm zu: „Wenn ich mit Dir rede, hast Du aufzustehen!“ Heinrich Emanuel erhob sich gehorsamst. Aber da! Wo sein Kopf geruht, war ein Fleck an der Wand, so groß und so schwarz wie ein „Brummer“. Zwar wäre er ohne große Mühe mit einem Federmesser zu entfernen gewesen. Aber dann wäre mit ihm ja auch Heinrich Emanuels schwarze Unthat und mit ihr weiter die Ursache zu einem großen Zorne des Herrn Rektors ausgewischt worden. Das ging also nicht, und so kam es trotz der schwärzlichen Geringfügigkeit zu einer Explosion vom Katheder her, wie diese Räume sie noch nicht erlebt hatten. Der seidene Talar flog heran, und eine klatschende Ohrfeige saß Heinrich auf der Backe, ehe er sich dessen versehen hatte. Heinrich Emanuel ärgerte sich, daß ein Mann von so feinen Umgangsformen sich so vergessen könne, und die Hochachtung, welche er dem Lehrer bisher allein noch auf diesem Gebiete bewahrt hatte, flog mit der Ohrfeige davon. Diese neue Verkehrsform durfte aber unter keinen Umständen hier zur Gewohnheit werden. Heinrich Emanuel setzte also gleich dem Anfange seinen energischsten Widerstand entgegen. „Wenn Sie sich das noch einmal herausnehmen, so bekommen Sie von mir einen wieder!“ sagte der stolze Bengel. Und der Herr Rektor holte sofort zu neuem Schlage aus. Heinrich Emanuel aber parierte so geschickt, daß er nicht bloß den Arm des Mannes von sich abhielt, sondern seine Hand auch direkt an die Backe des Herrn Rektors heranbrachte. Diese Schmach war zu groß. Der seidene Talar war in fürchterlichster Aufregung, denn unter ihm schlug nun ein ganz brutales Menschenherz, welches nur mehr das Recht des Stärkeren kannte.

Heinrich Emanuel verschwand unter den würgenden und knuffenden Händen des geweihten Mannes, aber ein gellender Schrei: „Mein Messer her!“ lähmte urplötzlich alle weitere Aktion und verbreitete ringsum furchtbar schweigendes Entsetzen.

Also ermorden hatte er seinen Lehrer gewollt. Das Kainszeichen war seiner Stirne unauslöschlich aufgeprägt. Alle sahen es natürlich, jeder zeigte es dem andern, nur einer sah es nicht und wollte es nicht sehen, wie weh auch das Herz zuckte, als die neueste Schandthat des Knaben gemeldet wurde. Dieser eine war die Mutter. Jetzt war es entschieden, daß Heinrich fort mußte, und wenn auch der Vater es fertig brachte, daß sein Sohn wenigstens pro forma den Unterricht noch bis zum nahen Jahresschlusse besuchen konnte — pro forma: denn der Herr Rektor geruhte den Anwesenden nicht mehr zu bemerken, er war „Luft, vollkommen Luft“ für ihn, wie er den andern erklärte —, so war es doch beschlossen, daß dann Heinrich Emanuel fort sollte. Dann! Die Mutter seufzte, wenn sie es hörte, und der Junge schlich in Haus und Garten herum und weinte still für sich. Was er geliebt, alles, was mit ihm und seinem Denken so fest und unzertrennlich verwachsen war, sollte er nun von sich abthun. In dieser kleinen Welt weilte seine Erinnerung, in ihr seine Mutter, dieses einzige Wesen, welches in seiner Liebe und Fürsorge stets gleich geblieben, ja, deren Treue und Milde gewachsen war, je mehr alle andern und zuletzt selbst der Vater in dem Knaben einen unverbesserlichen Taugenichts zu sehen begannen. Wohl hatte die Mutter auch einst Strafen und Vorwürfe für ihn gehabt, aber jetzt kam ein direkter Vorwurf nicht mehr über ihre Lippen. „Du solltest Dich doch mehr in acht nehmen und fester im Zaume halten,“ sagte sie nur zuweilen, „denn Du glaubst nicht, wie weh es

mir thut, wenn ich sehe, wie alle immer wieder klagen und über Dich herfallen.“ Und Heinrich Emanuel erwiderte: „Ach was, Mütterlein, laß sie doch! Was die alle denken und reden, kann uns ja gleich sein. Ich weiß, daß ich nicht schlecht bin, daß ich mich nur wehre, wenn andere mir zu nahe treten. Das aber werde ich immer und immer wieder thun, mag kommen, was will. Darum kümmre Dich nicht um das dumme Geklatsch! Laß sie reden, laß sie klatschen! Ich bin nicht schlecht, ich weiß es, und die da können mich nicht besser machen. Meinst Du nicht auch, Mütterlein? Aber ich weiß, wer es kann, Mama. Weißt Du es auch?“ —

„Ja, mein Junge, ich weiß es!“ Und die Mutter schloß den Verbrecher in ihre Arme, und während sie lächelnd ihre Thränen trocknete, flüsterte sie liebkosend und ängstlich warnend zugleich: „Aber Du bist so wild, mein Junge, so wild ....“

Zweites Hauptstück.

Erwachen.

Heinrich Emanuel wurde seinem heimatlichen Boden entrissen. Aus dem Sonnenschein der Mutterliebe trat er in den Schatten einer ihm fremden Welt zurück. Wer die Folgen der Verpflanzung einer aufkeimenden Blume bedenkt, wird verstehen, was diese einfache Thatsache bedeutet. Ja, hätte er nur noch länger in seiner heimatlichen Schule bleiben können! In der Menschenerziehung hatte dieselbe doch einen geradezu fabelhaften Erfolg. Was nur aus den engeren Mitschülern Heinrich Emanuels wurde, giebt darüber schon einen verblüffenden Aufschluß. Der eine wanderte nach Afrika aus, um den Wilden den Segen und das Glück der Civilisation zu bringen und ihnen ihre überflüssigen Sachen zu nehmen; der andere ging unter die Jesuiten nach Südamerika, wurde bald Professor und betrieb es als seine Lebensaufgabe, den armen Heiden das Evangelium zu erschließen, die frohe, erlösende Botschaft; der dritte errichtete in Köln eine katholische Schnapskneipe und diente also durch seine Getränke der Ausbreitung des Geistes in den untern Volksschichten, welche so mühselig und beladen sind; der vierte wurde nach sieben Jahren höherer Bildung Oberstallmeister im Gestüte seines Vaters und Direktor der väterlichen Mistkarren; der fünfte

that seiner Erziehung alle Ehre damit an, daß er für Ausbreitung der Bildung in seiner engeren Heimat sorgte, indem er sich bis zum Zeitungskolporteur emporschwang; der sechste trat unter die Ägide seines Vaters als oberster und einziger Kellner in dessen Gasthof zurück und widmete sich nebenbei der Musik und Malerei; der siebente starb als Zuchthaussträfling leider an der Schwindsucht, nachdem es ihm schon als Postgehilfe gelungen war, seine Einnahme zu einer beträchtlichen Höhe zu heben; der achte nahm nach vierzehntägigem Militärdienst seinen ehrenvollen Abschied und ging zur See, um im Sturm und Unwetter seine Heldenkraft zu erproben und sich mit einem Haifische in ein tollkühnes Wettschwimmen einzulassen, in welchem er leider ruhmvoll unterlag. Also lauter Männer, echte bedeutende Männer, welche jeder auf seinem Felde rasch zur Vollendung gelangten, gingen aus dieser merkwürdigen Erziehungsanstalt hervor. Nur Heinrich Emanuel kam zu nichts. Hinter allen blieb er zurück, nachdem er in übermütiger Tollheit den Segen so hervorragender Menschenbildungsmethode für immer verscherzt hatte. Statt in raschem Fluge seiner zur Sonne strebenden Entwicklung folgen zu können, sind wir darum gezwungen, die öden verschlungenen Thalwege zu durchmessen, auf denen ihn sein Schicksal festhielt.

Ungefähr drei Monate vor jenem furchtbaren Mordversuche hatte Heinrich Emanuel eine Entdeckung gemacht, und eben in dieser Zeit machte er eine zweite, welche in seinem Innenleben einen großen Aufruhr hervorriefen.

Schon aus der Ovidstunde wissen wir, daß ein neuer Kreis von Anschauungen und Lebensdingen an den Knaben herangetreten sein mußte. Die Späße und rohen Zoten seiner Mitschüler wirkten allerdings nicht weit. Er überhörte sie meist oder lächelte im

Vorübergehen, aber nachhaltige Gedanken erweckten sie ihm nicht. Die Anregung dazu kam plötzlich und unerwartet und von ganz andrer Seite.

Es war im Frühjahr gewesen, als er einmal am Nachmittag nach der Schule von einem seiner Bekannten angerufen wurde: „Hein, komm' einmal her, ich will Dich etwas fragen!"

Der Rufer war der Sohn eines Gasthofbesitzers und allgemein bekannt wegen seiner infamen Kunst zu lügen. So hatte er sich den Spitznamen „der Lüghans" erworben. Seine Schwester Annchen war ein liebes, nettes Geschöpf, gleichalterig mit Heinrich Emanuel und eine zeitlang sein treuester Spielkamerad, denn sie war wild und kühn wie ein Junge und hatte dabei doch etwas so niedlich Einschmeichelndes in ihrem Wesen, daß es Heinrich Emanuel stets wohl in ihrer Gesellschaft war. Sie hatten zusammen die ersten Rauchübungen gemacht und miteinander dem Fischfang im Bache obgelegen. Und wie sorgfältig hatte sie dabei einmal Heinrichs Fuß verbunden, als er in eine Flaschenscherbe getreten. Bei allen Gelegenheiten war Heinrich Emanuel für sie der rechte Mann, wenn es etwas aufzuführen galt, zu dem ihr Bruder, der Lüghans, zu feige war. Auf die Kirschbäume kletterte er für sie und ritterlich prügelte er die Beleidiger seiner Annchen durch. Selbst dem älteren Lüghans ging er an den Leib, wenn Annchen es verlangte. Auch jetzt war sie anwesend, als Hans ihn anrief. Sie kaute bedächtig an einem Korinthenbrot.

„Du, Hein, weißt Du schon, woher die Kinder kommen?" fuhr Hans brutal heraus.

Heinrich besann sich einen Augenblick, dann erwiderte er ruhig: „Nein!"

„Ein Kind kommt aus dem Leib seiner Mutter" — war die ebenso frech gegebene Erklärung.

Heinrich erwiderte nichts und sah nur zweifelnd

nach Annchen hinüber. Die aber saß da mit einem Gesicht, als hätte sie garnichts gehört. Heinrich nahm sich also zusammen und frug nur: „So? Wie ist das denn möglich?"

Der Lüghans begann zu erklären. Aber weit kam er nicht. Als er auf eine abermalige Frage Heinrich Emanuels nach dem „Wie" die frech scherzende Antwort gab: „Da mußt Du Deinen Vater fragen, der ist Arzt und weiß das alles ganz genau," mischte sich Annchen endlich abwehrend hinein:

„Aber Hans, sei doch nicht so gemein!"

Und Heinrich Emanuel, der wohl gemerkt hatte, daß die ganze Unterredung nur den Zweck hatt, ihm vor Annchen seine Dummheit unter die Nase zu reiben, flog nun dem Schwätzer an den Hals und zählte ihm mit einem „da, Du Lüghans!" ein paar derbe Hiebe über. Dann wandte er sich ohne Gruß für Annchen heimwärts; er hatte das Gefühl, daß Annchen in den Vorschlag des Bruders, sich lustig über ihn zu machen, eingewilligt hatte.

Und dieses Gefühl fand bald darauf seine Bestätigung in einem Zuruf Annchens: „Hein, weißt Du es jetzt?" Seit der Zeit schob Heinrich Emanuel seine alte Gespielin beiseite. Er fühlte sich nicht mehr wohl in ihrer Nähe.

Die Reden des Lüghans hatten trotzdem gewirkt. Heinrich Emanuel hatte sich ein paar Tage mit der letzten Weisung herumgeschlagen. Dann trat er seinen Vater an und frug ihn nach der Herkunft der Kinder. Dr. Grünauer war zuerst erstaunt über die offene Frage seines Sohnes, er wollte ihn derb abweisen, dann besann er sich und meinte, der Knabe solle darüber nicht nachdenken. Er werde das alles, wenn es Zeit wäre, noch früh genug erfahren. Jetzt verstehe er das doch noch nicht.

Heinrich Emanuel hatte also keinen weiteren Auf-

schluß erhalten. Aber ein Hoffnungsstrahl blieb ihm. „Dein Vater ist Arzt," hatte der Lüghans gesagt, also mußte doch auch etwas davon in seinen Büchern stehen. Der Junge musterte diese also zunächst einmal vom Rücken aus. Und da waren zwei: „Die Pathologie und Therapie der Frauenkrankheiten" und „Geburtshilfe". Das mußte ja so etwas sein. In sicherer Stunde begann er zu studieren. Vieles, das meiste blieb ihm unklar. Er empfand, daß hier überall etwas vorausgesetzt wurde, und er ahnte, daß das, was vorausgesetzt wurde, eben das war, was er wissen wollte. Aber je mehr er studierte, um so weiter trat jene Frage nach dem Anfang wieder zurück, und zuletzt verschwand sie noch einmal ganz aus seinem Gesichtskreise.

Wohl fand er bestätigt, was der Lüghans erzählt hatte, aber ebenso fand er nun erst recht, daß der Ton, in dem er es erzählt hatte, ein gemeiner war und zum Gegenstande in keinem Verhältnisse stand. Denn hier war alles ernst, so furchtbar ernst, daß er erschrak. Namentlich spiegelte ihm seine Phantasie die Leiden einer Mutter wieder, die so furchtbaren Eingriffen, wie sie da behandelt werden, ausgesetzt war. Dachte er dann weiter darüber nach, welche Masse von Krankheiten sich an diesen Punkt für das Weib anknüpfen konnten, so fühlte er sein Herz bluten. Seine Mutter stand vor ihm, und ihre ausgestandenen Leiden traten ihm ins Bewußtsein. Seine bisher unbewußte Liebe erhielt einen lebendigen Untergrund, und das Gefühl, daß sie von seinem Wissen nichts erfahren dürfe, machte ihn feierlich, wenn er seiner Mutter jetzt gegenübertrat. Sie merkte die Veränderung wohl, aber sie kannte den Grund nicht, und als er einmal lange stumm neben ihr gesessen und sie nur mit stummer Verehrung betrachtet hatte, frug sie ihn: „Fehlt Dir was? Was hast Du?"

„Nichts, Mutter; nein mir fehlt nichts, ich habe Dich nur so lieb," war die schüchterne Antwort.

Sie aber küßte ihn, und er liebkoste sie wieder mit einer Zärtlichkeit und Behutsamkeit, als ob sie ein Glaspüppchen sei, das bei der ersten harten Berührung zerbrechen könnte.

„Du bist ein dummer Kerl!" sagte die Mutter scherzend. „Bald bist Du so lieb und dann wieder so wild, daß man nicht weiß, wie man Dich bändigen soll."

Er schwieg und dachte nur still für sich: „O, wenn Du wüßtest, warum ich Dich so lieb habe!" — —

Einstweilen wußte der Knabe genug. Sein Wissen gab ihm Ruhe, und so beschäftigte er sich nicht weiter mit Nachgrübeln und Forschen. Andern Menschen gegenüber blieb er unbefangen, wie bisher. Nur zuweilen vergaß er sich bei einem rohen Scherze eines seiner Bekannten wohl und antwortete derb oder gar mit Schlägen, so daß der Betreffende und die Umstehenden bald wußten, daß man ihm mit derartigen Dingen nicht kommen dürfe. Es wurde getuschelt um ihn, aber nicht mehr gesprochen, er hörte nichts mehr von dieser Übersetzung eines ernsten und, wie ihm dünkte, heiligen Vorganges ins Gemeine und Frivole.

Der Unterschied des Denkens zwischen seinen Kameraden und ihm war der, daß jene den Anfang im Auge hatten und eigentlich nur von ihm etwas wußten. Hier also machten sie ihre phantastischen Variationen und Bocksprünge, während Heinrich Emanuel das Ende des Prozesses, welches sich in der Geburt darstellte, bedachte.

Er beruhigte sich vollkommen mit dem Gedanken. Alles andere konnte ja doch nur Nebensache sein, ein mehr oder weniger bedeutendes Mittel zum Zweck. Die Hauptsache wußte er, und diese erschien ihm rein und schön.

Seine Gedanken ruhten aus in traulicher Dämmerung, die nichts Schreckhaftes für ihn hatte, und so konnte er das Nahen des Tages, des vollen Wissens in sehnsuchtsloser Freude erwarten. Und der Tag kam schneller, als er geahnt hatte.

Unter dem neuen Rektor war der älteste Sohn des Gemeindevorstehers in die Schule eingetreten. Auch er hatte eine ähnliche Vorbildung genossen, wie Heinrich Emanuel, nur war sein Gemüt unter der Führung seiner Gouvernante nicht verbittert worden. Der junge Reinhard brachte das ganze offene und ehrliche Herz eines unschuldigen Kindes, die volle ruhig heitere Naivetät in diese neue Umgebung mit hinein. So wurde er bald zum Gegenstande aller möglichen Hänseleien und Scherze, die er mit so stiller Verlegenheit über sich ergehen ließ, daß es dem Zuschauer wehe thun mußte. Heinrich Emanuel sah sich diese Geschichte eine Zeitlang mit an. Als er dann aber bemerkte, wie Reinhard begann, gezwungene Anstrengungen zu machen, auf die rohen Scherze seiner Peiniger einzugehen und sie in ähnlichem Tone zu erwidern; als er ebenso sah, wie der arme Kerl trotz seiner Anstrengungen doch stets den kürzeren zog, und seine großen Rehaugen, wenn die Niederlage heranrückte, flehend umhersuchten, ob kein Helfer nahe, da packte es den älteren Kameraden. Heinrich warf sich auf die johlende Meute und trieb sie auseinander. Reinhard dankte mit ein paar dicken Thränen, die er verlegen aus den Augen wischte. Auf dem Heimwege schloß er sich an seine Helfer an. Das wurde zur Gewohnheit, die Knaben freuten sich an ihrem gegenseitigen Verkehr, und bald war Heinrich Emanuel täglicher Spielkamerad des jüngeren Mitschülers.

Reinhard hatte eine ältere Schwester, Klärchen; er hatte noch einen ganzen Troß jüngerer Geschwister, von denen einige gewöhnlich zum Spiele mit heran-

gezogen wurden. Oftmals aber waren auch Klärchen, Reinhard und Heinrich Emanuel allein. Es war ein traulicher Bund, den kein Mißton störte. Klärchen war so alt wie Heinrich Emanuel, aber dieser war schon im Vorjahre zum ersten Abendmahl gegangen, während Klärchen gewartet hatte, um das Fest gemeinsam mit ihrem Bruder in diesem Jahre begehen zu können. So wurde Heinrich Emanuel für beide der Mann, der über alles Aufschluß geben konnte. In dieser trauten Unterhaltung, die stets zwischen den Spielen hindurch angeknüpft wurde, verliefen die schönen Tage des Frühlings den Kindern. Eines Tages nun kam Klärchen mit einem Zettel zu Heinrich und sagte etwas verlegen: „da, lies einmal!"

Und Heinrich Emanuel las ein fünfstrophiges, ziemlich holpriges und ziemlich überschwängliches Gedicht „An Jesus". Ein Blick genügte, um ihm zu sagen, daß die Verfasserin vor ihm stand. Und sie erschien ihm in ihrer befangenen Freude so hübsch, daß er ohne ein Wort des Tadels oder der Erinnerung die Verse zurückgab mit der Bemerkung: „Das hast Du gemacht, und das ist sehr schön!" Das Mädchen war glücklich, frug aber sofort, ob Heinrich noch keine Gedichte gemacht habe? „O ja!" erwiderte der sehr ruhig, „aber keine solchen!"

„Bring' sie einmal mit und lies sie mir vor!" bat Klärchen, und Heinrich Emanuel versprach es. Aber er brachte sie dann einstweilen doch nicht mit, sondern behielt seine Sachen still für sich. So kam der Tag der ersten Abendmahlsfeier heran. Die Kinder spielten nicht mehr, sondern gingen ernst und wichtig im Garten umher, sich von dem bevorstehenden Feste unterhaltend. Und als nun der Tag selbst da und die kirchliche Feier glücklich überstanden war, begab Heinrich Emanuel sich zu seinen Gefährten, die als-

bald von dem Schwarm der Gratulanten sich befreiten und zu ihm in den Garten herunterkamen. Heinrich zog einen Zettel aus der Tasche und überreichte ihn Reinhard. Der las; „Meinem Freunde Reinhard zur Feier seiner ersten hl. Kommunion!“ Kaum hatte er die Überschrift gelesen, so sprang er jauchzend davon, den Eltern, Tanten und Verwandten das Gedicht zu zeigen und vorzulesen. Klärchen und Heinrich Emanuel waren allein. Sie in reizend weißem Kleidchen, das lieblichste Prototyp jener Kinderengel, die „widersagen dem Teufel und allen seinen Werken,“ er in ernstem schwarzem Gehrock, das leibhaftige jugendliche Konterfei eines germanisch-katholischen Himmelsbeamten. Klärchen sagte lieb: „Das ist hübsch von Dir, daß Du an Reinhard gedacht hast!“

„Ja, Klärchen, aber Du möchtest doch gewiß auch so etwas haben?“

Klärchen nickte freudig verlangend.

„Na denn, da hast Du auch etwas! Es ist schöner wie das von Reinhard.“ Und Heinrich Emanuel überreichte auch ihr einen Briefbogen, und sie las still für sich hin. Als sie zu Ende war, gab sie dem Kameraden die Hand hinüber und sagte traulich: „Ich danke Dir, das hast Du wirklich nett gemacht. Du bist so lieb.“ Die Stimmung beider Kinder war so froh, so selig, daß sie sich nicht mehr zu helfen wußten. Die Worte verstummten, sie sahen sich an und lächelten, und dann auf einmal legte Heinrich Emanuel seinen Arm um Klärchens Hals, zog sie an sich und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Klärchen geriet in einige Verlegenheit, wurde rot und stand dann rasch auf: „Ich will es den andern zeigen!“ rief sie und verschwand hinter den Tannen.

Heinrich Emanuel hatte niemals einen glücklicheren Augenblick gehabt. Er saß in der Laube und träumte.

Plötzlich hörte er seinen Namen, er mußte hinauf, um das Lob der Anwesenden über sich ergehen zu lassen. Und er that es mit stillem Stolze, denn zwei Augen folgten jeder seiner Bewegungen, und bei jedem Lobe glänzten sie auf, als ob sie sagen wollten: „So meine ich es auch!“ Dann durften die drei Glücklichen wieder in den Garten, und der übrige Vormittag verlief ihnen in ungestörter stiller Freude.

Seit jenem Tage aber war eine Veränderung in Klärchen vorgegangen. Sie war lieb und freundlich wie immer, aber jenes naive tolle Spielen, wie es ehedem betrieben wurde, fand keinen besondern Anklang mehr bei ihr. Am liebsten saß sie in einem stillen Winkel, von wo aus sie die Spielenden sehen konnte, und las oder zeichnete oder beschäftigte sich mit einer Handarbeit. Zog es dann Heinrich Emanuel in ihre Nähe, ohne daß sie ihn rief, so verriet ihr Auge eine glückliche Freude. Er merkte es bald, nnd so ließ er vom Spiele und las oder plauderte mit ihr. Da wurden denn die Gedichte der Kinder vorgelesen, und Reinhard warf seine Schnurren hinein, so daß es oft zu frohem und lustigem Lachen kam. Zog Klärchen sich auch mehr zurück, so war es Heinrich Emanuel doch, als ob keiner von allen ihn freudiger begrüßt hätte, wie sie mit ihrem „Ah, da bist Du ja wieder!“ und keiner sagte sein „Komm bald wieder!“ beim Scheiden so lieb, wie Klärchen. Und Heinrich Emanuel kam und ging und war glücklich.

Eines Tages nun saßen die drei wieder beisammen, als Reinhard mit der verlegenen Frage herausplatzte: „Wir haben Dich schon lange fragen wollen, Heinrich, woher kommen die Kinder? Daß der Storch sie nicht bringt, wissen wir schon, aber woher kommen sie denn?“ Heinrich Emanuel sah zu Klärchen hinüber, die war über und über rot. Dann sagte er kurz: „Ich weiß es

nicht!" Aber da schaute sie ungläubig auf, und auch Reinhard rief: „Ja, ja, Du weißt es. Lüg' doch nicht so!"

„Gut denn, ich weiß es" erwiderte Heinrich Emanuel, „aber Ihr müßt mir Zeit lassen, bis ich es Euch sagen kann. Heute mag ich nicht."

„Aber Du sagst es uns!" versetzte Reinhard eifrig. Doch ehe die Antwort kam, hatte Klärchen ihren Bruder zurechtgewiesen und ihn bedeutet, daß Heinrich es sagen werde, wann es ihm passe, er solle ihn nun in Ruh lassen. Reinhard gab sich zufrieden, und Heinrich dankte dem Mädchen mit freundlichem Blick.

Die Frage lag seit der Zeit zwischen den Kindern. Sie fühlten es alle drei, und Heinrich Emanuel ließ sie in seinem Kopfe herumgehen und überlegte und überlegte, wie er sie wohl beantworten solle. Er erinnerte sich, wie weh ihm selbst vor kurzer Zeit gethan wurde, als man sich so unberufen und roh in seinen Gedankenkreis eindrängte. Aber mit allem Überlegen kam er doch zu keinem Schluß. Sollte er die Frage ernst behandeln, so fühlte er wohl, daß er den Freunden ein Element in ihr Denken einfügen müsse, das der Kindheit ein Ende machte. Ob er dazu berechtigt war, wußte er nicht. Vielmehr aber bangte er noch davor, ob es ihm gelingen würde, sich so auszudrücken, daß keine Ungeschicklichkeit herauskäme, und dann, mit einer halben Antwort war doch nichts gethan. Er konnte jederzeit für sich in den Büchern seines Vaters lesen, aber die beiden hatten keine Bücher. Da hätte er fortwährend weiter erklären müssen, und vor dem Gedanken scheute er zurück. Die Frage dagegen scherzhaft zu behandeln, widerstrebte seinem ganzen Denken und Fühlen. So vermochte er sich nicht zu raten und zu helfen. Und doch drängte Reinhard hin und wieder von neuem, denn er wurde in der Schule aufgezogen, man machte Be-

merkungen, die er nicht verstand, deren Bedeutung er nur ahnte, und wenn er dann zu Heinrich Emanuel kam, um Aufklärung zu erhalten, so sagte ihm der nur das Allernotwendigste, um die Sache aus den Gedanken seines Freundes wieder herauszubringen. Diese gelegentlichen Erfahrungen und Bemerkungen hinterbrachte Reinhard seiner Schwester, und Klärchen unterstützte denn auch ihren Bruder einmal bei einem neuen Drängen, indem sie Heinrich Emauuel sagte: „Aus allem, was wir erfuhren, sahen wir doch, daß die Sache gar nicht schlimm ist. Also warum sagst Du es uns denn nicht?"

„Schlimm ist sie gewiß nicht, liebes Klärchen," erwiderte Heinrich Emanuel, „aber ernst ist sie, sehr ernst. Und weil ich fürchte, daß ich den Ernst nicht habe, um sie Euch recht und wie sich's gehört zu erklären, möchte ich Dir lieber raten, Deine Mutter zu fragen. Sie wird Dir sicher sagen, was Du wissen willst. Und Du, Reinhard, frage Deinen Vater ebenso!"

„Nein, nein, das geht nicht!" wehrte Reinhard sofort ab. „Die Eltern dürfen nicht wissen, daß wir über so etwas reden."

„Unsinn!" erwiderte Heinrich. „Eure Eltern werden Euch doch einmal davon sprechen müssen: mein Vater, meine Mutter haben es auch gethan." Heinrich Emanuel sagte hier keine Unwahrheit, denn nach und nach hatte er seine Eltern doch dahin gebracht, über das eine oder andere ihn anzuhören, und wenn auch keine vollen Gespräche zustande kamen, so gab doch ein Ja oder Nein oder sonst eine kurze Bemerkung Heinrich den Aufschluß, den er im Augenblick nötig hatte, um wieder zur Ruhe zu kommen.

„So, Deine Eltern haben darüber mit Dir gesprochen?" fuhren die beiden nun erstaunt heraus.

„Jawohl!" erwiderte Heinrich, „und die Eurigen

werden mit Euch darüber auch sprechen. Wartet es nur ab! Du, Reinhard, kannst mir aber sicher glauben, daß die in der Schule, die Dich immer aufziehen möchten, selbst nichts Gescheidtes wissen. Es ist nur eine Prahlerei und Großthuerei von ihnen, die sie Dir gegenüber zur Schau tragen, als ob sie was wüßten. Sie wissen nichts, garnichts, glaub' es mir, und wenn sie Dir wieder kommen, so laß sie einfach schwatzen! Gieb Ihnen gar keine Antwort mehr! Du wirst das alles bald weit besser wissen, als die alle miteinander."

Bei dieser Verkleinerung seiner Mitschüler erwachte das Selbstbewußtsein Reinhards, und so platzte er heraus: „Ach was, ich weiß es eigentlich so schon. Wir haben neulich gesehen, wie ein Huhn ein Ei gelegt hat, und unsere Erda hat vor zehn Tagen Junge geworfen, das haben wir auch gesehen. Wir wissen es also ganz genau, nur klappt noch nicht alles."

„Doch, es klappt!" sagte Heinrich Emanuel. „Denn im Ei bildet sich das Hühnchen, und wenn es fertig ist, sprengt es die Schale und schlüpft aus. Hier hast Du das Ei vor Dir, bei der Erda siehst Du es nicht. Aber die Sache ist ganz genau dieselbe."

„Die Hunde legen doch keine Eier!" erwiderte Reinhard ungläubig.

„Nein, sie legen keine Eier. Die Entwicklung des Eies vollzieht sich da in ihnen, und wenn das kleine Tierchen fertig ist, kommt dieses zur Welt, statt des Eies bei der Henne, die nun erst brüten muß, damit das junge Hühnchen fertig wird."

„Das ist ja ganz wunderbar!" meinte Reinhard.

„Nein, wunderbar ist es nicht, aber schön ist es, so schön, daß man darüber keine Scherze machen soll, Wartet also ruhig ab, bis Eure Eltern mit Euch sprechen, und macht Euch weiter keine Gedanken! Wenn Du mich jetzt darüber weiter fragen wolltest, könnte ich

Dir nicht mehr sagen. Das ist geradeso, als wenn Du mir sagtest, ich sollte Dir den Ovid erklären. Aber da muß man doch erst einmal in Untertertia und nicht in Quinta sein."

Und die beiden gaben sich endlich zufrieden, und Heinrich Emanuel hatte vor Reinhards Fragen fortan Ruhe. Nur zwei andere liebe Gesellen frugen immer weiter, immer mehr: die Augen Klärchens.

So war die Zeit gekommen, da es in der Schule den „großen Krach" abgesetzt hatte. Reinhard hatte zu Hause darüber berichtet. Er war angewiesen worden, sich von Heinrich Emanuel zurückzuziehen. Aber der gute Junge brachte das nicht fertig. Und als nun an einem der folgenden Tage Heinrich ankündigte, er käme nachher auf ein Stündchen hinüber, da geriet Reinhard in Verlegenheit. Er hätte den Besuch abweisen sollen, er that es nicht, und Heinrich Emanuel kam.

Am Thore wurde er erwartet. Klärchen hatte sich hinter den Tannen aufgestellt und winkte ihn ängstlich heran.

„Was giebt's denn?" frug Heinrich erstaunt, als er diese heimlichen Anstalten und die Aufregung des Mädchens bemerkte.

„O, warum hast Du das gethan?" fuhr Klärchen unter Thränen heraus. „Es war so schön, und nun sollst Du nicht mehr kommen. Du bist auch so wild — so wild — —"

Und sie schluchzte still vor sich hin. Heinrich Emanuel hatte die gleichen Worte schon einmal gehört; es war seine Mutter, die sie gesprochen hatte. Und nun stand hier Klärchen vor ihm und sagte dasselbe, und ihre Augen perlten dabei, wie die seiner Mutter, und ihr Leid sagte dem Knaben, wie gern das Mädchen ihn habe. Das war ein trauriger Gruß, den die Liebe den jungen Herzen zuwarf. Aber sie war da trotz

alledem. Ein leuchtender Strahl aus einer neuen Welt war zu ihnen durchgedrungen, und Blüten eines ungeahnten Glücks küßte er in den träumenden Seelen wach. So war es noch nie, wie jetzt. Und Leid und Seligkeit umschlangen sich, und stumm standen die Kinder und hielten sich die Hände. Auf den Strahlen ihrer Blicke tanzten die sonnigen Kinder des Glücks. Dann überkam es Heinrich plötzlich mit Gewalt. Er fühlte sich wachsen an Mut und Stärke, und sein Entschluß war fest und sicher.

„Ist Dein Vater oben?" frug er Klärchen.

„Ja!" war die scheue Antwort.

„Ich gehe hinauf zu ihm!" versetzte Heinrich und machte sich los.

„Nein, Heinrich, bleib' hier! Was willst Du thun?" rief sie ihm nach.

Vergebens! Der Junge war im Hause verschwunden und frug oben nach dem Herrn Bürgermeister. Ihm sagte er, Klärchen habe ihm eben mitgeteilt, daß ihnen der fernere Verkehr mit ihm nicht mehr erlaubt sei. Die Ursache des Verbotes sei sein Benehmen in der Schule. Er habe sich da gewiß viel zu weit hinreißen lassen, aber das sei so plötzlich über ihn gekommen, er wisse selbst nicht wie. Darum möge der Herr Bürgermeister das nicht so schroff beurteilen, und da der Verkehr mit seinen Kindern doch bald aufhören würde, weil er bestimmt zum Jahresschluß in eine Anstalt käme, so bäte er ihn, die kurze Zeit noch seine Besuche zu gestatten. Zu Klagen würde er keinen Anlaß geben, wie ja der Herr Bürgermeister gewiß auch gerne anerkennen würde, daß er zu Klagen bei seinen Besuchen hier niemals Grund gehabt habe.

„Nein, hier habe ich nicht über Dich zu klagen gehabt" erwiderte der ernste Mann. „Du warst ordentlich und brav. Um so erstaunter aber war ich, als ich

das von Dir hörte. Wie kamst Du eigentlich dazu? Wie konntest Du Dich so vergessen?"

Der Knabe antwortete offen und ohne Rückhalt, und diese Sprache verfehlte bei dem edlen Manne, dem er gegenüberstand, auch nicht ihren Eindruck. Das Ergebnis der Unterredung war schließlich, daß der Herr Bürgermeister die weiteren Besuche — „nur nicht zu oft" gestattete, und der Knabe dankte, stürzte die Treppe hinunter zu dem unten ängstlich harrenden Geschwisterpaar und fiel seinem Freunde um den Hals mit dem Rufe: „Ich darf doch hierbleiben und wiederkommen!"

Die Freude war groß. Auf den Jubel der Kinder aber blickte von dem Fenster da oben der Herr Bürgermeister, und über sein strenges und ernstes Gesicht flog ein Hauch der Freude, die er denen da unten bereitet hatte.

Zum ersten Mal in seinem Leben hatte Heinrich Emanuel eine Bitte an einen fremden Mann gerichtet, und dieser fremde Mann war Bürgermeister, ein preußischer Beamter mit dickem, herabhängendem Schnurrbart und einer langen Pfeife, innen voll guten Willens, aber äußerlich von ängstlicher Zurückhaltung und peinlich steifer Würde. Und zu dieser ersten Bitte hatte Klärchens Leid den stolzen Knaben gezwungen.

So hätte die letzte Zeit, da Heinrich im Elternhause weilte, in stillem Glück verfließen können. Aber in den heitern Frieden brach ein verheerendes Wetter ein. Als Wettergott erschien mit Beginn der Herbstferien ein Vetter aus Köln im Hause des Bürgermeisters. Er war zwei Jahre älter, als Heinrich Emanuel und Klärchen. Dazu war er in der Stadt erwachsen und an gesellschaftlichen Verkehr gewöhnt. So war sein Auftreten schneidig und frech. An Kraft war Heinrich Emanuel allerdings dem Vetter gewachsen, aber an geschmeidiger Sicherheit stand der ehrliche Bursche dem

neuen Spielkameraden weit nach. Vetter Guido rangierte sich sofort an der Seite Klärchens ein. Die war davon nicht sonderlich erbaut, aber sie duldete es aus Höflichkeit und weil der junge Herr wirklich ein echt kölnisches Witztalent besaß. Fort und fort machte er seine tollen, aber oft keineswegs harmlosen Scherze, und aus dem Lachen kam die kleine Gesellschaft nicht mehr heraus. Nur Klärchen lachte nie, wenn ein Witz wie: „Du scheinst auch aus dem Holze zu sein, aus dem man die Knoten schnitzt“ — seine Spitze gegen Heinrich Emanuel kehrte. Wohl aber freute sie sich herzlich, wenn Heinrich Emanuel dann die Antwort nicht schuldig blieb. Allerdings gaben solche Antworten, wie: „Hüte dich vor näherer Bekanntschaft mit ungeschnitztem Knotenholze; wo es hintrifft, giebt's Beulen!“ — der Stimmung stets etwas Ungemütliches und Drohendes, aber Klärchen freute sich doch.

Eines Tages nun schlug der Vetter ein neues Spiel vor: eine Hochzeit und folgende Hochzeitsreise durch die Welt. „Wir müssen ein Hochzeitspaar haben“, meinte er, „und Klärchen ist die Frau, ich bin der Mann.“ Da trat Klärchen entschlossen vor und sagte: „Ich will Deine Frau nicht sein.“

„Nicht?“ frug der Vetter etwas gereizt. „Nun, wessen Frau willst Du denn sein?“

Diese Frage machte Klärchen vollkommen verlegen. Sie wurde rot, und nur ein rascher Blick zu Heinrich Emanuel hinüber verriet diesem ihre Wünsche. Der Vetter hatte den Blick aufgefangen und warf im Scherze hin:

„Aber Klärchen, das wäre ja die reinste Mesalliance. Du bist doch von Adel, und der da ist nur ein Bürgerlicher.“

Der Scherz hatte eine furchtbare Wirkung. Klärchen wurde blaß und sah ihren Liebling betroffen an, und aus dessen Mienen brach einen Augenblick ein

furchtbares Weh. Der übermütige Vetter hatte mit einem Schlage ihr ganzes junges Glück in Scherben geschlagen, und da standen sie nun und besahen sich die traurigen Reste. Klärchen faßte sich zuerst und meinte, das Spiel sei überhaupt langweilig, man solle etwas anderes treiben. Aber Heinrich Emanuel hielt nun fest. Er bestimmte, auf Klärchen und den Vetter deutend: „Ihr zwei seid das Brautpaar, und wir zwei ziehen den Wagen.“ Die beiden stiegen ein, und Reinhard und Heinrich spannten sich vor den Wagen und sausten los. Bis „Paris“ gab es keine Stationen, und „Paris“ lag am Ende einer dreimaligen Rundreise durch den ganzen großen Garten. Als die zweite Runde kaum begonnen hatte, war Reinhard bereits so erschöpft, daß er nicht mehr ziehen und nur noch nebenher laufen konnte. Heinrich hielt aus. Er zog für den andern mit und rannte weiter. Das eine „Pferd“ aber stand bald ganz ab und wälzte sich neben hinaus ins Gras. Reinhard kümmerte sich nicht darum. Klärchen rief ängstlich „Halt, halt!“, der Vetter wollte mit dem Zügel zurückhalten, aber Heinrich Emanuel zerrte mit einem Ruck so furchtbar vorwärts, daß der Vetter vom Wagen gefallen wäre, wenn er die Zügel nicht hätte fahren lassen. So rannte der Junge fort, bis die dritte Runde vollkommen zu Ende war. Da stand er nun keuchend und in Schweiß gebadet, und Klärchen half ihm, mit ihrem Taschentuche die Perlen trocknen. Dazwischen sagte sie unmutig:

„Du armer Kerl. Das ist kein Spiel, das ist eine Dummheit, und wenn der Vetter fahren will, soll er sich die Pferde holen, wo er mag.“

Guido, abermals gereizt durch die offene Teilnahme Klärchens für Heinrich Emanuel, meinte spitz: „Nun, als Pferd ist er doch sehr tüchtig!“

Einen Augenblick blitzte es in Heinrichs Augen auf. Dicht trat er vor den Spötter hin und erwiderte

ihm: „Du aber als Fahrknecht bist ein trauriger Geselle. Das eine Pferd fällt ihm, und das andere allein kann er nicht einmal halten. Weißt Du, in den Graben wärst Du geflogen, wenn Klärchen nicht neben Dir gesessen hätte. Mag der Teufel mit so einem Kutscher fahren, ein anständiger Mensch wird sich davor hüten."

Klärchen sah den Streit wachsen und trat dazwischen. „Wir zwei setzen uns jetzt etwas in die Laube. Komm', Heinrich!"

Der erhitzte Junge folgte ihr. Der Vetter ließ ihn in Ruhe. Und da saßen sie nun in der Laube und sahen sich an. Wie hätten sie auch sagen können, was in ihren Herzen vorging. Und wie besorgt Klärchen sich auch zeigte, sie fühlte, daß der Stich des Vetters getroffen hatte. Sie wollte scherzen, es ging nicht. Dann stellte sie Scherz und Sorge ein und blickte Heinrich wieder an. Der saß so still und blickte so betrübt, und kein Wort, kein liebes Wort kam über seine Lippen. Da traten Thränen in Klärchens Augen. Sie wußte ja, wie stolz und wild dieser Junge war, sie ahnte, wie es nun in seinen Gedanken wühlte. Endlich bat sie lieb: „Ach, Heinrich, denk' doch nicht weiter daran: Es war doch nur ein dummer Spaß."

„Ja, ein dummer Spaß, aber — er hat recht!" war die wehe Antwort.

„Nein, Heinrich, er hat nicht recht," rief Klärchen, „denn er ist mein rechter Vetter, und er kann doch nie mein Mann sein. Du aber bist — — nicht mein Vetter und — überhaupt nicht verwandt mit mir —"

Die Fortsetzung blieb aus. Klärchen hatte die Worte herausgestoßen, und jetzt rief Heinrich Emanuel mit trotzigem Stolz dazwischen: „Aber ich bin auch nicht von Adel!"

Klärchen stand furchtbar betroffen da. Heinrich

war aufgestanden. Er sah ihre betrübten Augen, die um Hilfe und Schonung baten. Aber er wußte, daß alles aus war, für immer und ewig. So sagte er mit mildem Ernst: „Klärchen, in drei Wochen gehe ich ja so wie so fort. Dann hast Du mich nicht mehr, und wenn ich wiederkomme, bist Du ein Fräulein, und ich ein — na, ich bleibe halt ein Bürgerlicher."

„Aber wenn Du Offizier wirst und Orden bekommst," warf Klärchen wieder angstbeklemmt ein.

„Nein, Kind, Offizier werde ich nicht und Orden bekommt man nicht so leicht. Also, was in drei Wochen sein muß, laß' es heute sein. Ich will fortgehen und nicht mehr wiederkommen."

„Nein, Heinrich, das darfst Du nicht," weinte Klärchen. „Ich wäre dann so allein, und wenn Du nicht mehr da bist, wird der Vetter immer bei mir sein und den ekligen Kerl mag ich jetzt schon garnicht mehr sehen."

„Klärchen, die dummen Scherze wird er aufstecken, wenn er uns beide nicht immer zusammensieht. Dann wirst Du Ruhe vor ihm haben. Oder soll ich vielleicht wiederkommen und immer wieder sein dummes Gewäsch anhören müssen und ihm nichts darauf erwidern können? Versteht der Tropf es denn, daß ich auf meine Eltern und meinen Namen so stolz bin und so stolz sein kann, als er nur je auf die seinen? Und weißt Du, wenn er mir da noch einmal zu nahe träte, was dann käme? Ich würde mich einfach nicht mehr halten können und ihm an den Kragen springen, und dann bekäme er heillose Prügel. Ich aber würde dann von deinem Vater direkt zum Thore hinausgewiesen. Willst Du es darauf ankommen lassen?"

„Nein!" versetzte Klärchen, und sie faßte sich und nahm sich zusammen. „Geh' lieber so! Die Prügel würde er sofort vergessen, wenn er sähe, daß Du fort müßtest! Du hast recht! Laß Dich nicht weiter mit ihm ein!"

„Also adieu, Klärchen! Sei mir nicht böse! Ich kann ja nicht anders."

„O Du lieber, lieber Kerl!" — Klärchen fiel ihm weinend um den Hals, und die Kinder gaben sich den Abschiedskuß. „Aber nicht ganz vergessen!" bat Klärchen treu.

„Nein, Kind, ich werde Dich nicht vergessen. Und so lange ich noch hier bin, gehe ich jeden Tag abends und morgens einmal vorbei. Bevor ich abreise, komme ich dann noch einmal und nehme Abschied von Deinen Eltern. Reinhard sehe ich ja so noch. Bis dahin komme ich nicht mehr, und nur hier an der Mauer, werde ich manchmal warten, wenn ich Dir was zu sagen habe. Ich schreibe es dann vorher auf einen Zettel und lege ihn hierher. Und nun adieu, Kind!"

„Adieu, Heinrich!"

Und der Junge schritt zum Thore hinaus, stolz und ruhig. Klärchen sah ihm weinend nach, und trotz der Thränen spielte in ihren Blicken ein Gefühl der Freude: „Der Heinrich war ja so stolz, so wild!" — —

Aber er war nur ein Bürgerlicher. Tief in sein Herz hatte sich dieses Wort hineingefressen. Und übersah er auch nicht die traurige Einrichtung der Gesellschaft, eine Ahnung senkte doch ihre Keime in seine Brust, die Ahnung davon, daß hier der Feind war, mit dem er sein Leben lang würde zu ringen haben. Die Gesellschaft hatte dem Kinde das liebste genommen, dem sein Herz sich zum erstenmale voll erschlossen, und die Gesellschaft war es, deren Stimme er bei den Urteilen vernommen, welche über ihn losgelassen worden waren.

Während der folgenden Wochen sah er Klärchen noch manchmal für einen kurzen Augenblick, und sie dankte ihm für die schönen Blumen und Gedichte,

welche er ihr in das Versteck an der Mauer gelegt hatte. Und der Dank war jedesmal so lieb, so treu, als ob nichts, garnichts sich zwischen sie hingestellt hätte und alles noch so wäre, wie es einmal war. Am Tage vor seiner Abreise machte Heinrich Emanuel den angekündigten Abschiedsbesuch. Er empfahl sich den Eltern Klärchens, die ihm viel Glück und ein gutes Fortkommmen wünschten. Sein Auftreten war ernst, bescheiden, und Klärchen hatte wieder ihre stille Freude an ihm. Sie begleitete den Freund mit Reinhard bis zum Thore. Noch einmal sahen sie sich tief in die Augen, aber als ob sie sich verabredet hätten: in keinem Auge war auch nur der Schimmer einer Thräne zu sehen. Sie hielten sich beide tapfer, und Klärchen bat nur: „Du schreibst uns einmal, aber an Reinhard!“ Heinrich versprach es und dann wendete er sich zum Gehen. In die Tannen am Thore fauchte ein Windstoß und sie rauschten — rauschten — rauschten — —

Am andern Morgen fuhr sein Zug schon um 6½ Uhr. Trotz der frühen Stunde und des Wirrwars, welchen die Abreise verursachte, war er noch einmal fortgesprungen für einen Augenblick und hatte für Klärchen einige schöne Rosen in die Mauerecke gelegt. Dann ging er mit seinen Eltern, die ihn begleiteten, zur Bahn. Vom Coupeefenster aus blickte er hinüber in den Garten Klärchens. Und da — da stand sie in der Weinlaube und winkte mit ihrem Tuche; er sandte ihren Gruß zurück und bemerkte noch das freudige Aufleuchten in ihrem lieben Gesichtchen. Der Zug ging fort, und hinter sich ließ Heinrich den Traum seiner Kindheit, und jetzt schluchzte er einmal laut auf, als das Mütterlein den Arm um seinen Nacken legte. Aber er faßte sich schnell wieder, als er die Mutter weinen sah. „Es kam mir nur so, Mama“ stotterte er tröstend heraus — „ich habe das

Kind doch sehr gern gehabt." Und die Mutter tröstete ihn wieder, indem sie von dem „lieben Kinde" sprach.

Als er in den ersten Ferien nach Hause kam, schlich er sich noch einmal an die Mauer heran. Und da lagen seine letzten Rosen noch. Klärchen hatte sie nicht mehr geholt. Sie hatte ja keine mehr dort vermutet. Aber wie sahen die aus! Von einstigen Blüten keine Spur mehr, nur noch dürre Blätter und Stengel! Der Knabe hielt sie wehmütig in der Hand, und seine Lippen murmelten: „Ganz braun, ganz verwelkt und verdorben!" Frost und Wetter hatten ihnen das gethan. —

Die Eltern brachten den Knaben nach dem Institute. Dasselbe lag dicht an der holländischen Grenze, wo die Niers eine weite sandige Fläche durchschneidet, die meist von Haidekraut bewachsen ist. Fichten- und Erlenbestände unterbrechen nur hin und wieder die traurige Einförmigkeit. So recht eine Gegend nach Schönleberschem Geschmack, voll Melancholie und doch feinsten Farbenwechsels. Eine Stunde von G., der nächsten Bahnstation, lag das alte Augustinerkloster inmitten eines großen Gartens, der abwechslungreiche Partien bot. Lange Alleen und Laubgänge, Fischteiche und große Spielplätze, aber so recht paßte der neue gothische Anbau gar nicht in diese barocke Gesellschaft hinein. Das Institut wurde ausschließlich von Weltgeistlichen geleitet.

Aber nicht direkt waren unsere Reisenden zum Ziele hingefahren. Die Mutter hatte noch ein ganz besonderes Anliegen. An dem berühmten Wallfahrtsorte Kevelaer wurde Halt gemacht. „Wir wollen bis morgen hier bleiben und Dich dem besondern Schutze der Muttergottes empfehlen," — meinte Frau Susanne treu, und damit dieser Schutz noch wirksamer erfleht werde, hatte sie eine Cousine, welche als Mutter einem Frauenkloster in Neuß vorstand, mit auf die Reise

genommen. Man bestellte Zimmer in einem Gasthofe, begab sich zur Kirche, um gemeinsam zu beichten, und von da zur Gnadenkapelle, wo die vielen, vielen Votivgegenstände des Knaben besondere Aufmerksamkeit fesselten. Dann sah er hier das kleine Gnadenbildchen der furchtbar aufgedonnerten und scheinbar in weiter Krinoline befindlichen Madonna wieder, das ihm von den dreieckigen Fähnchen her so wohl bekannt war. Als er noch kleiner war, hatte Heinrich Emanuel mit seinen Geschwistern fast alljährlich von der „tauben Theres“ und der „Drückchen“, den beiden eifrigsten Wallfahrerinnen seiner Heimat, solche Papierfähnlein zum Geschenk erhalten, und die Spiele der Kinder hatten dadurch für mehrere Tage eine erheiternde Abwechslung erfahren. Jetzt kamen dem Knaben jene Tage zurück. Er erinnerte sich an alle Freuden und Leiden mit Lebhaftigkeit, und niemals hat er so treu und mit solcher warmen Liebe seiner Geschwister gedacht, als jetzt, wo sie zum erstenmal nicht mehr um ihn waren. So verrichtete er denn in Gedanken an sie alle seine Gebete und war sicher, daß seine Andacht ihnen ganz besondere Schätze verleihen würde. Die heilige Stimmung wich auch den übrigen Teil des Abends nicht von ihm, denn nie war sein Vater ihm ernster und zugleich milder erschienen, als heute, und die Muter mit ihrer innigen Güte — ach, die war nicht zu beschreiben. Nur ihm, ihm ganz allein gehörten seine Eltern jetzt, und aus dieser innerlich frohen Stimmung kam er erst einigermaßen heraus, als es zu Bett ging. Die Betten waren furchtbar hoch. Er mußte einen Stuhl zur Hilfe nehmen. Vom Stuhle aus ließ er sich hineinfallen, und bums versank er in die Tiefe. Die Federwogen schlugen über ihm zusammen. Er hatte erschrocken aufgeschrieen, dann aber brach er in ein unbändiges Gelächter aus, denn eben war sein Vater geradeso verschwunden.

„Echte niederländische Bauernbetten!“ brummte sein Vater, sich aus der Flut herauswindend. Dann wurden die Betten ausgeräumt bis auf den Strohsack und auf diesem das Lager bereitet. Darauf ließ es sich denn auch vorzüglich schlafen, und bald kam Klärchen im Engelskleidchen und küßte dem Jungen die Augen zu.

Am andern Morgen ging man früh zur Messe und nach derselben zum Abendmahl. Nach kurzem Besuche des Gnadenbildes erfolgte die Abfahrt zur Endstation. Sie wurde gegen 10 Uhr erreicht. Den langen Weg zum Institute legten die Reisenden zu Fuß zurück. Der Rektor empfing die Ankömmlinge. Er holte sich einige Nachrichten über das Vorleben des Knaben und schien befriedigt. Darauf wandte er sich an Heinrich Emanuel direkt und sagte: „Nun mußt Du mir aber auch etwas von Deinen früheren Streichen erzählen!“

„Fragen Sie lieber nicht danach,“ riet die Mutter, „denn da würden Sie gar manches zu hören bekommen.“

Ein lang gedehntes „So“ folgte. „Also Du hast so viele Streiche gemacht, mein Junge?“ wandte sich der greise Rektor wieder an den Knaben.

„Jawohl!“ erwiderte dieser ruhig. „Nach und nach werde ich sie Ihnen erzählen, jetzt nicht!“

„Es sind gewiß sehr viele schlimme und recht böse dazwischen“ — forschte der Rekter weiter.

„Nun, wie man's nimmt,“ meinte Heinrich Emanuel. „Ich habe mir bloß nichts gefallen lassen und mich so gewehrt, wie ich konnte.“

Der Rektor lachte hellauf. „Also Du bist einer, der sich nichts gefallen läßt. Da muß man sich ja vor Dir in acht nehmen.“

„Sie brauchen sich nicht in acht zu nehmen,“ sagte der Knabe, dem das treue Wesen des alten

Herrn imponiert hatte. „Ich thue es auch nicht, und wenn einmal etwas passieren sollte, komme ich sofort zu Ihnen.“

„Recht so, mein Junge! Wir zwei werden schon miteinander auskommen!“ versetzte der Rektor.

Nachdem noch einige Erfrischungen angeboten waren, begab man sich hinaus. Die Eltern besahen sich Haus und Garten genauer und empfahlen sich dann dem Herrn Rektor mit dem Bewußtsein, daß ihr Junge hier gut aufgehoben sei. Am Thore angelangt, wo eine Brücke über den von der Niers gespeisten Wassergraben, der das ganze große Terrain umgab, den Verkehr mit der Außenwelt vermittelte, zeigte der Rektor dem Knaben einen Pflasterstein auf der Brücke:

„Hier ist die Grenze Deiner künftigen Freiheit. Diesseits darfst Du Dich tummeln, so viel Du willst, jenseits, dort gehörst Du nicht mehr zu uns. Darum mußt Du mit Deinen Spaziergängen hier Halt und Kehrt machen, wenn Du keine Erlaubnis zum Ausgehen hast. Heute gehörst Du noch Deinen Eltern, und Du bringst sie nun schön zur Eisenbahn. Am Abend um 8 Uhr erwarte ich Dich hier wieder. Und nun geh' mit Gott, mein Junge!“

Nach kurzem herzlichem Abschied wanderten die Eltern mit dem Knaben dem Städtchen wieder zu, wo ihre Eisenbahnstation lag. Der letzte Zug fuhr abends nach fünf Uhr. Man hatte also noch Zeit, manches zu besprechen und Vertraulichkeiten auszutauschen. Und Heinrich Emanuel und seine Mutter besorgten das mit einem Eifer, als gelte es einen Abschied fürs Leben. Die Abschiedsstunde kam schnell und unvermerkt heran. Der Zug, der die Eltern entführen sollte, war plötzlich da, und es hieß „Einsteigen“. Am Fenster standen die Eltern, der Knabe auf dem Geleise, und Heinrich wußte nichts mehr zu

sagen, als: „Wenn Ihr Martha schreibt, grüßt sie noch einmal — und grüßt mir Marizebill und Jeanette und meinen Karl Gustav“ — und dann ging es nicht mehr; die Mutter weinte, der Vater hatte Thränen im Auge, und der Junge sah es, und es stockte ihm die Sprache. Dann noch einmal: „Mütterlein, nicht weinen, ich bin ja gut aufgehoben hier!“ Aber der Trost verfing nicht. Die Mutter weinte nur noch mehr, und da schüttelte es denn auch den Knaben von oben bis unten. Er ging dagegen an. Der Zug setzte sich in Bewegung und „Adieu, mein Junge! Adieu Mama! Adieu Papa! Adieu! Adieu!“ — so kreuzte es sich in der Luft, und Heinrich Emanuel schaute dem Zuge nach und winkte und winkte, bis nichts mehr zu sehen war. Alles war fort. Er war allein und wendete sich zum Gehen. Aber da stand noch so einer, wie er, mit dem Taschentuch in den Händen und Thränen in den Augen und sah auch in der Richtung, in welcher der Zug davon gefahren war. Die beiden schauten sich an und wußten, daß sie Leidensgefährten waren. Bekanntschaft war schnell gemacht, und gemeinsam traten die Knaben den Weg zum Institute an. Es war ein herrlicher Herbstabend. Über der weiten Haide flimmerten die Abendrotstrahlen mit unbeschreiblichem Wechsel von weichen Farbenspielen. Wie große von rotem Golde umflossene Silhouetten hoben sich in der Ferne einige Kühe am Abendhimmel ab. Einzelne Kiebitze segelten mit eintönigem Schrei durch das Goldmeer. Sonst alles öde und still. Und die weiche, öde Abendstimmung legte sich den beiden Knaben ums Herz. Kaum waren sie vor dem Stadtthore im Freien angelangt, so hielten sie nicht mehr zurück. Jeder von ihnen wußte, was den andern drückte, sie schlangen die Arme ineinander, zogen weiter und weinten und weinten, als ob ihnen das Herz brechen

sollte. Endlich kam das alte Kloster in Sicht, aber zugleich rollte auf der Landstraße ein Postwagen daher. „Wenn wir da aufsteigen, sind wir morgen früh wieder daheim,“ meinte Heinrich Emanuel verzweifelt, und sein neuer Freund, Matthias Schmitz aus Rees, stand plötzlich still und staunte den Postwagen an, wie eine Offenbarung.

„Sollen wir?“ — frug Matthias dann plötzlich.

Der Postwagen torkelte eben gemütlich heran, und Heinrich Emanuel rief dem Kutscher zu: „Kommt Ihr alle Abend um die Zeit da vorbei?“

„Jawohl!“ kam die Antwort zurück, und Heinrich Emanuel wandte sich nun dem Freunde zu und sagte wichtig: „Gut, daß wir das wissen! Wenn uns da drinnen die Geschichte nicht paßt, so brennen wir einfach durch!“

Diese Gedankenklarheit wirkte beruhigend und ermutigend auf die Knaben. Sie fühlten, daß ihr Schicksal in ihrer Hand lag. Die Entfernung zwischen der Heimat und dem Institute schrumpfte in ihrer Vorstellung mächtig zusammen, seitdem sie den Postwagen gesehen. Die Thränen wurden nun zum letztenmale abgewischt, und mit festem Schritte passierten die Knaben die Brücke und den Thorbogen. Sie waren in einer andern Welt.

Aber es sollte anders kommen, als Heinrich Emanuel befürchtet hatte. Das eine Jahr, welches er in dieser Anstalt zubrachte, erschien ihm später, wenn er zurückschaute, als das friedlichste und freundlichste seines ganzen Lebens. Wohl gab es auch hier Kämpfe genug, und vieles war da, was ihm nicht gefiel, aber es gab etwas, was ihn mit allem aussöhnte, die Art und Weise, wie der Rektor die Schüler behandelte. Und neben dem Rektor stand der Präses, ein dicker Herr mit frohen Augen und frohem Herzen, und neben den beiden stand der Ordinarius der Unterprima, ein

Mann von mächtigem Körperbau und klarer Seele, und neben ihnen weiter der Geschichtslehrer für die oberen Klassen, ein feiner Kopf und liebenswürdiger Gelehrter, dem man die Weltbildung wohl ansah, die er sich auf seinen weiten Reisen erworben; und dann kamen noch der Mathematiklehrer der oberen Klassen, ein tüchtiger Astronom, dessen ruhige Freundlichkeit etwas anziehend Unheimliches für Heinrich Emanuel hatte, wenn er ihm von den stillen Schönheiten einer Nacht auf der Sternwarte erzählte, dann weiter der Ordinarius für Obersekunda, ein jovialer Herr mit spitzigen Aug- und Mundwinkeln, um welche stets der Witz irrlichtelierte und endlich noch der Ordinarius der Obertertia, der Hauptlehrer Heinrich Emanuels, ein Urbild rührender Behaglichkeit. Mit den Ersteren kam Heinrich Emanuel weniger in Berührung, nur in den Freistunden, wenn einer von ihnen die Aufsicht führte, oder früh morgens, wenn Heinrich Emanuel einem derselben bei der Messe ministrierte. Das letztere that er bald mit Vorliebe, oft zwei- und dreimal hintereinander, da er damit stets an der langen Zeit des Morgensilentiums von 5½ bis 7 Uhr vorbei kam. Allen jenen Herrn war eine persönliche Liebenswürdigkeit eigen, wie Heinrich sie bei andern Menschen bisher höchst selten, bei Lehrern aber überhaupt noch nicht wahrgenommen hatte, und bei dem einen oder andern von ihnen, vor allem natürlich bei dem Rektor und seinem Ordinarius fand er stets ein offenes Ohr und ein offenes Herz für seine Nöte und Bedrängnisse. Und in all diesen Leuten war nichts Schwammiges und Wankendes. Als Lehrer, soweit er sie kannte und von andern Mitschülern darüber hörte, stand jeder von ihnen fest und sicher auf seinem Platz und auf seinem Gebiete, als Erzieher war es die energische, geschlossene Persönlichkeit eines jeden, welche wirkte. So individuell verschieden diese Männer auch unter

einander sein mochten, sie waren Männer, und in Haltung und Sprache lebte ein Geist, eine Seele, deren erstes erzieherisches Prinzip war, durch lebendiges Beispiel zu wirken und zu befruchten. Die andern Lehrer stuften sich nach der Seite der Unliebenswürdigkeit ab, und leider fand Heinrich Emanuel bei zweien, dem Lehrer des Französischen und der Geschichte und demjenigen des Deutschen und der Mathematik, jenes schwankende Element in Lehre und Charakter wieder, wie er es von früher her kannte. Die beiden konnten ihm nicht imponieren, so sehr sie sich auch Mühe gaben, zu imponieren. Aber namentlich einer, dem Heinrich Emanuel gleich am ersten Abnd in der Tischpartie zugewiesen wurde, war ihm auch vom ersten Abend an verhaßt. Der „Jan", wie ihn die Knaben nannten, war klein von Gestalt, trug eine goldene Brille und hatte ein Gesicht wie eine Eule, ausdruckslos wie eine Regel der lateinischen Grammatik, von der es keine Ausnahme giebt. Nur die Augen gingen stets lauernd und spähend in der Runde.

Am ersten Abend gab es kalte Milch mit großen Weißbrotschnitten darin. Dann ein Butterbrot. Heinrich konnte die sogenannte „Milchsuppe" nicht hinunterbringen. Bald stand er von den wiederholten Versuchen ab und legte den Löffel hin. Als nun das Brot herumging, wollte er sich damit bedienen. Da erschien der „Jan" und sagte: „Zuerst die Suppe essen! Ohne Suppe kein Butterbrot!" Heinrich ließ das Brot weitergehen und resignierte mit dem Bewußtsein, daß er ja oben noch Brot und Wurst zur Verfügung habe. Am andern Mittag erschien der Jan wieder hinter ihm und belehrte ihn, man binde hier die Serviette nicht um, sondern lege sie über die Kniee. Heinrich legte die Serviette über die Kniee. Als er später noch um ein Glas Wasser bat, wurde ihm das abgeschlagen mit dem Hinweis, daß es bei

Tisch nur ein Glas Wasser gebe. Am zweiten Mittag erschien der Jan wieder und sagte, man nehme das Stück Fleisch, welches gerade vor einem und oben aufliege. Heinrich Emanuel hatte einen Widerwillen gegen Fett und Haut, und so suchte er sich stets ein mageres Stück aus. Die Folge der Mahnung war, daß er den Teller fortan im Empfange so geschickt herumdrehte, daß das vorher erspähte magere Stück stets vor ihm lag. So ging es fort. Der Jan hatte fast bei jeder Mahlzeit dem Jungen etwas zu melden, und Heinrich Emanuel hatte infolgedessen den Moniteur bald aufgeschrieben. Dieser aber ihn auch, denn bald ward es unverkennbar, daß der Junge dem Lehrer in aufmerksamster Weise entgegenkam. „Wenn Du Lust zum Aufstehen und Reden-Halten hast, so kann ich Dir die Gelegenheit dazu schon verschaffen," hatte sich der Knabe gedacht. Und so verschaffte er dem Jan bei jeder Mahlzeit die Gelegenheit, einmal aufzustehen und eine Ansprache an ihn zu halten. Das Verhältnis zwischen den beiden war bald so, daß die Mitschüler warnten: „Paß' auf, Heinrich, bei der nächsten Versetzung kommst Du in die Hölle!" Die Tischsektion, welcher der Rektor präsidierte, war nämlich allgemein als Korrektionsanstalt verschrieen.

Heinrich Emanuel hatte bald Gelegenheit, sich von der Sache zu überzeugen. Bei der nächsten Versetzung kam er wirklich an den „allerschlechtesten" Platz, an die linke Seite des Rektors. „Ich habe Dich einmal an meine Herzseite genommen", schmunzelte der alte Herr, „Du weißt ja was ich Deiner Mutter versprochen habe!" Alle Speisen gingen rechts herum, aber der Rektor nahm sich nie zuerst, sondern zuletzt, und so war Heinrich Emanuel der vorletzte, an den die Schüsseln gelangten. Die „Auswahl" war also sehr beschränkt, da auf der Fleischschüssel nur mehr zwei Stücke lagen, wenn sie an ihn herankam.

Heinrich Emanuel ließ sich nicht irre machen. Er nahm zum ersten Mal ruhig das weniger fette. Der Rektor that, als ob er nichts bemerkt hätte und war in seiner Unterhaltung ebenso freundlich und lieb, wie vorher. Am zweiten Mittag machte es Heinrich Emanuel wieder so, am dritten auch noch, am vierten aber zögerte er schon einen Augenblick, ehe er zustach, und am fünften nahm er das fetteste Stück. Bisher hatte der Rektor nicht eine einzige anzügliche Bemerkung gemacht, sondern gethan, als ob alles in Ordnung sei. Dem Knaben aber hatte jeden Mittag das Herz stärker geklopft, da er wohl fühlte, daß es eigentlich nicht recht sei, dem Rektor das bessere Stück vor der Nase wegzunehmen. Und am fünften waren die heimlichen Vorwürfe so stark geworden, daß der Junge es nicht mehr fertig brachte, in dieser egoistischen Art zu verfahren. Da aber, als er es gar nicht erwartete, kam die erste Bemerkung des Rektors.

„Du hast ja nicht gern Fett; also, mein Junge, nimm Dir doch das andere Stück, denn mir macht Fett nichts aus!" Der Ton war lieb und freundlich, absolut frei von jedem Vorwurf, aber der Knabe wurde über und über rot. Er geriet einen Augenblick in die äußerste Verlegenheit. Dann stotterte er hervor: „Mir auch nicht!"

„Nun denn, dann zu!" erwiderte der Rektor. Und Heinrich Emanuel begann zu schneiden und zu essen. Jedes Stück mußte er mit großer Überwindung hinunterwürgen. Er bat um Salz. Der Rektor gab es. Er bat um Wasser. Der Rektor gab es. Er bat abermals um Brot, da das eine Stück als massenhafte Fettumhüllung schon ganz verbraucht und die Fleischportion doch erst zur Hälfte erledigt war. Der Rektor gab auch Brot. Trotz alledem ging es bald nicht mehr. Der Junge meinte schließlich, er müsse aufstehen und hinausgehen. Da kam der Rektor ihm abermals zu Hilfe.

„Du mußt das nicht essen. Das ist ja nur Knorpel und Haut. Leg' das ruhig auf den Rand! Sieh her ich mache es auch so.“ Aber Heinrich Emanuel hatte früher stets bemerkt, daß der Teller des Rektors leer war. Da lag nie etwas am Rande, höchstens einmal ein Knochen, wenn ein solcher zufällig in der Küche übersehen worden war. Heute hatte er alles abgeschnitten und an den Rand gelegt.

Und Heinrich Emanuel machte es auch so. Nur wenig blieb übrig, was noch zu überwinden war. Und der Rektor half ihm wieder.

„So reines Fett mußt Du Dir unters Gemüse thun. Da bleibt es warm, und mit Gemüse schmeckt es dann ausgezeichnet.“

Heinrich Emanuel versuchte, und siehe, der Rektor hatte recht. In kurzer Zeit war der Teller leer. Der Rektor gab noch eine Anekdote zum besten, die alle zum Lachen brachte, und Heinrich Emanuel stand vom Tische auf mit dem Gefühl eines Mannes, dem eine große That gelungen.

Aber erledigt war die Sache noch nicht. Am andern Mittag sagte der Rektor mit wahrer Seelenruhe: „So, heute wollen wir einmal so herumgehen lassen.“ Und er reichte Heinrich Emanuel die Schüssel zuerst. Der aber erwiderte: „Ja, Herr Rektor, wenn es hier herumgehen soll, so fangen Sie auch an!“

„Nein, nein, mein Junge! Ich warte, nimm Dir und gieb dann weiter!“

Aber Heinrich Emanuel gab diesmal nicht nach; mit komischem Pathos begann er: „Und die letzten werden die ersten sein; Sie waren der letzte, Sie müssen nun dafür sorgen, daß die Schrift in Erfüllung gehe!“

Der Rektor lachte hellauf und sagte: „Wenn Du mir so kommst, dann muß ich ja.“ Und die ganze Tischpartie hatte ihre Freude, als der Rektor nun dem Schüler Gehorsam leistete.

Heinrich Emanuel hatte aber auch bemerkt, daß die Schüssel diesmal fast ausgesucht schöne und magere Stücke enthielt. Und bei dieser freundlichen Erscheinung blieb es denn auch in der Folgezeit. Dazu war in dieser Partie die Unterhaltung bald die munterste von allen. Man lachte manchmal so herzlich, daß die Nachbarn von links und rechts und von den Tischen hinter dem „Sekundanertisch“ sich umdrehten und erkundigten, und so flogen die Anekdoten und Witze oft durch den ganzen Speisesaal. Überall herrschte fröhliche Heiterkeit; bald nahm dieser oder jener Lehrer das Wort und erzählte ein Gegenstück, daß wieder alle lachten; nur einer lachte nie, sondern lächelte nur: der „Jan“. Und sein ödes Lächeln ließ in seiner Partie denn auch nie eine rechte Munterkeit aufkommen.

Aber noch einmal kam Heinrich Emanuel in große Verlegenheit. Die ominöse Milchsuppe erschien wieder. Er nahm sich ein Herz und bat den Rektor, ihm keine auszuschöpfen, da er sie nicht essen könne.

„Gut!“ sagte der Rektor ruhig. Während die allgemeine Löffelei begann, wandte sich der Rektor dem Knaben zu: „Hast Du denn zu Hause nie Milch bekommen?“

„O ja“, war die Antwort. „Früher schon und auch später noch oft, aber nicht so, sondern in einer Tasse. Und dann schwamm kein Brot darin, sondern wir aßen das Brot so dazu.“

„Ja, da kann man doch schön abhelfen,“ erwiderte der Rektor. „Geh' einmal in die Küche und hole Dir eine Tasse!“

Heinrich Emanuel blieb aber sitzen und ging nicht. Vom Rektor abermals aufgefordert, sagte er: „Nein, ich will nicht. Ich kann doch nicht mit einer Tasse durch den ganzen Speisesaal rutschen. Kein Mensch hat hier eine Tasse, und alle würden das auffällig finden.“

„Dummes Zeug!" sagte der Rektor lächelnd. „Dann holst Du zwei Tassen, für Dich eine und für mich eine, denn ich möchte einmal probieren, ob das besser schmeckt, wie Ihr es macht."

Nun stand Heinrich auf und holte zwei Tassen. Und der Rektor und er tranken die Milch aus Tassen und aßen Brot dazu, und der Rektor meinte, es sei wirklich besser so, jedenfalls viel bequemer. Und die Milch erschien fürderhin nicht mehr in Zinnschüsseln, sondern in Kannen, und sie wurde nicht mehr gelöffelt, sondern getrunken, und Heinrich Emanuel hatte keinen Widerwillen gegen die Milch.

Noch in der alten Tischsektion hatte es einige Male prachtvoll gelben Endiviensalat gegeben. Aber statt Essig und Öl erschien eine saure warme Sauce dazu. Heinrich Emanuel hatte die Geschichte versucht. Aber sie war ihm als reinste Profanation des Salates erschienen, und für künftige Fälle hatte er sich zwei Flaschen mit Essig und Öl in die Tasche gesteckt. Der Jan hatte, als er das erste Mal die heimliche Bereitung bemerkte, die beiden Fläschchen sofort konfisziert. Mit zwei neuen Flaschen erschien Heinrich Emanuel nun in der Partie des Rektors. Als zum ersten Mal der Salat wiederkehrte, zog er sie ruhig hervor und frug den Rektor, ob er sich davon etwas über den Salat gießen dürfe? Die Erlaubnis wurde gegeben; als aber Heinrich die Flaschen nach dem Gebrauch wieder zukorken wollte, nahm der Rektor sie weg und ließ sie einfach in der Tischpartie herumgehen. Alle bedienten sich von dem Vorrate Heinrich Emanuels und die Flaschen kamen leer an ihn zurück.

„Die leeren Flaschen stifte ich der Partie," sagte er munter, „und wenn der Herr Rektor es erlaubt, wird jedesmal ein andrer für die Füllung derselben auf seine Kosten sorgen."

Alle stimmten ein, der Rektor gab lachend seine

Zustimmung, und die Tischpartie hatte fürderhin Essig und Öl zum Salat. So sah es in der „Hölle“ aus. Der Rektor war gut und freundlich und frei, wo er es nur irgend sein konnte. Darum hatte man da, wo er energisch und streng sein mußte, auch niemals die geringste Empfindung einer Chikane oder Laune. Und das war es, was die Schüler vor allem im Zaume hielt.

Als nach sechs Wochen abermals eine Versetzung vorgenommen wurde, empfand Heinrich Emanuel das Scheiden aus der „Hölle“ sehr bitter, trotzdem er direkt ins „Paradies“ rückte. Das „Paradies“ war die mittlere Sektion des mittelsten Tisches, wo kein Lehrer präsidierte. Sie umfaßte nur sieben Mann, aber die Portionen waren auch hier wie überall auf neun Mann berechnet. So blieben zwei Portionen übrig, in deren Genuß zu zwei und zwei redlich abgewechselt wurde. Aber auch ein Handelsgegenstand wurde aus diesen Überportionen, indem der, welcher an der Reihe war, die seine gegen eine Vergütung auf anderm Gebiete einem andern hungrigeren Genossen überließ.

„Hast Du Deinen Aufsatz schon?“ — hieß es da z. B.

„Nein!“

„Wenn Du mir die Überportion abtrittst, lasse ich Dich meinen Aufsatz lesen und helfe Dir bei dem Deinen!“ Und das Geschäft wurde rechtsgiltig abgeschlossen. Der eine aß die Überportion, und die Sorge des andern um seinen Aufsatz oder sonst eine dringende Arbeit wurde mit der Verringerung der Überportion durch jenen ebenso zusehends geringer und verschwand schließlich ganz mit dem wachsenden Vertrauen, welches das zufriedene Behagen in den Mienen des doppelt Gefütterten unfehlbar dem Zuschauer erwecken mußte. Heinrich Emanuel beteiligte sich an

solchen Geschäften nicht. Er aß die Überportion, wenn die Reihe an ihn kam, ruhig auf und machte an den andern Tagen keinen Versuch, eine solche auf irgend eine Art zu erhandeln. In der Sektion aber gab es einen Burschen, der sich jeden Tag eine der Überportionen zu erhandeln suchte, wenn das Los ihn nicht traf. Die ablehnende Haltung Heinrichs gegen jedes Tauschgeschäft nun machte dem Vielhungrigen die Erfüllung seiner Wünsche einige Male unmöglich. Darüber dann erst knurrender Groll, dann wachsende Erbitterung bis zum hellen Zorn. Ein Fußtritt unter dem Tische kündigte Heinrich Emanuel an, daß das Thermometer drüben bei dem Enttäuschten den Siedepunkt erreicht habe. Heinrich Emanuel wurde einen Augenblick rot, hielt aber an sich und brachte einstweilen nur seine Beine in Sicherheit. Das reizte den Wütenden nur noch mehr, und nach wiederholten vergeblichen Tretversuchen formierte er Brotkügelchen und begann Heinrich damit zu bombardieren. Einige der Kügelchen verfehlten ihr Ziel und flogen über Heinrich Emanuel hinüber auf den „Primanertisch“. Man merkte dort die Frechheit, wendete sich um und verbat sich solches. Schon wurden einige Lehrer aufmerksam, und das Aufsehen wurde allgemein, als es nach wenigen Sekunden in derselben Tischgegend auf einmal furchtbar klatschte und ein Schrei dem Klatschen folgte. Heinrich Emanuel hatte dem Gegner über den Tisch hinüber eine fürchterliche Ohrfeige verabreicht, nachdem dieser so weit gegangen, ihm ein volles Glas Wasser in den Teller zu gießen, so daß alle Speisen verdorben wurden. Dies Attentat hatten nur die zunächst Sitzenden bemerkt, während die Ohrfeige Heinrich Emanuels allen sichtbar verabreicht worden war. Der Rektor war sofort aufgestanden und blickte ernst hinüber. Dann sagte er:

„Grünauer geht hinaus!"

Heinrich Emanuel erhob sich, begann aber von seinem Platze aus zu reden.

„Grünauer geht hinaus!" wiederholte der Rektor in ernsterem Tone und lehnte die öffentliche Verteidigung damit ab.

Der Knabe gehorchte. Thränen traten in seine Augen, er drängte sie zurück und ging ruhig an allen Tischen vorüber der Thüre zu. Nur einen Augenblick hatte er unterwegs gestockt, als er an „Jan" vorüberkam. Das blöde Lächeln spielte ihm wieder von dem Eulengesichte entgegen, und einen Augenblick schien es dem Vorübergehenden, als sei plötzlich seine alte Erzieherin vor ihm aufgetaucht. Es zuckte ihm in allen Fingern, dieses verdammte Lächeln mit einer gleichen Manipulation zu verwischen, aber der „Jan" kam dem zuvor. Plötzlich senkte er seine Augen von dem Knaben weg zum Teller, und so ward Heinrich Emanuel vor einer furchtbaren Unthat bewahrt.

Vor der Thüre des Speisesaals faßte Heinrich Emanuel Fuß. Hier wollte er den Rektor erwarten. Bald defilierte die ganze Schar seiner Mitschüler an ihm vorüber. Dann folgten einzelne Lehrer. Der Ordinarius der Obersekunda trat auf den Gemaßregelten zu und sagte jovial:

„Mein Junge, manchmal ist es doch besser, eine Faust in der Tasche zu machen, als die Hände zu gebrauchen. Nimm Dir übrigens die Sache nicht zu sehr zu Herzen und überlege ein ander Mal ruhig!"

Statt einer Erwiderung frug Heinrich Emanuel nur, ob der Rektor nicht hier herauskomme?

„Nein, der Herr Rektor ist an der oberen Thüre hinaus," war die Antwort. Und Heinrich machte sofort Kehrt, ihn auf seinem Zimmer aufzusuchen. Er klopfte und wurde hereingerufen.

„Ich habe Dich erwartet," sagte der Rektor ernst.

„Herr Rektor," begann der Knabe sofort, „Sie haben mir vor allen meinen Mitschülern und Lehrern einen öffentlichen Verweis erteilt. Das ist die härteste Strafe, welche ich bisher hier habe austeilen sehen. Und diese Härte habe ich nicht verdient. Ich bin nicht hergekommen, um Ihnen zu erzählen, was meiner Handlung vorangegangen ist; ich mag mich nicht damit entschuldigen, indem ich andere beschuldige, ich kann nur sagen, daß ich diese harte Strafe nicht verdient habe. Sie ist mir von Ihnen obendrein ohne Untersuchung einfach zudiktiert worden, und da ich mir das nicht gefallen lassen kann, sage ich Ihnen geradeheraus, daß ich heute noch fortgehe und nach Hause reise."

„Mein Junge," antwortete der Rektor ruhig, „wenn Du fortgehen willst, so kann ich das nicht hindern. Ich könnte Dich ja einsperren oder bewachen lassen, aber erstens widerstreben mir solche Gewaltmaßregeln durchaus, zweitens würdest Du den ersten unbewachten Augenblick benützen, über den Graben zu setzen und Reißaus zu nehmen. Ich sehe also von derartigen Vorkehrmaßregeln gegen Deinen Entschluß ab und überlasse es Dir, Deine That dann vor Deinen Eltern zu vertreten. Aber mit Ausnahme von heute wirst Du mir nicht vorwerfen können, daß ich jemals ungerecht gegen Dich war. Und im Hinblick darauf wirst Du Deinem Rektor, einem alten Mann, der doch nichts als Dein Bestes im Auge hat, doch noch einen Rat erlauben? Nicht wahr?"

Heinrich Emanuel nickte ein „Ja".

„Nun denn," — fuhr der alte Herr mit liebernstem Tone fort — „so verschiebe Deinen Fortgang bis morgen früh. Du bist jetzt erregt, und da sieht man alle Dinge meist größer, als sie sind. Wenn Du morgen ruhiger geworden bist, und Dein Entschluß derselbe blieb, so kommst Du herauf und erklärst mir, daß Du gehen möchtest. Und ich werde Dir ein

herzliches Glückauf mit auf den Heimweg geben. Willst Du meinem Rate folgen?"

Heinrich Emanuel versprach es, und der Rektor entließ ihn mit den Worten: „Du kannst natürlich heute nachmittag thun, was Du willst. Ich werde Deinem Ordinarius melden, daß Du nicht zum Unterrichte kommst."

Und der Knabe ging hinab in den Garten, suchte sich am Graben ein stilles Plätzchen aus und legte sich dorthin. Keiner hatte ihn hier entdeckt. Nur der Ordinarius der Unterprima schritt einmal vorüber, als der Unterricht längst begonnen hatte, aber er sprach den Träumer nicht an. So blieb der Träumer liegen über die Unterrichtszeit hinaus, er versäumte das Vieruhrbrot wie das folgende Silentium von 5 bis 7 Uhr. Er lag da, in seinen dicken Havelock gehüllt, und blinzelte mit den Augen durch die Erlen am Flußufer, wo die Sonne rotglühend zur Ruhe ging. Seine Blicke schweiften hinaus über die sandige Heide und suchten am Himmel herum. Es war eine Ruhe, eine stille Freude über ihn gekommen, wie einst da er am Mistbeet so traulich mit den Blumen geplaudert. Vor der Heimreise fürchtete er sich nicht, sondern freute sich darauf, denn in die weiche Stimmung hinein schlug plötzlich die Sehnsucht nach der Mutter, dem Vater, den Geschwistern ihre Fangarme und hielt sein Herz umklammert mit freudigen und lieben Erwartungen. Schon dunkelte es, als er abermals Schritte seinem Ruheplätzchen nahen hörte. Es war der Rektor.

„Nun, Du unermüdlicher Träumer," — redete er den Knaben an — „Du scheinst weder Hunger noch Durst zu spüren, von dem scheinbar nicht vorhandenen Wissensdurste gar nicht zu reden. Jetzt aber komm mit zum Abendbrot, denn wer morgen so weit reisen will, muß seine Kräfte beisammen haben."

Heinrich Emanuel wollte ablehnen, weil es ihm unangenehm war, vor seinen Mitschülern noch einmal ungerechtfertigt zu erscheinen. „Sie haben mich aus diesem Kreise hinausgewiesen, und so gehe ich nicht wieder hinein.“

Aber der Rektor erwiderte: „Wenn Du mit mir zugleich kommst, und ich Dich an Deinen Platz bringe, wird niemand Dich ausfragen oder Bemerkungen zu machen sich erlauben. Komm' nur mit!“

Und beide wandelten den langen Laubgang hin den Gebäuden zu. Mit einander betraten sie den großen Speisesaal, in welchem alle andern schon die Ankunft des Rektors erwarteten. Alle blickten erstaunt auf, als er nun mit Heinrich Emanuel den Saal betrat und den Knaben zu seinem Platze begleite. Er blieb hinter dem Knaben stehen und bat sofort um Ruhe.

„Grünauer,“ so begann er, „ist nach Tisch sofort bei mir gewesen und hat mir mitgeteilt, daß er die so harte Zurechtweisung von heute mittag nicht verdient habe. Er hat aber auch keinen andern beschuldigt, sondern mir nur diese Erklärung abgegeben. Ich habe den Fall nicht weiter untersucht, erwarte aber von der Ehrlichkeit dessen, der Grünauer zu so starkem Ausfall reizte, daß er seinem Kameraden mit einer ebenso offenen und ehrlichen Erklärung seinerseits zu Hilfe komme und den Teil der Schuld auf sich nehme, der ihm gebührt. Einstweilen glaubte ich indes Grünauer die Genugthuung schuldig zu sein, — denn seine Redlichkeit zu bezweifeln, habe ich bisher keinen Grund gehabt — daß ich ihn selbst wieder in den Saal und an den Platz zurückführte, von dem ich ihn heute mittag hinweggewiesen habe. Und ich denke, daß ich damit vor allem seinen Mitschülern einen Gefallen und eine Freude bereitet habe, und Ihr Euch also angelegen sein laßt, die Rehabilitation durch verdoppelte Freundlichkeit zu einer vollständigen zu machen.“

Der Rektor nickte dem über und über rot gewordenen Knaben noch einmal freundlich zu und schritt dann zu seinem Platze. Und nun ging es los von allen Seiten: „Gratuliere, Grünauer! Grünauer, Hochachtung!" und wie die schönen Sprüche begeisterter Gymnasiasten alle heißen. Der Knabe war glücklich und erwartete nach dem Abendbrot abermals den Herrn Rektor vor der Thüre des Saales. Jetzt erschien derselbe, und Heinrich Emanuel stürzte auf ihn zu, dankte ihm mit bewegtem Herzen und sagte: „Nun werde ich nicht abreisen!"

Aber die Wirkung dieser Erklärung war eine unerwartete. Ernst erwiderte der Rektor: „Mein Junge, was habe ich Dir heute mittag geraten?"

Heinrich verstand nicht, was der Rektor meinte.

„Nun denn, ich habe Dir gesagt, in der Aufregung sieht man gewöhnlich alle Dinge größer, als sie sind. Darum habe ich Dich vor einem Beschlusse in solchem Zustande gewarnt. Und ich meinte damit nicht nur die Aufregung, welche ein Leid gebracht hat, sondern auch die Aufregung, welche der Freude entstammt. Denke Dir einmal den Fall, Du kämest morgen, wenn sich die Aufregung gelegt, zu der Einsicht, daß ich Dich nur mit ein paar schönen Worten hätte beruhigen und bereden wollen. Was dann? Du würdest bereuen, mir voreilig zugesagt zu haben, nicht abzureisen. Ich lasse Dich auch jetzt noch bis morgen frei, dann aber will ich hören, ob Du wirklich beruhigt und zufrieden bist. Wir können nämlich hier nur solche Leute brauchen, welche gern hier sind und das Vertrauen zu den Lehrern haben, daß ihnen recht und wohl geschieht."

Am andern Morgen gab Heinrich Emanuel also die Erklärung nochmals ab, und diesmal wurde sie angenommen mit einem freundlichen: „Recht so! Und nun geh' mit Gott, mein Junge!" — —

Es war an einem der folgenden Abende, da der Rektor nach dem Abendgebet in der Kapelle das Wort zu einer kleinen Ansprache ergriff. Er verbreitete sich kurz über das Strafsystem der Anstalt. „Ihr wißt, daß von körperlicher Züchtigung hier durchaus Abstand genommen wird, da wir der Ansicht sind, daß ein Mensch, welcher nur auf Prügel reagiert, überhaupt nicht zu uns gehört. Aber auch in Bezug auf die andern Strafen, welche nur in Verweisen bestehen, folgen wir dem Grundsatz, Abstufungen nach der Größe des Vergehens und der Empfindung des Zöglings eintreten zu lassen. Wer so empfindlich ist, daß er bereits durch einen kleinen Verweis tief betroffen wird, den strafen wir nicht mit härteren Verweisen. In den letzten Tagen ist, wie Ihr wißt, hiervon abgewichen worden, aber, wie sich nachher herausstellte, in zu weit gehendem Maße. Der Betreffende hat sofort den allein rechten Weg beschritten, indem er zu mir kam und sich beschwerte. Er schien von der Strafe so schwer betroffen, daß er sie nicht mehr als Strafe, sondern als Kränkung empfand. Ich kann Euch allen nur wiederholen, daß Kränkung niemals in unsrer Absicht liegt, und jeder von Euch hat das Recht, gegen eine solche, wenn er sich davon betroffen meint, in gehöriger Weise vorstellig zu werden. Ihr sollt und dürft das nicht einfach hinnehmen, um heimlich dagegen zu murren, denn mit solch' geheimer Antipathie können wir so wenig etwas Gutes erreichen, als mit stumpfsinniger Dickfelligkeit. Wir verlangen von Euch Vertrauen, ganzes, offenes und rückhaltloses Vertrauen. Ihr müßt das feste Bewußtsein haben, daß Ihr hier zu Eurem Rechte kommen könnt, und Ihr müßt den Ehrgeiz haben, von Eurem Rechte nicht ein Atom preiszugeben, wenn nicht tiefere Gründe es erfordern. Ich wünsche Euch allen darum die größte Empfindlichkeit gegen die Strafen und Ver-

weise. Denn nur so werden wir vielleicht einmal dahin gelangen, ganz ohne Strafen mit einander auskommen zu können. Das ist, offen gestanden, das Ziel, zu dem wir streben, und ein solch' schönes Ziel zu erreichen, dazu müßt Ihr alle mithelfen. Es muß Euer eigener Stolz sein, einer Anstalt anzugehören, in welcher nicht mehr gestraft wird." — —

In der Fastenzeit erschien ein Pater von jenseits der holländischen Grenze, die Exercitien bei den Knaben abzuhalten. Da hieß es denn drei Tage schweigen und, in Betrachtung göttlicher Dinge versunken, eine Bilanz zu ziehen zwischen Thaten und und Unthaten und Ordnung in das Moralkonto zu bringen. Man konnte eine große Anleihe bei der Kirche machen, die alten Schulden decken und von gereinigter Basis die Lebensgeschäfte neu beginnen. Wir kennen Heinrich Emanuel und wissen, daß er vor religiösen Äußerlichkeiten einen vollkommenen Abscheu hatte. Wohl schwieg er den ersten Tag und stellte seine Betrachtungen an. Aber er that es in seiner eigenen Weise. Er betrachtete sich den Pater und fand eine erschreckende Ähnlichkeit in seinem äußern Gebahren mit dem des „Fräuleins". Und auch an Gedanken und Verinnerlichungen reichte er nicht weit über die alte Lehrerin hinaus. Das weckte dem Knaben nur unangenehme Erinnerungen, und so war er mit seinen Betrachtungen bald fertig und horchte einfach nicht mehr nach dem Pater hin. In der folgenden Nacht trat ein furchtbares Gewitter ein. Der Aufseher des Schlafsaales rührte die große Glocke und verkündigte, daß alle aufstehen und sich ankleiden sollten. Wem es hier oben unheimlich sei, der möge hinuntergehen und das Ende des Gewitters in den Wandelgängen abwarten. Fast alle thaten so, wie ihnen verkündet worden war. Und Heinrich Emanuel suchte sich da unten eine schöne Fensternische aus, sah

dem Gewitter zu und begann lustig, als einige Kameraden sich zu ihm gesellten, zu plaudern. Schon hatten einige der stummen Nachtwandler ein unmutiges „Pst, pst!" erschallen lassen; andere hatten nur verdammende Blicke. Heinrich Emanuel störte sich nicht daran, sondern plauderte ruhig fort. Plötzlich stand der Rektor neben dem großen Sünder. Heinrich Emanuel aber vollendete in seiner Gegenwart den einmal begonnenen Satz, wurde dann aber vom Rektor unterbrochen:

„Du scheinst ja ganz vergessen zu haben, daß Schweigen geboten ist in dieser Zeit."

Heinrich Emanuel erwiderte: „Nein ich habe das nicht vergessen. Aber ich denke mir, um die einfache äußerliche Erfüllung eines Gebotes handelt es sich hier nicht, sondern um innere Zustimmung und eigenes Wollen. Ich aber fühle zum Schweigen und Betrachten keinen Beruf, und darum sollte man mich nicht zwingen wollen dazu."

„Dir ist also die Sache langweilig?" forschte der Rektor weiter.

„Ja!" versetzte der Knabe einfach.

„Nun denn, wenn Du Dich nicht drei Tage in die Betrachtung Christi und seiner Leiden versenken kannst, so kannst Du Dich doch drei Tage Gott zu Ehren langweilen. Auch das ist ein Opfer, und Gott schaut nicht auf die Größe des Opfers, sondern auf den guten Willen in uns. Willst Du es also mit der Langweile einmal versuchen?"

„Gern!" erwiderte Heinrich Emanuel. Und er schwieg und langweilte sich die noch übrige Zeit — zur größeren Ehre Gottes. — Der Rektor hatte ihm wieder einmal mit natürlicher und von jeder mystischen Hypertrophie freien Erkenntnis über ein schwieriges Seelendilemma hinweggeholfen.

Die Exercitien schlossen mit allgemeinem Empfang

der Sakramente. Und auch da war etwas, was Heinrich Emanuel nicht paßte. Es war Regel im Institut, daß jeder Schüler alle vier Wochen zur Beichte gehen sollte. Dieser Zwang lastete auf Heinrich Emanuel, und so kam er zu einer ganz sonderbaren Praxis. Er wartetete niemals die vier Wochen ab, sondern, um immer wieder vier Wochen Freiheit vor sich zu haben, kam er dazu, daß er schließlich alle vierzehn Tage zur Beichte ging. Nach einer Seite mußte er Freiheit haben, und so verlegte er sie nach innen, da er sie über die Barriere der vier Wochen hinaus nicht verlegen konnte. Schon hatte der Ordinarius die auffallende „Frömmigkeit“ des Knaben bemerkt und ihn einmal darüber befragt. Aber Heinrich Emanuel blieb eine klare Antwort schuldig. Endlich trat ihn der Rektor deshalb an. Und diesem gegenüber hielt er nicht zurück.

„Ich will so etwas nicht von einem äußeren Zwange abhängig gemacht sehen, sondern gehe zur Beichte, wenn es mir paßt und meine Stimmung danach ist. Hier will ich meine Freiheit haben.“

„Die sollst Du auch haben!“ erwiderte der Rektor lächelnd. „Ich entbinde Dich darum von dem vierwöchentlichen Zwange. Du kannst, wenn es Dir nicht paßt, wegbleiben, bis Dir die Stimmung kommt.“

Und Heinrich Emanuel blieb weg, bis ihm die Stimmung kam. Doch merkwürdigerweise kam ihm die Stimmung nun regelmäßig alle vier Wochen. Er war zufrieden und der Rektor auch.

Eines aber war ihm hier passiert, was ihm später noch oft ein Lächeln hervorrief oder den Unmut erweckte, wenn er an die blödsinnige Ursache seines Handelns dachte. Alle vierzehn Tage war Heinrich in den Beichtstuhl gekommen, um immer dasselbe zu sagen: Ich habe mich unkeusch betastet!“

„Wie oft?“

„So 70 bis 80 Mal.“

Dem Geistlichen war das denn doch zuviel. Das erste Mal hielt er ihm eine furchtbare Strafpredigt und legte ihm fünf Rosenkränze zur Buße auf. Das zweite Mal ging er noch schärfer vor. Aber es wurde nicht besser. Und schließlich frug er den Knaben einmal gerade heraus, was er denn eigentlich damit meine?

Heinrich Emanuel stockte, dann stotterte er hervor: „Nun, eben wenn ich ein Bedürfnis verrichten muß.“

„Weiter nichts?“ war die Antwort. „Das aber brauchst Du nicht zu beichten. Denn das ist eine Notwendigkeit, an der keiner vorbei kann. Darauf hätte man Dich eigentlich schon früher aufmerksam machen sollen.“

Früher! — Im Anfang aber war das Fräulein. Sie hatte die Kinder zur ersten Beichte instruiert. Und sie hatte den Knaben instruiert, daß man sich „dabei“ eines Tuches oder eines Endchens des Hemdes zu bedienen habe, damit die fleischliche Selbstberührung vermieden werde. Aber in der Hast und Not der Kinderzeit hatte Heinrich Emanuel diese Anweisung meist versäumt, und wenn er sich einmal zufällig daran erinnerte, so war die Exekution gewöhnlich ungeschickt. Jedes Versäumnis der Mahnung jener edlen Jungfrau aber rechnete er seitdem gewissenhaft als Todsünde; belastet kam er jedesmal zur Beichte. Anfangs drückte diese Sündenlast das Kindergewissen furchtbar. Zitternd am ganzen Leibe war er stets dem Richter genaht. Später nahm er es allerdings leichter damit, aber es war doch immer etwas da, was ihm eine solche Einrichtung eigentlich als unsinnig erscheinen ließ. „Das sollte Sünde sein, was jeder thut und was sich doch nicht vermeiden läßt?“ Seit langer Zeit machte sich der Knabe seine Gedanken

darüber, und die Gedanken schritten weiter und weiter. Als ihn nun endlich der Geistliche aus der alten Not befreite, war es doch schon zu spät. Der alte Zweifel hatte einmal eingesetzt, und der Zweifel bohrte weiter. Auch darüber klagte er sich im Beichtstuhle an, aber da gelang dem Pater das erlösende Wort niemals. Er empfahl ihm, nicht darüber nachzudenken, sich zu beruhigen. Doch die Gedanken kamen und gingen, unabhängig von seinem Willen. Sie waren einmal erwacht und beruhigten sich auf die Dauer nie wieder.

Auf diesem Gebiete allein schien ihm auch der Rektor nicht kompetent zu sein. Für alles hatte der Mann bisher ein erlösendes Wort gehabt, und das Vertrauen des Knaben in seinen ersten Lehrer war ein unbedingtes und unbegrenztes gewesen. Einmal aber hatte der Rektor bei dem Abendgebet in der Kapelle wieder eine kleine Ansprache gehalten, und allen warm ans Herz gelegt, sie sollten sich stets enthalten, das Lager mit einem andern Menschen zu teilen, da dies stets und fast unumgänglich zur Sünde führe. Das war eine Bemerkung, die in ihrer Allgemeinheit eher Schlechtes, als Gutes bewirken mußte. Denn wußten auch die Großen, was der Rektor vielleicht sagen wollte, so erinnerte sich Heinrich Emanuel an erster Stelle, daß er oft mit seinen Brüdern zusammengeschlafen hatte, und einmal sogar mit seiner Schwester Jeanette, die ihn lieb und treu in ihr Bettchen aufgenommen hatte, als er im Schlafe aus dem seinigen herausgefallen war. Dann erinnerte er sich, daß es eine der schönsten Belohnungen für ihn gewesen, wenn er am Morgen noch ein halbes Stündchen zu seinem Vater oder zu seiner Mutter ins Bett kriechen durfte. Bei alledem hatte sich sein Denken und Thun natürlich durchaus rein erhalten, und die Erinnerung an diese Festfreuden der Kindertage war ihm ebenso rein und heilig geblieben bis jetzt, wo der Rektor plötzlich seinen

Stein in den träumenden See warf, und die Wellen zu wogen begannen. Daneben aber tauchten ihm andere Erinnerungen auf. Seine Kameraden in der alten heimatlichen Schule hatten über alles ihre schlechten Witze gemacht. Eine Schamlosigkeit war da zu Tage getreten, die Heinrich nicht begreifen konnte. Diese Erinnerungen schossen jetzt alle durcheinander, und dahinter zu kommen, was der Rektor meinte, war des Knaben einzige Sorge. Aber seine Gedanken führten ihn zu ganz andern Resultaten. Er frug einen Kameraden über des Rektors Meinung. Und da — wieder dieses gemeine Lächeln, diese ekelhafte Witzelei, aber kein ruhiger Aufschluß! Zum ersten Mal bildete sich ein Urteil selbständig in der Seele des Knaben, und das Urteil blieb fest und für immer: „Falsche Scham bei Eltern und Erziehern erzeugt stets Schamlosigkeit bei den Kindern!" Der Rektor hatte etwas ganz Bestimmtes sagen wollen, statt dessen rührte er nur allgemein an eine Sache, die unzweideutig und allen verständlich hätte ausgedrückt werden sollen. So kam der Knabe zu seinem Urteil, und an das eine schlossen andere Urteile an. Er war auf dem Wege zum „Freidenker" angelangt, und immer klarer wurde es ihm, daß über eigene Zweifel nur eigenes Nachdenken hinweghelfen könne. Und Heinrich Emanuel dachte nach.

Später kam dem Knaben oft der Gedanke, ob nicht der Rektor doch in mancher seiner Zweifelsnöte das rechte Wort hätte sprechen können. Aber wenn Heinrich dann zu ihm eilen wollte, hielt ihn jedesmal eine unbestimmte Furcht wieder zurück. „Und wenn er Dich nun einmal abfahren ließe" . . . . Dann, ja dann wäre alles verloren gewesen. Der Knabe hätte dem Rektor in nichts mehr vertrauen können, und sein letzter Halt, den ihm sein Glaube an diesen Lehrer gab, wäre mit einer solchen Erfahrung zusammengebrochen.

„Stille Wasser gründen tief" hörte Heinrich einmal die Stimme des Rektors hinter sich, als er an seinem Lieblingsplatze unter einer mächtigen Esche am Graben stand. Der Knabe schrak zusammen. Aber der Rektor fuhr lächelnd fort:

„Du stehst mir zuviel herum. Warum spielst Du nicht mit Deinen Kameraden? Ein Junge muß lustig und munter sein!"

Heinrich erwiderte: „Sie haben mir den Umgang mit den älteren Kameraden verboten, und die gleichalterigen oder jüngeren sind mir zu dumm. Mit ihnen kann man bloß Unsinn machen, und dazu bin ich nicht immer aufgelegt."

„So ernst war jene Mahnung nicht gemeint," versetzte der Rektor. „Ich habe Dir nur sagen wollen, daß der Umgang mit Alters- und Klassengenossen doch eigentlich der natürlichere sei. Wenn Du lieber mit älteren verkehrst, so thue es nur immerhin, aber ich mache Dich darauf aufmerksam, daß Du da wohl manchmal etwas hören wirst, worüber Du noch nicht mitsprechen kannst. Und das muß doch langweilig für Dich sein, wenn die da z. B. von ihrem Homer oder Horaz oder sonstigen Weisheiten plaudern."

„Nein, langweilig ist mir das nicht, da ich ja fragen kann, wenn mir etwas unklar ist. Und da werde ich auch Antwort bekommen, während die andern nur Unsinn auf Fragen haben."

„So verkehre nur weiter mit den Weisen, Du weiser Mann!" versetzte der Rektor scherzend. „Aber bedenke auch, daß denen manchmal Dein Fragen langweilig werden kann. Und jetzt könntest Du mir noch etwas Gesellschaft leisten."

Der Knabe folgte dem Lehrer. Beide redeten über alles Mögliche. Der Rektor hatte Scherze und Anekdoten zur Hand, und der Junge wurde offen und munter.

„Ich habe schon bemerkt, daß Du Dir allerhand Gedanken durch den Kopf gehen läßt. Aber den Rat gebe ich Dir, erwarte von den Antworten anderer nicht zuviel! Gott hat Dir ja auch einen Verstand gegeben, und den mußt Du allmählich immer mehr in Bewegung setzen. Ich bin überzeugt, Du wirst für Dich stets das Rechte finden, wenn Du Dich dahin wendest, woher allein das Rechte kommen kann, aus dem Vertrauen auf Gott. Fragen, die Dir aufsteigen, kommen von ihm. Erwarte von ihm auch die Antwort! Er wird sie Dir geben, wenn Du stets redlich suchst, das Rechte und Wahre zu finden und wenn Du Dich von Äußerlichkeiten und Zufälligkeiten nicht beirren läßt. Nur eigenes redliches Nachdenken hilft auch da über den Zweifel hinüber. Und wenn es einmal gar nicht mehr gehen sollte, so frage mich, frage andere, zu denen Du Vertrauen hast.“ Der Rektor klopfte dem Jungen auf die Schulter und entließ ihn mit der freundlichen Mahnung: „Aber das Spiel nicht ganz vergessen, hörst Du! Das Spiel macht munter und gesund, und Munterkeit und Gesundheit brauchen wir zu allen Dingen im Leben. Sie sind die unerläßliche Grundlage zur Zufriedenheit. Darum spiele, mein Junge, damit Du gesund und munter bleibst und Du dir selbst helfen lernst, wo andere Dir nicht oder nur wenig helfen können!“

Wieder ein erlösendes Wort! Der Rektor hatte ihm bestätigt, was er selbst schon gefunden hatte, daß nur eigenes Denken über eigene Zweifel hinweghelfen kann. Die Ruhe kam wieder, und Heinrich Emanuel griff die seit längerer Zeit versäumten Spiele wieder auf. Er tummelte sich herum, turnte und sprang, aber nur selten traf man ihn dabei in Gesellschaft. Er betrieb seine Spiele meist für sich allein, und wenn er müde war, so legte er sich unter seine Esche am Graben und träumte in die Haide hinaus.

Jede Klasse hatte zwei große Fußbälle. Mit dem einen belustigte sich Heinrich Emanuel nun viele Stunden, und diese einsame Übung vervollkommnete seine Kunst täglich. Zuletzt stieg der Ball von seiner Fußspitze in senkrechter Linie empor so hoch und höher, als die mächtige Linde, welche den Eingang der Kirche flankierte. Da freute er sich, wenn ihm ein Stoß wohl und schön gelang, und manchmal standen auch ältere Kameraden in der Nähe und bewunderten seine Kunst. In einer stillen Nachmittagsstunde aber packte ihn einmal ein wilder Trieb. Der Ball sollte gespießt werden; auf einem jener kahlen abgestorbenen Äste, welche die alte Linde wie flehend in die Luft hinausreckte, wollte Heinrich Emanuel seinem stummen Spielkameraden für immer den Platz anweisen. Er begann. Es wollte nicht gelingen. Immer wieder von neuem versuchte er, der Ball kam immer wieder zur Erde. Schon war Heinrich ganz erhitzt. Aber er ließ nicht nach. Da endlich — in der Luft hoch oben ein dumpfer Knall, und der Ball saß. Er hatte sein aufgeblasenes Dasein ausgehaucht. Heinrich Emanuel brach in ein lautes Gelächter aus, aber dasselbe fand ein hallendes Echo. Oben am Fenster stand der Rektor. Lachend rief er dem verdutzten Jungen: „Na, hast Du ihn endlich oben? Das hat aber Mühe gekostet, was?"

Heinrich Emanuel hatte sich eher alles andern, als eines Beifalls von dieser Seite versehen, denn der Ball gehörte doch nicht ihm, sondern seiner Klasse, und ihn zu verderben, hatte Heinrich absolut kein Recht. Nun rief ihm der Rektor zu, er möge einmal hinaufkommen. Immer noch zweifelnd folgte der Knabe dem Rufe, und oben stand der Rektor mit einem neuen Ball in den Händen. „Du hast Deinen Mitschülern den Ball verdorben," rief er dem Eintretenden freundlich zu, „ich gebe Dir einen neuen, damit Du keinen Streit bekommst, aber bewahre ihn sorgfältig! Du hast Deine

Kunst nun nach der Seite erprobt und kannst mit dem Erfolge zufrieden sein."

Und das war alles? Ja, das war alles. Kein Vorwurf, kein altjüngferliches Bedauern, sondern eine herzliche Freude, wie von Kamerad zu Kamerad, und eine teilnehmende Fürsorge, wie von einem älteren Bruder zum jüngeren. Der Mann verstand es, mit Knaben umzugehen, er wußte, daß ein Knabenherz keine Mördergrube war, und den einmal auftauchenden Zerstörungstrieb suchte er nicht durch lange Lamentationen und Moralpredigten zu bekämpfen, sondern indem er demselben kein besonderes Gewicht beilegte, stimmte er das jugendliche Fühlen rasch und vollkommen auf den gesunden Grundton einer besseren Erkenntnis um. Vorwürfe würden den Trotz geweckt haben, und diese böse Klippe umschifften der Rektor und die meisten seiner Mitlehrer grundsätzlich mit Vorsicht und teilnehmender Güte. Und welchen Erfolg er damit errang, zeigte sich sofort.

Nach zwei Tagen war der neue Ball auch wieder hin. Und Heinrich Emanuel war abermals der Missethäter. Aber diesmal ohne Absicht. Ein falscher Tritt hatte den Ball seitwärts in die Höhe getrieben. Er geriet an die wie ein langes Schwert vorstehende Zunge eines teuflischen Wasserspeiers am Kirchendach, und das Unglück war da. Der bleierne Teufel da oben schien vor Freude zu grinsen, und Heinrich Emanuel wurde sehr unruhig, als er nun den Schaden besah. Er konnte kaum hoffen, daß der Rektor ihm glauben werde, diesmal sei die Sache wider Willen passiert. Noch in verlegene Betrachtung versunken, traf ihn sein Ordinarius und forschte nach der Ursache des Unglücks. Heinrich erzählte wahrheitsgetreu, fügte aber auch an, daß der Rektor diesmal sicherlich zürnen würde, da er ihn vorgestern erst bei seinem Spiele beobachtet habe. Er werde ihm gewiß nicht glauben,

daß es jetzt ein wirkliches und wahrhaftiges Malheur gewesen. Der Ordinarius sprach beruhigend. Er werde den Rektor zu überzeugen suchen. Im übrigen stehe dem Knaben ja noch ein Mittel zur Verfügung, den Schaden gut zu machen, da von den zehn Thalern Taschengeld, welche Dr. Grünauer für Heinrich bei ihm neuerdings wieder hinterlegt habe, ja noch ein ansehnlicher Rest vorhanden sei. Des Knaben Antlitz erheiterte sich. Vertraulich bat er den Ordinarius, die Sache für ihn zu ordnen. Der versprach das, und der Junge war zufrieden.

Am Abend aber rief der Rektor ihn an und teilte ihm mit, er habe das Angebot des Ordinarius, den Schaden zu ersetzen, abgelehnt. „Denn für ein Unglück straft man den nicht noch obendrein, dem das Unglück zustieß. Und daß es diesmal wirklich ein Unglück war, glaube ich Dir gern, mein Junge. Komm also morgen hinauf und hole Dir einen neuen Ball! Aber fortan möglichst auf freiem Platze spielen, damit nicht sobald wieder ein Unglück passiert!“ So ruhig, so mit voller herzlicher Güte sprach der Rektor, daß es dem Knaben ganz wohl ums Herz wurde. Früher das ewige Suchen seiner Lehrer nach Unwahrheiten und Lügen, die nicht vorhanden waren, ein ewiges Mißtrauen, welches den Knaben furchtbar erbitterte, und hier ein so vollkommenes Vertrauen in seine Aussage, als habe es eine Möglichkeit der Lüge und Unwahrheit gar nicht gegeben. Wie seinen Augapfel hütete er fortan die ihm anvertrauten gemeinsamen Spielzeuge, und von Zerstörungswut war weiter keine Spur mehr zu bemerken bei ihm.

Ostern kam heran. Die ersten Zeugnisse wurden verteilt. Auf demjenigen Heinrich Emanuels prangten zwei fette „Nicht genügend“ in Mathematik und Französisch. Das beschwerte sein Herz einigermaßen. Am Morgen des Gründonnerstages sollte in die Ferien

gereist werden. Der erste Zug fuhr bereits kurz nach fünf Uhr in der Frühe. Da mußte schon um drei Uhr aufgestanden werden, um rechtzeitig am Bahnhofe anzulangen. So nahm man schon abends vorher von den Lehrern Abschied. Als Heinrich Emanuel bei dem Herrn Rektor erschien, begann derselbe lustig zu fragen: „Hast Du Dir auch Cigarren besorgt zur Reise?"

Ein verblüfftes „Nein" war die Antwort. Dann fügte Heinrich hinzu: „Papa will nicht, daß ich so früh schon rauche."

„O, das ist ja sehr schön von Deinem Papa, aber eine Ausnahme läßt er sicher gelten, zumal wenn der Sohn ein ordentliches Zeugnis mitbringt."

Heinrich Emanuel meinte kleinlaut, daß es mit seinem Zeugnis gerade nicht so besonders bestellt sei. Aber der Rektor erwiderte: „Bis zum Herbste hast Du viel Zeit nachzukommen und das bischen „Ungenügend" beiseite zu schaffen. Und gelingt es auch noch nicht ganz, so kommst Du nächstes Jahr zu mir. Dann bin ich Dein Lehrer in Französisch, Deutsch und Mathematik, und da wollen wir zwei denn einmal tüchtig zusammen arbeiten, damit eine ordentliche Grundlage, die Dir hier besonders fehlt, gelegt werde. Dann wird's weiter schon gut gehen. Im übrigen darfst Du wirklich mit Deinem Zeugnisse zufrieden sein, denn Du mußt Dir nicht nur die Leistungen ansehen, sondern auch die Rubriken „Fleiß" und „Fortschritte". Und da lauten die Prädikate doch schon ganz anders. Ich habe Deinem Vater darüber geschrieben und bin überzeugt, daß er mit Dir zufrieden sein wird."

Heinrich Emanuel erkannte abermals die fürsorgende Freundlichkeit seines Rektors und wurde ganz glücklich. Er dankte ihm herzlich und wollte Abschied nehmen. Der Rektor aber holte zuvor noch zwei Cigarren aus seinem Kistchen heraus und bot sie dem Jungen an mit den Worten:

„Da, wenn Du rauchen willst, so ist hier etwas Ordentliches. Du kannst nicht wissen, was Du unterwegs bekommst. Aber eins mußt Du mir versprechen: nicht mehr, als diese zwei! Verstanden? Kaufen darfst Du Dir keine mehr dazu. Und Deinem Vater sagst Du, ich habe sie Dir gegeben.“

Heinrich Emanuel versprach und dankte. Die Thränen waren ihm nahe. Aber der Rektor ließ es zu keiner weichen Stimmung kommen. Herzlich schüttelte er dem Knaben die Hand und sagte: „Nun reise mit Gott, mein Junge! Grüße mir Deinen lieben Vater und Deine gute Mutter herzlich und komme gesund und frisch wieder!“

Der Junge sprang mit den Grüßen und Wünschen und seinen beiden Cigarren davon. Am andern Morgen standen die Sterne noch am Himmel, als er mit einem Kameraden zum Thore hinaus marschierte. Seitwärts bemerkte er eine schwarze Gestalt, in der er den Rektor vermutete. Noch ein herzliches Adieu flog hinüber und herüber. Dann traten die Knaben auf die Brücke. Mitten auf derselben, bei jenem bekannten Pflastersteine machte Heinrich Emanuel halt, zog die erste Cigarre und Feuerzeug hervor und wollte zu rauchen beginnen. Aber der Wind blies ihm ein Streichholz nach dem andern aus. Da trat er unter das Thor zurück, um hier, vom Winde geschützt, seine Manipulationen mit besserem Erfolge aufzunehmen. Aber kaum blitzte das erste Streichholz auf, da war es auch wieder aus. Der Junge fühlte sich an den Schultern gepackt und über die Brücke geschoben. „Hier nicht, hier nicht,“ erschallte die Stimme des Rektors, „da draußen, nur da draußen darfst Du rauchen!“ Jenseits der Brücke wurde der Knabe wieder frei, und der Rektor trat lachend unter den Thorbogen zurück. Hinter einer Pappel faßte Heinrich Emanuel sofort wieder Posto und begann Feuer zu schlagen. Diesmal gelang's. Die Cigarre dampfte.

„Brennt's?" rief es unter dem Thorbogen heraus.

„Jawohl, Herr Rektor! Ausgezeichnet!" flog die Antwort zurück.

„Recht so! Und nun adieu, mein Junge!"

„Adieu, Herr Rektor!"

Noch ein herzliches Lachen grüßte den jungen Reisenden nach in die eben grauende Morgendämmerung hinein. Sie nahmen aber nicht den direkten Weg zur Bahn, sondern schlugen sich am Ende der Pappelallee rechts ab über die Grenze. Auf holländischem Gebiete, kaum hundert Schritte von der deutschen Grenze entfernt, lag ein einsames Wirtshaus in der Haide. Der Wirt führte nebenbei ein kleines Geschäft in Kolonial- und Spezereiwaren. Auf seine Prachtfeigen hatten es die Wanderer diesmal abgesehen, die er das Pfund zu dem billigen Preise von $2^1/_2$ bis 3 Silbergroschen verkaufte. Heinrich Emanuel ließ fünf Pfundpackete in seiner Reisetasche verschwinden, der andere belud sich mit holländischen Cigarren. Dann wanderte man lustig wieder nach Deutschland zurück. Kaum hatten die beiden indes die Grenze wieder überschritten, als auf der Straße vor ihnen zwei ganz gefährlich aussehende Individuen erschienen. Mit Flinte und Hirschfänger bewaffnet und einer Art Uniform bekleidet, traten sie direkt auf die Knaben zu.

„Ist da nichts drin, was uns angeht?" frug der eine von ihnen, dessen Gesicht in einen fürchterlich wilden Vollbart versunken war, auf die Reisetasche Heinrich Emanuels deutend. Obgleich den Jungen ein Gefühl vollkommener Ohnmacht befiel, trat er so frecher Räuberattaque doch trotzig entgegen und sagte:

„Nein, was da drinnen ist, geht Sie nichts an."

„Na denn, guten Morgen!" erwiderte der Räuber und ging mit seinem Spießgesellen weiter.

Die Knaben erwiderten den Gruß, doch kaum

wenige Schritte außer Gehörweite stöhnte der Genosse Heinrich Emanuels auf:

„Gott sei Dank, das waren Zollwächter. Denk' Dir nur meine Cigarren und Deine Feigen! Wir wären direkt eingesteckt worden."

Ein langes erstaunendes „So" folgte dieser Aufklärung. Dann aber war Heinrich Emanuel sehr zufrieden. „Zum Einstecken gehören zwei. Ich wäre denen schön ausgekniffen. Die mit ihren Mordsstiefeln hätten erst einmal probieren müssen, ob sie mich hätten kriegen können."

„Ja, glaubst Du denn," erwiderte der Genosse, „die wären Dir lange nachgesprungen? Die hätten Dir einfach halt zugerufen, und wenn Du nicht im Moment stehen geblieben wärest, würdest Du ein paar Kugeln besehen haben. Dafür haben sie ja ihre langen Flinten."

Das erstaunende „So" war diesmal noch länger. Dann aber fuhr Heinrich Emanuel wütend heraus: „Das ist ja die reinste Schweinerei! Wegen ein paar lumpiger Feigen oder Cigarren einen über den Haufen zu schießen, das ist einfach gemein. Aber ich meine, Du schwefelst wieder einmal."

„Nein, mein Lieber, ich schwefle nicht. Das ist wirklich so. Das Recht zum Schießen hätten die in dem Falle schon gehabt. Aber ich glaube nicht, daß sie geschossen hätten. Sie haben uns doch ganz freundlich „Guten Morgen" gesagt" — versetzte der andere.

„Ich pfeife ihnen was auf ihren guten Morgen: wer sich zu solcher Gemeinheit hergiebt, ist selbst ein gemeiner Kerl. Und dazu wußte ich von der ganzen Geschichte nicht einmal was. Ich habe die Kerle einfach für Räuber gehalten. Wenn die schießen, so ist das natürlich, aber Zollwächter — das ist einfach erbärmlich."

Heinrich Emanuel war ganz in Aufregung geraten. Der Staat, der da draußen auf seine Kosten solche wilden Männer herumspionieren ließ, freute ihn schon bald gar nicht mehr. Aber mit diesem Antipatriotismus mußte er, wie er bald merken sollte, fein hinter dem Berge halten. Denn alle, denen er mit der Erzählung kam: „Denk' Dir einmal die Gemeinheit" u. s. w., wiesen ihn einfach ab und sagten, das müsse so sein.

„Das muß so sein!" Das war nun wieder einmal so ein fataler Spruch, mit dem Heinrich Emanuel nicht fertig werden konnte. Er sah vollkommen ein, daß dies nach den Schilderungen und Darlegungen andrer wirklich so sein müsse, aber sein Gefühl protestierte trotz aller „Vernunftgründe" dagegen. Dazu kam, daß sein Ordinarius, den er im Coupé antraf, seine Erzählung mit einem Lächeln anhörte, welches dem Jungen mehr wie eine Bestätigung seiner Auffassung erschien. Der Ordinarius äußerte sich zwar nebenbei nur kurz und fast abweisend: „Die heutigen Verhältnisse bedingen diese Praxis, und die Verhältnisse wirst Du später schon kennen lernen. Jetzt kannst Du sie noch nicht begreifen, weil dazu viel zu viele Vorkenntnisse nötig sind." Aber der Ton, welcher auf dem Worte „Verhältnisse" lag, zeigte Heinrich Emanuel an, daß es mit diesen Verhältnissen nicht ganz richtig sein müsse, und so wurden die fragenden Gedanken des Knaben abermals in eine Richtung abgelenkt, die von der Gedankensphäre, in der die Schule ihn hielt, ungeheuer weit abzuliegen schien. Die „Verhältnisse" standen wie ein graues Gespenst in grauer Dämmerung, in welche kein Sonnenstrahl zu fallen schien, und wenn Heinrich Emanuel fürderhin von „Verhältnissen" sprechen hörte, lief es ihm kalt über den Rücken, wie bei der Erwartung von etwas ganz Schauderhaftem, das demnächst über ihn herfallen soll.

Doch die Munterkeit der Kameraden und mitreisenden Lehrer, die Erwartungen des Wiedersehens seiner Lieben in der Heimat, die Zerstreuungen der Reise selbst zogen die Gedanken Heinrich Emanuels wieder in den fröhlich sprudelnden Fluß der Unterhaltung zurück. Der Ordinarius hatte sich nicht wenig über die Rauchkunst Heinrich Emanuels gewundert, und da er hörte, woher die Cigarre stammte, lachte er heiter auf und meinte: „Ja, ja, der Herr Rektor versteht es vortrefflich, verbotene Früchte in erlaubte zu verwandeln. Aber wir wollen auch darin getreu seinem guten Beispiel folgen. Die zwei, die er Dir gab, sind ja für die Reise genug. Dann aber?"

Heinrich Emanuel verstand nicht recht, was gemeint sei.

„Nun, heute nachmittag oder morgen wirst Du doch am Ende auch gern noch etwas rauchen wollen, wenn Du erst zu Hause bist. Und damit Du mich nicht gar so schnell vergißt, nimm Dir auch da noch eine von mir heraus."

Ein wohlgefülltes Etui erschien Heinrich unter der Nase. Er griff dankbar zu. Zugleich aber erschienen noch ein halbes Dutzend andere Hände an dem Schatzkästlein, und „bitte, mir auch ein Andenken!" tönte es von allen Seiten her. Der Ordinarius hatte sich dieses Massenangriffs nicht versehen, aber er machte gute Miene zum bösen Spiel und ließ sich bis auf eine Cigarre, die er schleunigst in Sicherheit brachte, vollkommen ausplündern. So verlief die Reise gemütlich und unter heiteren Scherzen. Aber immer geringer wurde die Zahl der Mitreisenden, da die meisten Schüler des Instituts aus dem Münsterländischen und vom Niederrhein stammten. In Köln verabschiedete sich Heinrich Emanuel von seinen letzten Kameraden, als plötzlich sein Vater neben ihm stand. Die Begrüßung war ungemein herzlich, aber dann:

„Du rauchst ja, Bengel!“ rief Dr. Grünauer ganz erstaunt.

„Jawohl, ich rauche!“ versetzte Heinrich Emanuel mit Mannesstolz.

„Das solltest Du nicht thun. Dafür ist es noch zu früh“ — meinte der Vater mahnend.

„Ich hätte es vielleicht auch nicht gethan, aber der Rektor hat mir die Cigarre gegeben, und die hier ist von meinem Ordinarius, die soll ich heute nachmittag zu seinem Andenken rauchen!“

„Na, das scheinen mir ja nette Lehrer zu sein,“ meinte Dr. Grünauer scherzend. „Da muß ich wohl Ja und Amen dazu sagen. Aber einen guten Rat gebe ich Dir, Junge: laß es noch nicht zur Gewohnheit werden! Und wenn es möglich ist, laß' es überhaupt nicht zur Gewohnheit werden! Ich rauche ja selbst, aber es ist doch nicht gut. Glaub' es mir!“

„Ja, Vater, ich glaube es schon, aber — es muß halt so sein! Die heutigen Verhältnisse bedingen eine solche Praxis.“ Dem Jungen fiel plötzlich der Spruch wieder ein, und er bediente sich desselben nun einmal in scherzhafter Weise zu seinem Zwecke. Aber die Antwort war eine unerwartete.

„So, es muß halt so sein?“ sagte der Vater lachend. „Ich aber werde, wenn es mir zu arg wird, Dir beweisen, daß es nicht so sein muß. Und von den heutigen Verhältnissen rede mir überhaupt nicht! Gar mancher Unsinn wird mit dieser Entschuldigung zugedeckt, anstatt den Unsinn zum Anlaß zu nehmen, die Verhältnisse selbst zu bessern.“

„Aha,“ dachte sich Heinrich Emanuel, „auch einer, der keine Zollwächter mit Gewehren will! Da werde ich ja wohl noch etwas mehr erfahren können.“ Laut aber fügte er hinzu: „Nun, so arg soll es nicht werden! Das verspreche ich Dir, Vater, und ich werde nicht

eher rauchen, bis Du mir sagst, jetzt darfst Du es. Nur diese eine Cigarre heute nachmittag noch? Gelt!"

Der Vater gab seine Erlaubnis und fügte hinzu: „Verlaß Dich auf mich, mein Junge, ich verbiete nichts, um zu verbieten, sondern weil ich Deine Gesundheit im Auge habe. Du sollst nicht vergessen werden, und wenn ich sehe, daß es Dir nicht mehr so viel schadet, als es Dir jetzt noch schaden würde, werde ich es Dir sofort erlauben. Du kannst Dich darauf verlassen!"

Das Gespräch hatte sich bis in das neue Coupé fortgesetzt, welches die beiden nun in die nahe Heimat bringen sollte. Und daheim, am Bahnhofe stand die Mutter. —

Drittes Hauptstück.

Frühlingsstürme.

„Heinrich, was fehlt Dir? Du bist so eigen!“

Frau Susanne frug ihren Jungen oftmals mit diesen Worten, und wie Klage und Sorge drang durch die Worte der Ton. Heinrich Emanuel gab zwar immer zur Antwort: „Nichts, Mütterlein, ich bin halt so,“ und dabei küßte er ihr die Sorge fort. Aber die Mutter hatte erkannt, daß ihr Sohn als ein andrer wiedergekommen war, und sie wußte lange nicht, was sie mit ihm machen sollte. „Er ist so eigen.“ Er war es wirklich.

Als er in die Ferien nach Hause kam, da hatte er sich gedacht, daß all der Jubel, den er im eigenen Herzen trug, nun von allen Seiten her seinen Widerhall finden müsse. Und als er dann am Bahnhofe ausstieg, da empfing die Mutter ihn so lieb und herzlich, als wenn sie sich für alle Sehnsucht nun auf einmal entschädigen wollte. Und als sie ihn dann endlich losließ, da standen die Geschwister da und machten alle freundliche Gesichter, aber eine fremde Verlegenheit hielt alle laute Freude zurück. Martha und Marizebill waren vorgestern aus dem Pensionate eingetroffen. Man hatte ihnen „gesittetes Betragen“ beigebracht, und von einem naiv herzlichen Willkomm

war keine Rede. Ihr Herz, ja, das freute sich, wie einst, aber äußerlich war kaum etwas zu merken. Sie reichten Heinrich Emanuel die Wange zum Kusse, der Mund, die Lippen verkrochen sich. Natürlich folgte Jeanette sofort diesem erhabenen Beispiel der älteren Schwestern, wenn sie auch noch nicht im Pensionate gewesen war. Dann kamen die Brüder. Karl Gustav und Armin waren frischer, aber auch in ihrem Empfange bekundete sich einige Fremdheit und Verlegenheit vor dem, der da weit von der „holländischen Grenze“ her in die Ferien kam und öffentlich Cigarren rauchte. Kurz und gut, man empfing den Bruder höflich, aber nicht herzlich, nicht wie früher, und Heinrich Emanuel fühlte das und hielt auch seine Freude zurück. Und diese öde offizielle Stimmung hielt bei den Schwestern, die nur immer ganz lange schwarze Kleider trugen, noch Tage lang an, und so blieb Heinrich Emanuel reserviert. Aber noch mehr, die Verlegenheit schien auch alle alten Schulkameraden ergriffen zu haben. Man rief ihm wohl von da und dort ein fröhliches „Guten Tag, Hein!“ zu, aber wenn Heinrich Emanuel dann an den Rufer herantrat, kam die Verlegenheit, und er fühlte überall, daß er ein fremder Mann geworden sei in seiner Heimat. Dazu kam, daß einige sich nicht besser bei ihm einzuführen wußten, als daß sie mit der Erinnerung an einen seiner alten Streiche die Unterhaltung begannen. Das aber war Heinrich Emanuel in der Seele zuwider. Diese Dinge lagen doch weit hinter ihm. Wozu also die Erinnerung daran? Er vergaß ganz, daß die andern ja nicht wie er mittlerweile in eine neue Welt gekommen waren. So zog er sich denn fast ganz in seine eigene Welt zurück, denn er hatte eine: die Welt seiner Gedanken hatte die Thore geöffnet und dahinein und hinaus flutete es nun in buntestem Wechsel. Wie im Institut

machte er es auch hier, und die Träume und Gedanken spannen ihn so ein, daß er von der Welt um ihn kaum mehr etwas erfuhr. Am liebsten war es ihm auch jetzt immer noch, wenn er seinen Vater in die Praxis begleiten durfte. Da saßen sie denn im Wagen und rollten über Land; der Vater las und der Sohn träumte, und nur wenn die Mutter hin und wieder mitfuhr, kam gleich von Anfang eine lustige Unterhaltung zustande. Der Knabe war still geworden. Nur in seinem Innern brannte und lohte es, und davon hatte die Mutter allein eine Ahnung, die sie mit steter Sorge erfüllte. Denn sie mußte sehen, wie alles Thun Heinrichs eine geradezu explosives war. Ob er spielte oder sich ernster beschäftigte oder ob es zu einem Streite kam, es war stets ein Sprung aus scheinbar vollster Ruhe in heftigste Aktion. Da gelang denn vieles, aber vieles auch mißlang, und wie über jenes die Freude eine extreme war, so über das Mißlingen der Ärger. Nur wenige Tage war er erst zu Hause, als die Klagen auch schon wieder begannen. Und die Klagen steigerten sich trotz der Abwehr der Mutter, so daß schließlich die Sehnsucht nach dem Institute und seiner Ruhe den Knaben auf das Heftigste ergriff. Er fühlte es wohl, auch er war diesem Kreise fremd geworden, er fand sich nicht mehr hinein, und nur die Mutter zimmerte fort und fort an der Brücke herum, die ihn aus der Fremde endlich ins Vaterhaus zurückführen sollte. Es wäre ihr vielleicht gelungen, wenn Heinrich Emanuel nicht wieder und nicht so bald fortgemußt hätte. Aber die Ferien waren bald zu Ende, und bei der Abreise hielt die Freude auf das Wiedersehen seines alten Klosters dem Schmerz des Abschiedes schon das Gleichgewicht. Die Mutter begleitete ihn bis Krefeld. Schon in Köln traf Heinrich die ersten Kameraden. Er war munter und aufgeräumt, und als sie gen Krefeld fuhren,

meinte die Mutter einmal: „Du scheinst mich ja gar nicht mehr nötig zu haben, so sehr nehmen Deine Freunde Dich in Anspruch.“

Das war wieder eine Klage in freundlichem Ton. Heinrich hatte nur die erste gehört. Er sah die Mutter betroffen an. Dicke Thränen traten in seine Augen, und mit einem „Mütterlein!“ fiel er der Guten um den Hals und küßte sie. Und er ließ von seinen Freunden ebenso plötzlich ab und beschäftigte sich nur noch mit seiner Mutter, und der Abschied von ihr wurde ihm schwerer als das erste Mal.

Das zweite Halbjahr im Institute verlief für Heinrich Emanuel in tüchtiger Arbeit. Es war ihm ernst mit dem Nachholen des Versäumten, und es gelang ihm denn auch zum größten Teile damit. Er erhielt im Herbste das Zeugnis für Untersekunda. Seine freie Zeit hatte er meist verträumt, und zu diesen Träumen hatte er sich einen ganz merkwürdigen Platz erkoren „hoch über aller Welt“. Er lag selten mehr unter der Esche im Grase, sondern saß oder hing in ihrer Krone. Und wenn dann der Wind ihn da oben leise schaukelte, so kam in sein Fühlen und Denken so etwas Schwebendes und Sonniges hinein, wie er dies bisher niemals gekannt hatte. Fort, weit fort in alle Welt hinaus hätte er fliegen mögen, das Leben, die Länder und Menschen zu sehen, aber immer mit der Möglichkeit, bald an das Herz der Mutter, bald in diese träumende Klostereinsamkeit zurückkehren zu dürfen. Doch mit der Rückkehr in diese Stille war es dann auf einmal und für immer aus.

Es war die Zeit, da nach blutigen Waffensiegen über Frankreich in Deutschland die Streiter mit entschlossener Macht sich zum Kulturkampfe sammelten. Was vorher zu einem wirklichen, begeisternden Kampfe für die Kultur hätte werden können, ward nun zu einer verheerenden Parodie desselben. Man kämpfte

nicht um die Kultur, sondern um die Macht, und der Kampf um die Macht führte zu jenen rohen Mitteln der Gewalt, welche in den katholischen und orthodox protestantischen Bevölkerungskreisen Deutschlands eine furchtbare Erbitterung erzeugten und hinterließen. So verwandelte sich der kulturelle Fortschritt in einen kulturellen Rückschritt, und dieser erst war es, der die elementaren Mächte der Arbeiterkreise und des Sozialismus zu einer Bedeutung anschwellen ließ, wie dergleichen vorher niemals gesehen worden war. Als die Freiheit zur liberalen Phrase degradiert wurde, da erst rührten sich die Massen und strömten jauchzend der roten Fahne zu.

In den Herbstferien nun erhielt Heinrich Emanuel plötzlich die Nachricht, daß sein Institut von der Regierung aufgehoben worden sei. Noch war keine blasse Ahnung davon, warum man im Reichstage und in den Landesparlamenten kämpfte, in die Seele des Knaben eingedrungen, und nur einmal — es war bei dem letzten Klassenausflug, der unter der Führung des Ordinarius gemacht worden war, — hatte dieser Mann eine Äußerung gethan, welche Heinrich betroffen machte: „An unserm Himmel stehen drohend dunkle Wolken, und ob wir uns nach den Ferien noch einmal wiedersehen, ist nicht sicher. Fast möchte man wünschen, Deutschland hätte im Kriege gegen Frankreich nicht gesiegt.“ Auf weitere ängstliche Fragen hatte der Ordinarius dann nicht mehr geantwortet. Aber was seine Äußerung zu bedeuten hatte, wurde Heinrich erst später klar, als ihm mitgeteilt wurde, daß er nach seinem geliebten Kloster und zu den so hoch verehrten Lehrern nicht mehr zurückkehren dürfe. Freilich jene Äußerung des Ordinarius war Heinrich Emanuel doch sehr ungerecht vorgekommen. „Deutschland, Deutschland über alles“ hatten auch die Klosterschüler in den Wandelgängen gar

oft gesungen, und nun kam dieser brave Mann und verwünschte Deutschlands Siege?

Und dann kam bald eine zweite Äußerung von andrer Seite. Als die Gehaltsperren über die katholischen Geistlichen seiner engeren Heimat in Masse verhängt wurden, als die Verweisungen sich mehrten, da sagte einmal Frau Susanne, der das Elend, soviele Pfarreien ohne „die Tröstungen der Religion" zu wissen, sehr nahe ans Herz ging: „Wenn man das hätte ahnen können, möchte man bald wünschen, wir wären 1870 französisch geworden." Heinrich Emanuel stutzte abermals. Er suchte sich durch Fragen zu unterrichten, und da hörte er denn immer die Namen „Falk" und „Lasker", und die beiden Männer erstanden in seiner Phantasie als direkte Abgesandte des Teufels. Also die waren es, die ihn aus seiner geliebten Einsamkeit vertrieben hatten? Und warum eigentlich? Niemals in den vierundzwanzig Jahren ihres Bestehens war einer der Abiturienten der Anstalt im Examen, welches in Münster unter der Kontrolle der Regierung gemacht werden mußte, durchgefallen. Freilich, ein größerer Bruchteil der Abiturienten wendete sich dem theologischen Studium zu, aber der Bruchteil war nicht größer, als er damals noch überall da war, wo sich die Schüler einer Anstalt lediglich aus katholischen Bevölkerungskreisen rekrutierten. Und was die Art der Erziehung anging, so mußte Heinrich Emanuel später gestehen, daß nirgends bessere Erzieher in solcher Vereinigung gefunden werden können, als sein Rektor sie da durch Auswahl der Tüchtigsten um sich versammelt hatte. Und nicht nur das, sondern die besten Lehrkräfte der Anstalt waren selbst wieder frühere Schüler der Anstalt gewesen, wohl ein Beweis, daß hier eine vortreffliche Bildungs- und Erziehungskraft gewaltet haben mußte. Warum also die Aufhebung? Nur weil es ein katholisches

Institut war? Weil es von katholischen Geistlichen geleitet wurde? Ja, wenn diese Geistlichen „Pfaffen" gewesen wären, wie Heinrich Emanuel sie früher kennen lernte und später noch vielfach kennen lernen sollte, so hätte er dem Falk und dem Lasker Dank gewußt; aber in diesem Institut herrschte kein Pfaffenregiment, sondern Menschenliebe, wirkliche und lebendige Liebe für die Knaben, deren Erziehung man den Lehrern anvertraut hatte. Als Heinrich Emanuel sich schon in eine bewußte freiere Gedankenrichtung hineingearbeitet hatte, jauchzte er doch auf bei der Nachricht, daß sein ehemaliger Rektor zum Reichstagsabgeordneten gewählt worden sei. „Der wird es dem Falk und dem Lasker jetzt einmal gründlich sagen," dachte er, und er verfolgte die Zeitungen und suchte nach einer Rede des Herrn Rektors, und dann, dann fand er endlich eine, und sie war sachlich und ruhig und von einem lebendigen Idealismus getragen. Kein Wort des Unmutes oder gar des Hasses klang daraus hervor: so stand der Mann vor Deutschland auf und zeigte den Leuten seine klare Seele. Und Heinrich Emanuel sonnte sein dankbares Herz noch einmal in den hellen Strahlen, welche dieser Mann in sein junges Leben hineingeworfen hatte.

Vaterland und Religion hatten den Kampf um die Seele des Knaben begonnen, aber der Kampf packte ihn einstweilen nur mit Unterbrechungen. Neue Verhältnisse traten mit dem Eintritt in ein preußisches Progymnasium an ihn heran. Sein Vater hatte sich schnell entscheiden müssen, da der Beginn des neuen Schuljahres unmittelbar vor der Thüre stand, als jene Trauerbotschaft von der holländischen Grenze her eintraf. Und so wurde ein Städtchen in der Nähe am Rhein gewählt, und Heinrich Emanuel dort bei dem ersten Oberlehrer des Progymnasiums einquartiert. Er mußte sich einer Aufnahmeprüfung unter-

werfen und fiel durch. „Wir hätten ihn wohl zur Not in Untersekunda aufnehmen können," sagte der Rektor dem Vater, „aber besser ist es, wenn er die Obertertia noch einmal repetiert. Es sind doch noch sehr viele Lücken da." Heinrich Emanuel ärgerte sich über diese Logik. Er hatte das Gefühl, daß gerade die mit dem Fortschreiten verbundene größere Arbeit ihn zu größerer Anstrengung angetrieben hätte, während ihm die Wiederholung eines alten Pensums einfach langweilig war. Die Schablone, das abgezirkelte Klassenpensum traten an ihn heran und verbitterten ihn sofort bei dem Eintritt in die neue Schule. Noch einmal diese langweilige Obertertia! Heinrich Emanuel machte es sich bequem. Die ersten Arbeiten zeigten, daß er nicht viel zu thun brauche, um mitzukommen. So suchte er sich andere Beschäftigung. Die Romane von Conscience wurden gelesen. Ihnen folgten die Novellen von Zschokke, dann die Romane von Bulwer und Walter Scott. Dann schrieb er um neue Lektüre nach Hause, und sein Vater schickte ihm Tassos befreites Jerusalem; dem folgte Ariosts rasender Roland, diesem wieder Wielands Oberon und Klopstocks Messias. So kam er mit seiner Lektüre an die deutschen Klassiker heran. Lessing wurde sein spezieller Freund. Von Lessing griff er zu Schiller und las ihn ganz; von Schiller trat er zu Shakespeare zurück, und diesem folgten Heinrich von Kleist und Seume; dann Herders Ideen, dann Uhland und andere. Goethe, dessen Werke im „großen Bone" als „durchaus keine Lektüre für die Jugend" bezeichnet wurden, blieb ausgeschlossen. Das gleiche Schicksal teilte Bürger, dem es an der „ästhetischen und sittlichen Läuterung" fehlte. Was Wieland und andere der Genannten betraf, so hatte Heinrich Emanuel der Autorität Bones da andere Autoritäten gegenüber zu setzen. So hatte ihm sein Vater den Oberon ja selbst

geschickt, und sein Vater, selbst ein Dichter, ging doch über den Bone. Und was dieser Bone über Lessing, namentlich über den Nathan zu sagen wußte, war schon dem Knaben fanatischer Blödsinn. Sein Vater hatte ihm auch den Lessing geschickt, und deswegen, und weil der Bone über den armen Mann so fürchterlich herfiel, schloß Heinrich Emanuel ihn um so inniger an sein Herz. Diese kindliche Sympathie wurde ihm später zum Schlüssel für das Verständnis der feinen und klaren Prosa des gelästerten Mannes. Nicht dem Saladin, sondern dem Bone gehören „die Mütze und der Schlafrock" grollte er, und nicht Lessing verweist „die Menschen auf Gedankenlosigkeit", sondern nur kritische Prahlhänse thun das, wie dieser Bone einer ist.

Was aber war das für eine Welt, in welche Heinrich Emanuel sich da hineinlas und hineinträumte! Wie löste sich da sein eigenes tastendes Fühlen zu großem Einklange aus mit den Bildern und Gedanken seiner Dichter. Dieser Eintritt in das Reich der Dichtung ließ ihn allerdings vollends mit der umgebenden Welt in Konflikt geraten, und was Schule und Lehrer forderten, war ihm bald vollkommen gleichgiltig. Wohl besorgte er seine Schulaufgaben wie ehedem, aber er hatte das Gefühl, daß die Schule nicht der Weg sei, der ihn ins Leben führen würde, und die formale Pedanterie seiner Lehrer war ihm bald in tiefster Seele verhaßt.

Das erste Jahr war eben zu Ende, als abermals der Falk in die Sehweite des Knaben trat. Der Religionslehrer und Geistliche des Progymnasiums erteilte zugleich den Unterricht in der deutschen Sprache. Der erste Aufsatz Heinrich Emanuels war „nicht genügend". Der zweite abermals und so fort bis fast zum Schlusse des Schuljahres. Dann besserte er sich merkwürdiger Weise auf einmal, und Heinrich Emanuel trat in

Untersekunda ein. In der Religionsstunde lagen dem Lehrer namentlich die neuen Dogmen der unbefleckten Empfängnis und der päpstlichen Unfehlbarkeit am Herzen. Aber die Art der Beweisführung war so, als gälte es lauter Ungläubige zu bekehren. Sie war nicht klar und ruhig, sondern fanatisch und erregt. Es blitzte von Seitenhieben auf Andersgläubige und Ungläubige, und Heinrich Emanuel hatte diesen traurigen Pfaffen, der seinen Mut und seine Weisheit so gern an Abwesenden probierte, bald „dick". „Wenn jemand zu schimpfen und zu höhnen beginnt, so ist dies das sicherste Zeichen, daß ihm die Gründe fehlen, und es um seine Sache sehr schlecht steht," hatte einmal der heimatliche Pfarrer Heinrich Emanuels von der Kanzel herab verkündet, als er auf der Glaubenslosigkeit der Voltaire und Rousseau mit Feuereifer herumgeritten war. Heinrich Emanuel erinnerte sich jetzt, da er seinen Religionslehrer hörte, an diese Bemerkung.

In diese Stimmung hinein schlug nun eine Mitteilung des Provinzial-Schulkollegiums, der Herr Kultusminister Falk habe eine neue Ordnung des Kirchenbesuchs und des Empfangs der Sakramente eingeführt, welche die Schüler von dem täglichen Besuche des Gottesdienstes und dem Besuche des Gottesdienstes an Sonntagnachmittagen entbinde; ebenso sei der Empfang der Sakramente den Schülern freigegeben. Auch hier war bisher vierwöchentlicher Empfang Regel gewesen. Der Rektor verlas die neue Ordnung im Beisein aller Lehrer und Schüler. In der nächsten Religionsstunde kam nun der Religionslehrer und machte zu der neuen Ordnung folgende Bemerkungen: „Der Empfang der Sakramente ist, wie Ihr gehört habt, fürderhin freigegeben. Aber wer nicht regelmäßig alle vier Wochen zum Tische des Herrn geht, ist kein guter Katholik, er genügt nicht den Anforderungen

der heiligen Kirche und seiner Religion, und deshalb darf sich keiner, mögen seine Leistungen hier im Unterricht auch sein wie sie wollen, auf die Zensur „genügend“ oder gar „gut“ gefaßt machen, der sich von dem Empfange der Sakramente ausschließt. Das Gleiche gilt von dem, der an dem Gottesdienste nicht wie bisher Anteil nimmt.“

Heinrich Emanuel hatte aufgehorcht. Das war ein jesuitischer Kniff. Der Kulturkampf ward von diesem Lehrer in die Schule hineingetragen. Seine Drohung richtete sich gegen die Lauen und Indifferenten, welche von der Vergünstigung Falks sofort Gebrauch gemacht hätten, wenn diese Drohung nicht laut geworden wäre. Zu diesen gehörte Heinrich Emanuel keineswegs. Im Gegenteil! Er war ein abgesagter Feind alles dessen, was unter der Fahne Falks verordnet wurde. Da prüfte er nicht lange, sondern die Etiquette genügte ihm vollkommen. Jetzt aber packte ihn die Ungerechtigkeit dieses schlauen Pfaffen elementar, und im Augenblick stand es für ihn fest, daß er die Sache auf sich nehmen und ausfechten werde. Am Mittagstisch verkündete er daher in Anwesenheit des Oberlehrers und aller seiner Tischgenossen gerade heraus, er werde fortan in der Woche und Sonntags nachmittags nicht mehr zur Kirche gehen, er werde ebenso dem nächsten allgemeinen Empfang der Sakramente fern bleiben. Die Antwort war abermals eine Drohung:

„Wenn Du das anfängst, werde ich mich an Deinen Vater wenden müssen,“ meinte der Oberlehrer.

„Nun, wenn man mich zwingen will, werde ich mich an das Provinzial-Schulkollegium um Hilfe wenden,“ versetzte Heinrich Emanuel kühl. — Die Söhne des Oberlehrers und die anwesenden Mitschüler ließen durch heimliche Blicke ihr Einverständnis merken, denn allen, auch dem Oberlehrer selbst, war gerade der Religionslehrer verhaßt. Heinrich Emanuel

wußte das. Der Oberlehrer lenkte denn auch sofort ein. Er meinte halb im Scherze: „Nun, da können wir uns ja auf eine ganze Revolution gefaßt machen, aber ich möchte Dir und Euch allen doch raten, wohl zu überlegen, ob der Kampf nicht besser unterbliebe."

„Natürlich unterbliebe er besser," erwiderte Heinrich sofort, „denn er wird nur allseitige Erbitterung wachrufen; aber wenn er unterbleiben soll, so hat Dr. Baltzberg seine Drohung und moralische Vergewaltigung zuerst rückgängig zu machen. Bitte, sorgen Sie dafür morgen in der Konferenz!"

„Ich will's versuchen!" versetzte der Oberlehrer, als er nun sah, daß fast alle seine Zöglinge mit Heinrich Emanuel einer Meinung waren.

Der Religionslehrer Dr. Blatzberg, ließ sich nicht umstimmen. Einige Lehrer standen an seiner Seite, und so begann der Kampf. Die ganze Untersekunda blieb von dem Empfang der Sakramente fern. Das erregte in dem bigotten Städtchen furchtbares Aufsehen, und Heinrich Emanuel geriet in allgemeinen Verruf. Sein Vater wurde benachrichtigt, und er kam, den Knaben zur Rede zu stellen. Heinrich Emanuel wies alle Angriffe auf sein religiöses Pflichtgefühl zurück. „Darum handelt es sich hier nicht, sondern um den Kampf gegen Hinterlist und Ungerechtigkeit, und da werde ich nicht nachgeben!" sagte er.

Und der Kampf wuchs weiter. Neue verschärfte Gesetze gegen den Besuch der Wirtshäuser wurden erlassen. Die Polizei wurde mit herangezogen, und dem Wirte, welcher Gymnasiasten Bier verschänke, ward die Schließung der Wirtschaft bis zu vier Wochen angedroht. Als Heinrich Emanuel nun wenige Tage später in der versteckten Gymnasiastenkneipe wieder erschien, fuhr der Wirt ihn an: „Was, so einem Lumpen, so einem Kerl, der die ganze Gesellschaft in Alarm bringt, soll ich Bier geben? Mach', daß Du

hinauskommst, oder Du wirst sehen, was Dir passiert! Und eins sage ich Dir, laß mich erfahren, daß Du anderswo kneipst, so werde ich Dich anzeigen und für Deine Weiterbeförderung sorgen." — So war nun die Sprache des Mannes, der die Gymnasiasten bisher stets mit „meine Herren!" kajoliert und alle Wünsche in zuvorkommendster Weise erfüllt hatte. — Heinrich Emanuel ging aus seinem Hause mit dem Entschluß, dem Kerl das heimzuzahlen.

Wenige Tage später ward er von seinem Oberlehrer in das Privatzimmer gerufen. „Deine Aufführung beweist einen hohen Grad religiöser und moralischer Verkommenheit," ließ der Mann ihn nun hören, „und wenn das nicht bald anders wird, werde ich Deinen Vater bitten müssen, mein Haus von Deiner Gegenwart zu befreien."

Heinrich Emanuel wurde erregt und frug trotzig nach der Ursache dieser Beschuldigung.

„Die werde ich Dir nicht erst zu nennen brauchen," erwiderte der Oberlehrer.

„So?" blitzte Heinrich Emanuel los. „Wenn Sie glauben, sich ganz allgemeine Anschuldigungen und Urteile erlauben zu dürfen, ohne die Ursache nennen zu müssen, auf der jene beruhen, so werde ich meinen Vater bitten, mich aus Ihrem Hause zu nehmen. Aber das sage ich Ihnen, vom Gymnasium gehe ich nur, wenn ich offiziell weggejagt werde. Ich werde hier bleiben und abwarten, was man sich noch gegen mich erlauben wird."

Den lautgewordenen Wortwechsel hatte die Frau Oberlehrer draußen gehört. Jetzt kam sie herein und redete sofort zum Guten. Heinrich Emanuel bestand darauf, den Grund jener Anschuldigung zu erfahren.

„Das hat Väterchen viel zu ernst genommen," bemerkte sie lächelnd. „Du ziehst das Zimmermädchen

zu viel auf und hast Dich auch mit ihr herumgebalgt. Dann hat mein Annchen sich beklagt, daß Du sie zu drei Küssen mehr gezwungen hättest, als sie im Pfänderspiel verloren hat. Aber das sind ja lauter Kindereien."

„So, wenn das alles ist," versetzte Heinrich Emanuel, „so möchte ich Sie nur bitten, auch das zu sehen, was hier im Hause und anderswo von Ihren Zöglingen getrieben wird. Wenn Sie das erst wissen, werden Sie über meine moralische Verkommenheit bald anders urteilen lernen."

Da aber brach die Frau Oberlehrer sofort ab. Sie mochte wohl eine Ahnung davon haben, daß kaum einer ihrer Zöglinge, selbst ihre Söhne, weiter Schüler des Gymnasiums bleiben könne, wenn das in offene Diskussion gezogen würde, worauf Heinrich Emanuel hier anspielte.

Jawohl, auch dem kräftig und gesund aufblühenden Jüngling war manchmal die Lust erwacht, der Göttin Venus den Apfel zu überreichen, und in den Zaubergärten Armidas hatten seine Gedanken und Phantasieen mit Wollust geschwelgt, aber er suchte diese Zaubergärten jetzt auch in der Wirklichkeit, und nichts vermochte ihn, die schalen und traurigen Lüste, die ihm da von den Kameraden und ihren merkwürdigen Freundinnen geboten wurden, statt ihrer zu nehmen. Mit tiefem Ekel hatte er sich abgewendet, als er einmal dazu kam, wie sich Gymnasiasten und Mädchen auf einer Bank maßen. Das Mädchen legte sich unten, der Junge drauf, und die Umstehenden konstatierten unter allerlei lüsternen Zoten, wer der größere sei. Was Heinrich Emanuel suchte, was er sehnte, war Liebe, so heiße und beglückende Liebe, wie sie sich nur ein knospendes Menschenkind zu träumen vermag. Aber die wenigen Schritte, welche er, der Begierde nachtaumelnd, sich auf jenes Gebiet vorgewagt hatte,

auf welchem die Mehrzahl seiner Kameraden sich lustig herumtummelte, war er jäh wieder zurückgefahren vor dem moralischen Gestank, der ihm aus jener Richtung entgegenbrütete. Das, was er suchte, war da nicht zu finden. Und nun sollte gerade er der moralisch Verkommene sein, während die unverblümte und unverborgene Schweinerei der andern übersehen wurde.

Heinrich Emanuel befand sich in einem merkwürdigen Zustand. In ihm kochte und gährte es. Irgend wo mußte die Flamme heraus. Der Religionslehrer behandelte ihn niederträchtig, und aufgerufen, gab der Junge einfach keine Antwort mehr. Der Rektor machte Anspielungen; der erste Oberlehrer bog zwar bald wieder ein, denn im Grunde hatte er ein durchaus menschenfreundliches Herz und wußte mit Knaben umzugehen. Er hatte sich nur einen Augenblick verhetzen lassen. Die Frau Oberlehrer mit ihrer Menschenkenntnis und Güte gewann bald wieder die Oberhand und suchte zu mildern. So erreichte sie es denn auch, daß wenigstens nach dieser Seite die Wut Heinrich Emanuels nicht ausbrach. Der Religionslehrer und der Wirt — auf diese beiden konzentrierte der Junge nun seine Rachegedanken.

Eines Nachmittags promenierte er durch die Weinberge. Eine ganze Kohorte seiner Mitschüler begleitete ihn. Einige von ihnen hatten bei dem Wirte ähnliche Erfahrungen gemacht wie Heinrich Emanuel, und der Zorn der Knaben war ziemlich allgemein. In den Weinbergen hatte dieser Wirt einen großen Glaspavillon, wo er im Sommer wirtete und Volkskonzerte veranstaltete. Kürzlich war an der Mauer, die diesen Teil des Weinberges umgab, Bauschutt abgeladen worden. Heinrich Emanuel ergriff einen Ziegelstein und schmetterte ihn in den Glaspavillon. Das klimperte und klirrte so schön, daß seine Genossen bald dem Beispiele folgten, und wenige Minuten nur, und

keine Scheibe war mehr ganz. Ja, an einzelnen Teilen hatte die Wucht der Geschosse die Fensterkreuze direkt durchgeschlagen. Eben wollte Heinrich Emanuel mit einer Mordsbombe den Abschluß machen, als der Herr Bürgermeister in ihrer Mitte stand. Keiner hatte sein Kommen bemerkt, aber aus den Fragen, die er stellte, merkten alle sofort, daß er keinen andern hatte werfen sehen als eben nur Heinrich Emanuel. „Dir wird Dein Bombenwerfen schon verleidet werden," drohte der Bürgermeister und schickte die Knaben nach Hause. Natürlich wurde die Sache sofort verfolgt. Dem Wirte wurde es freigestellt, ob er die Polizei oder das Rektorat um Hilfe anrufen wollte. Geschah das erstere, so wurde die Sache sehr ernst. Aber der gesunde Instinkt der Bürgerschaft wendete das ab. Das Städtchen war froh ob seiner Schule. Mancher Einwohner verdiente von den vielen Auswärtigen einen guten Groschen. Das Progymnasium sollte außerdem von der Regierung auf den Aussterbeetat gesetzt werden. Dagegen wehrte sich die Bürgerschaft mit aller Macht. Kam nun eine solche Geschichte hinzu, so fürchtete man, die Regierung werde dieselbe als neuen Grund ergreifen, ihren Plan dennoch durchzusetzen. Ein weiterer Grund war, daß einige der angesehensten Familien durch ihre Söhne direkt bei der Sache beteiligt waren. So blieb dieselbe in der Schule und kam einfach vor die Konferenz.

Abgemacht ward von vornherein unter den Schülern, daß der materielle Schaden gemeinsam zu ersetzen sei; abgemacht ward ferner, daß Grünauer, der allein gesehen worden war, auch allein beschuldigt werden sollte. Heinrich Emanuel hatte das selbst so bestimmt. „Wenn ich allein fortgejagt werde, leidet nur einer, im andern Falle viele. Also seid klug und schiebt ruhig alle Schuld auf mich!" ermahnte er seine Genossen. Und diese thaten wie ihnen geheißen worden

war. Aber die Konferenz glaubte den Anklägern nicht, und als Heinrich Emanuel zuletzt erschien, redete der Rektor ihn an:

„Grünauer, Du hast, so viel ich weiß, bisher zu Lügen keine Zuflucht genommen. Du wirst es auch jetzt nicht thun. Alle haben Dich beschuldigt, allein da draußen jene Verwüstungen angerichtet zu haben, und das ist nicht wahr. Also sage, was Du zu sagen hast!“

„Ich habe,“ begann Heinrich Emanual ruhig und fest, „den ersten und den letzten Stein geworfen, ich allein, und kein andrer als ich. Weiter habe ich nichts zu melden.“

„Bleibst Du bei dieser Aussage?“ war die Gegenfrage.

„Ja!“ erwiderte Heinrich Emanuel.

„Besinne Dich und erschwere die Sache nicht durch Unwahrheit, die Dir und Deinen aus absolut falscher Großmut in Schutz genommenen Kameraden doch nichts nützen wird! Denn damit ich es Dir gleich sage, die Konferenz hat beschlossen, alle zusammen, die damals in Deiner Gesellschaft waren, mit der gleichen Strafe zu belegen. Also besinne Dich und bleibe nicht bei einer offenbaren Unwahrheit! Es würde mir leid thun, auch noch einen Lügner in Dir sehen zu müssen.“

Und Heinrich Emanuel folgte der Mahnung des Rektors und besann sich folgendermaßen: „Wenn alle gleich bestraft werden, so wird keiner fortgejagt, denn siebzehn Mann jagt man nicht so ohne weiteres fort, zumal wenn zwei Lehrerssöhne dabei sind. Die Strafe wird also nicht allzu hart sein.“ Und den Schluß seines Besinnens sprach er darum laut aus: „Es würde mir leid thun, wenn die Konferenz sich zu einer Ungerechtigkeit fortreißen ließe und Schüler bestrafte, welche eine Strafe nicht verdienen. Im übrigen lehne ich den Vorwurf der Lüge direkt ab und bleibe bei meiner ersten Aussage.“

In diesem Augenblick schob der Protokollführer dem Rektor lächelnd das Protokollbuch hin und wies mit der Feder intensiv auf eine Reihe von Worten. Auch der Rektor mußte ein Lächeln verbeißen, als er Heinrich Emanuel jetzt entließ.

Den draußen harrenden Kameraden verkündete der Befreite sofort: „Kinder, es geht gut! Die Sache ist nicht gefährlich.“ Bald folgte die Bestätigung seiner Aussage, indem der Rektor den Verbrechern sämtlich Hausarrest für die drei bevorstehenden Fastnachtstage von zwei Uhr nachmittags an verkündete. Der Schaden, auf einhundert und siebenundsechzig Mark berechnet, war gemeinsam aus den Taschengeldern der Schüler zu entrichten.

Im Städtchen hatte man Wind von der Konferenz bekommen. Ebenso war die Sache selbst durch Übertreibungen furchtbar vergrößert worden. „Einer hat eine mit Pulver gefüllte Bombe geworfen,“ hieß es da, und als die Schüler nun aus der Konferenz herauskamen, standen auf der Straße einige Gruppen beieinander und unterhielten sich. Da ertönte aus einer der Gruppen heraus: „Da kommt der Bombenhein!“ Und gleich wieder: „Na, Bombenhein, wie ist es da drinnen ergangen?“

Heinrich Emanuel trat auf den Rufer zu und verbat sich höflich derartige blödsinnige Benennungen. Der Protest nützte nichts. Der Name klang und der Name blieb. Der Junge hatte seinen ominösen Spitznamen weg und figurierte in der Klatschgesellschaft jenes Städtchens fortan nur mehr als „Bombenheinrich.“ —

In dem Städtchen gab es einen reichen Junggesellen, der sich eine Freude daraus machte, junge Leute um sich zu sehen und zu bewirten. Er war zugleich die Quelle, aus welcher die Gymnasiasten manche Urteile der „öffentlichen Meinung“ und Bruch-

stücke aus den Gesprächen der Kasinogesellschaft erfuhren. Hier wurde Heinrich Emanuel auch darüber unterrichtet, was über den Vorfall für eine Rede ging. „Ein energischer Bengel!“ hatte der Kreisphysikus gesagt, und der Bürgermeister hatte gelächelt dazu. „Übrigens darf sich der klotzige Wirt in acht nehmen,“ hatte ein dritter gemeint, „denn dieses Attentat ist ja nur durch Zufall mißglückt, ein anderes wird folgen und nicht mißglücken, denn die Aufregung bei den Jungens gegen diesen Menschen ist groß.“ So erfuhr Heinrich Emanuel auch, daß eine andere fidele Gesellschaft, welche der Musikmeister des Städtchens präsidierte, ihre Zusammenkunft zum Frühschoppen in ein anderes Lokal verlegt habe; er erfuhr ferner, daß der Wirt sich in Drohungen gegen ihn ausgelassen, und die feindliche Stimmung desselben ward noch offenkundiger durch eine Anzeige einiger Kameraden Heinrichs, welche in der Nachbarschaft gekneipt hatten. Die Anzeige hatte keine große Folge, aber sie erhitzte die Gemüter gegen den Wirt nur noch mehr.

Eines Nachmittags wurde bei dem Wirte ein Faß Bier bestellt. Aber es sollte oben an der alten Burgmauer abgeliefert werden. Eine Gesellschaft beabsichtige auf dem Berge im Freien ein kleines Fest zu feiern. Das Fäßchen kam an, die „Gesellschaft“ war anwesend, aber die Gesellschaft waren Gymnasiasten. Heinrich Emanuel bezahlte den Überbringer und gab ihm ein Schweigegeld. Der Mann verschwand lächelnd, und die Gymnasiasten trugen das Fäßchen direkt in das an der Mauer gelegene kleine Weinberghäuschen. Auch dessen Besitzer war jener Wirt. Hier wurde das Faß fröhlich geleert, und in fidelem Zuge ging es dann wieder hinab in die Stadt und nach Hause. Der Oberlehrer merkte sofort, daß wieder „gekneipt“ worden war. Er befahl Heinrich Emanuel zu sich hinüber

und fuhr ihn an: „Wo seid ihr gewesen? Ihr habt Bier getrunken!“

Heinrich Emanuel leugnete das nicht. Er gab getreulich den Wirt als Lieferanten an und nannte ebenso den Ort, wo das leere Faß noch liege. Seine Kameraden hatten in gleicher Weise für Verbreitung der „unglaublichen“ Geschichte gesorgt. Die Sache wurde natürlich sofort wieder untersucht, das leere Faß als dem Wirte gehörig erkannt, ebenso konstatiert, daß es auf seinem Grund und Boden geleert worden war. Der Wirt wurde zitiert, seine Verteidigung war eine furchtbar konfuse; man glaubte ihm nicht, und sein Lokal wurde auf acht Tage geschlossen. Der Jubel unter den Gymnasiasten war groß, denn es war obendrein festgestellt worden, daß ein dem Wirte bekannter Gymnasiast das Bier bestellt hatte und zwar ihm persönlich. Wohl hatten die Schüler gekneipt, aber Bier zu trinken war ihnen nicht verboten, sondern nur der Wirtshausbesuch. So konnte man ihnen nicht viel machen. Der Wirt war kuriert. Er schimpfte nicht mehr und befleißigte sich eines anständigen Benehmens fortan, denn diese Sache war ihm doch „sehr nahe“ gegangen, abgesehen davon, daß der Kreis seiner Stammgäste sich auch dadurch gar sehr gelichtet hatte, daß alle Brüder, Väter, Vettern und ältere Freunde von Gymnasiasten sein Lokal nicht mehr besuchten.

Diese Sache war kaum erledigt, als der Rektor den Besuch des Schulrates ankündigte. Heinrich Emanuel hatte mit mehreren andern eine Eingabe an das Provinzialschulkollegium gegen die Drohungen des Religionslehrers gemacht. Eine Antwort war nicht eingelaufen. Jetzt aber wußte Heinrich Emanuel, daß die Stunde der Entscheidung nahe, und er nahm sich zusammen. Wie keiner war er auf das in der Religion

und im Deutschen bisher durchgenommene Pensum präpariert. Der Schulrat kam, besichtigte die Schule und wohnte zwei Tage dem Unterrichte bei. Kleine Prüfungen der Schüler wurden bei dieser Gelegenheit vorgenommen. Auch in der Religion wurde geprüft. Heinrich Emanuel hatte die Mitte der zweiten Bank inne. Zwei andere Sekundaner behaupteten die Eckplätze rechts und links von ihm. Der Rechte wurde gefragt und blieb die Antwort schuldig. Da übersprang der Religionslehrer Heinrich, welcher in der Mitte saß, und wendete sich mit seiner Frage direkt an den Linken. Der Schulrat stutzte, und als die gleiche Manier noch einmal wiederholt wurde, sagte er dem Religionslehrer ruhig: „Bitte, Herr Doktor, der Reihe nach zu fragen!“ — Der Herr Doktor wurde rot, trat mit seinem Notenbüchlein dicht an den Schulrat heran und wies ihm die Noten Heinrich Emanuels. „Von Grünauer,“ sagte er dann mit scharfer Betonung und drohender Fixierung, „habe ich während des ganzen Jahres nur ungenügende Antworten erhalten, und mit solchen möchte ich daher den Herrn Schulrat verschonen.“

Da erhob sich Heinrich Emanuel sofort und sagte, wenn auch bescheiden, so doch energisch: „Bitte den Herrn Schulrat, mich nur zu fragen.“

„Weißt Du denn etwas?“ war die Gegenfrage.

„Jawohl, Herr Schulrat, alles!“

„Nun, wenn er alles weiß, so fragen Sie ihn bitte einmal, Herr Doktor!“

Und der Religionslehrer begann zu fragen, und Heinrich Emanuel blieb keine Antwort schuldig. Dr. Blatzberg schien das sehr unangenehm zu sein, und so änderte er plötzlich seine Fragen.

„Das ist hier im Unterrichte noch nicht durchgenommen worden,“ fiel Heinrich Emanuel sofort ein, „aber ich kann Ihnen die Antwort, wenn Sie sie

wünschen, doch sagen, da ich zufällig für mich selbst weiter gearbeitet habe.“ Das schien dem Dr. Blatzberg noch unangenehmer zu sein; er wurde verlegen, der Schulrat aber forderte zur Antwort auf, und Heinrich Emanuel gab sie.

„Gut! Bitte fragen Sie noch einiges,“ wendete sich der Schulrat wieder an den Religionslehrer, „aber möglichst von dem Stoffe, der hier bereits behandelt wurde!“

Und Heinrich Emanuel blieb auch weiter keine Frage schuldig. Nur mußte er den Herrn Doktor noch einmal darauf aufmerksam machen, daß „auf diese neue Frage keine präzise Antwort gegeben werden kann, da sie unpräzise und hinterhaltig gestellt ist.“ Nach kurzer Zeit brach der Schulrat ab und erhob sich.

„Herr Doktor, Sie haben mir diesen Schüler — Grünauer, so glaube ich, heißt er — als einen schlechten bezeichnet. Aber seine Antworten hier waren die korrektesten und fließendsten, welche ich überhaupt zu hören bekam. Wie stimmt das mit ihren Noten?“

Dr. Blatzberg zuckte die Achseln und sagte: „Ich weiß es nicht; ich bin sehr erstaunt, daß der Junge nun auf einmal alles weiß, während ich von ihm bisher keine Antwort herauszubringen vermochte.“

„Bitte, Herr Schulrat, ich weiß es, und, wenn Sie Aufklärung wünschen, werde ich sie Ihnen geben,“ fiel Grünauer ein, als die fragenden Blicke des Schulrats nun zu ihm herüberkamen.

„Da bin ich doch sehr neugierig. Also!“ forderte der Schulrat Heinrich Emanuel auf.

Und Heinrich Emanuel begann ruhig und klar zu berichten: „Als jene Verfügung des Ministeriums über den Kirchenbesuch und den Empfang der Sakramente bekannt gegeben wurde, fügte der Herr Doktor die Drohung an, er werde jedem die Zensur „Nicht genügend“ geben, der von der erteilten Freiheit Gebrauch

machen und sich nicht wie bisher an den üblichen gottesdienstlichen Handlungen beteiligen würde. Es lag wohl so ziemlich allen meinen Mitschülern und ebenso mir fern, uns irgend einer der Pflichten zu entziehen, welche die Kirche uns auferlegt, aber die Bemerkung des Herrn Doktors entzog die Pflichterfüllung unserem freien Willen und unterstellte sie einem moralischen Zwang, den außerdem jenes ministerielle Reskript direkt verbot. Das aber empörte uns alle, und wir beschlossen eine gemeinsame Demonstration, indem wir genau das thaten, was jene Verfügung uns gestattete. Da man mich nun für den Anstifter hielt, schritt man mit allen möglichen Zwangsmitteln gegen mich vor. Ich bekam zu hören, daß ich ein religiös und sittlich tief verkommener Mensch sei. Der eine chikanierte mich auf diese, der andere auf jene Art. Alle aber überbot Herr Dr. Blatzberg. Im Unterrichte stellte er keine Frage mehr an mich, ohne ihr eine höhnische, verletzende und selbst beleidigende Bemerkung vorauszuschicken. Er zeigte mich einmal an, ich hätte auf der Straße geraucht. Ich sollte bestraft werden, wehrte mich aber dagegen, da ich mir dieses Vergehens nicht bewußt war. Zu näherer Erklärung gedrängt, kam die Sache so heraus, daß ich in dem Fenster meines Zimmers gesessen und die Pfeife nach außen hatte herunterhängen lassen. Der Rektor lächelte bei dieser Schilderung, aber meine zwei Stunden Arrest bekam ich trotzdem. Ich aber sage: das war eine reine Chikane und Ungerechtigkeit. Dann wandte man sich an meine Eltern und entwarf ihnen ein erschreckendes Bild von meinen Unthaten. Worin diese positiv bestanden, weiß ich zwar bis heute noch nicht, da mir keine direkten oder speziellen Vorwürfe gemacht wurden, sondern nur allgemeine, auf welche ich nichts erwidern, welche ich nicht widerlegen konnte. Solche Behandlung erregte mich aufs äußerste.

Es lag eine Mißachtung in der ganzen Art und Weise, wie Herr Dr. Blatzberg seine Fragen an mich richtete, daß ich es nicht mehr für nötig, ja unter meiner mir selbst schuldigen Achtung fand, auf seine Fragen noch weiter zu antworten. Das gleiche Schicksal ward einigen andern meiner Mitschüler zu teil. Es sind dieselben, welche die Eingabe an das Provinzialschulkollegium mit mir unterzeichnet haben. Diese Eingabe entstammte dem direkten Gefühl, daß wir hier nicht mehr zu unserm Rechte zu kommen vermöchten. Das aber betone ich Ihnen gegenüber hier: es lag uns durchaus fern, uns irgend einer unsrer religiösen Pflichten zu entziehen. Wenn es aber jetzt im Verlaufe der Zeit dahin gekommen ist, daß ich mir über diese Art von Religion, die durch Zwangsmittel und niederträchtige Hetzereien zu wirken sucht, meine besondern Gedanken gemacht habe, so mag Herr Dr. Blatzberg dies als eine direkte Folge seines Vorgehens gegen mich betrachten. Liebe predigen und innerlich nichts von Liebe wissen, das ist ein Widerspruch, der mir die ganze Religion, welche solche Dinge erzeugt, verdächtig machen könnte."

Dr. Blatzberg hatte mehrere Male versucht, dem Knaben in die Rede zu fallen. Der Schulrat aber hatte abgelehnt. Nachdem Grünauer nun geendet, meinte der Religionslehrer bissig: „Ich glaube, der Herr Schulrat werden aus den Worten Grünauers genugsam erkennen, weß' Geistes Kind er ist."

„Das habe ich allerdings erkannt," versetzte der Schulrat ernst. „Die Sache erscheint mir indeß wichtig genug, um sie in weitere Beratung zu ziehen. Und ich bitte die Herren, dies sofort mit mir thun zu wollen. Entlassen Sie die Schüler auf eine Stunde, nur Grünauer soll bei der Hand bleiben."

So geschah es. Die Schüler begaben sich auf den

Turnplatz, die Lehrer ins Konferenzzimmer, Grünauer wurde angewiesen, hier im Schulzimmer zu warten.

„Und wenn ich stante pede fortgejagt werde, diesmal lasse ich nicht aus, bis alles gesagt ist, was gesagt werden muß!“ murmelte er für sich allein daher. Nach einer halben Stunde trat der erste Oberlehrer ein und meinte, Heinrich Emanuel habe sich eine böse Revanche geholt. Dann nahm er ihn mit ins Konferenzzimmer. Der Schulrat begann bei seinem Eintritt sofort:

„Ich habe weitere Erkundigungen über Dich eingezogen. Eigentlich direkte Anklagen liegen allerdings nicht gegen Dich vor. Aber allgemein tadelt man Dein zu freies Betragen. Beweisen könne man Dir nicht, daß Du der Anstifter aller Unthaten bist, aber man hat doch den Argwohn, daß die meisten Deinem Kopfe entsprungen. Auf den Rat des Herrn Rektors und des ersten Oberlehrers haben wir beschlossen, Dich selbst darüber zu fragen, da beide Herren meinen, mit direkten Unwahrheiten gebest Du Dich nicht ab, wenn Du zuweilen auch in Deiner Verteidigung zu echten und rechten Advokatenkniffen Deine Zuflucht nähmest. Mit denen wirst Du nun bei mir nicht durchkommen, und darum frage ich Dich: bist Du vor Deinem Gewissen wirklich so ein Anstifter, und glaubst Du, daß Dein Betragen vielen Deiner Mitschüler zum Ärgerniß gereichen könnte?“

Heinrich Emanuel erwiderte: „Nein! Was ich gethan habe, war kein Angriff gegen irgend eine der Ordnungen, welche die Schule betreffen, sondern vor meinem Gewissen nichts andres, als eine Verteidigung gegen Angriffe, welche von andrer Seite gegen mich gerichtet wurden. Bei dieser Verteidigung habe ich mich allerdings der Mittel bedient, welche mir zur Hand waren, und dabei mag es manchmal vorgekommen sein, daß eines der Schulgesetze verletzt wurde. Das aber war nicht Absicht und nicht Zweck, sondern höchstens Mittel

zum Zweck, und der Zweck war allein, mich meiner Haut zu wehren. Will man mir aber das zum Vorwurfe machen, so mache ich meinen Lehrern hier, vielleicht mit einer einzigen Ausnahme, den Vorwurf, daß sie das Verhältnis von Lehrer zu Schüler als ein von Natur feindliches aufzufassen scheinen. Diese Auffassung habe ich nicht geschaffen, sondern fand sie bei meinem Eintritt hier vor; sie war mir nicht neu, aber sie war mir verhaßt und um so verhaßter, als ich in der Anstalt, welcher ich früher angehörte, erfahren hatte, daß diese Auffassung keine notwendige ist und sein muß. Hier in der Schule erfuhr ich zuerst den erbärmlichen Grundsatz, daß man jeden Menschen für einen Halunken zu betrachten habe, bis er uns das Gegenteil bewiesen. Dieser Grundsatz wurde öffentlich in der Klasse von einem der Lehrer geäußert, und es schien mir bald, daß dieser Grundsatz auch hier an der Schule der ganzen Praxis zu Grunde liege. Wie aber, wenn nun die Schüler denselben einmal ihren Lehrern gegenüber zur Anwendung bringen wollten? Ja, schütteln Sie nur den Kopf, Herr Rektor, ist der Satz Wahrheit, so ist er Wahrheit nicht nur für diesen oder jenen, sondern für alle, auch für uns. Aber zum Kuckuk ist damit das ganze Vertrauen, wie es in solchem Verhältnisse herrschen muß und unbedingt herrschen muß. Wenn also ein Lehrer von Anfang an als mein Feind auftritt, so muß er sich nicht darüber wundern, wenn ich ihn nicht als Freund behandle. So, und nun habe ich gesagt, was ich zu sagen hatte."

Heinrich Emanuel hatte ruhig gesprochen; er hatte, trotzdem der Inhalt immer ernster wurde, doch zuletzt einen fast heiteren Ton angeschlagen. Als er nun schloß, machte der Ordinarius der Untertertia einen Versuch, gegen Heinrich Emanuel mit einer Polemik loszudonnern. Aber wie erstaunt war er, als der

Schulrat nun einfach zu lachen begann, und auf dieses Zeichen hin der größere Teil der anwesenden Herren sich ebenso zu lachen erlaubte. Nur einer blieb jetzt noch sehr ernst, der erste Oberlehrer. Er trat an Heinrich Emanuel heran und meinte: „Du hast jedenfalls manche zufällige und vielleicht auch unvorsichtige Bemerkung oder auch einen augenblicklichen Vorwurf viel zu ernst und allgemein aufgefaßt. Aber ich denke, mein Junge, daß wir zwei von jetzt ab Freunde sein werden, und ich werde es wohl auch dahin bringen, daß Du den andern Lehrern gegenüber ein größeres Vertrauen an den Tag legst, als Du ihnen bisher bewiesen hast. Ich meine darum," wandte er sich an den Schulrat und die anwesenden Lehrer, „wir lassen die Sache nun auf sich beruhen, nachdem wir uns hier ausgesprochen haben, und Grünauer die Gelegenheit ward, hier einmal gründlich abzuladen, was ihm sein Herz beschwerte." Der Schulrat nickte beifällig. Und nun trat auch der Religionslehrer mit bittersüßem Lächeln auf Heinrich Emanuel zu und sagte:

„Ein großes Mißverständnis hat sich trennend zwischen uns beide hingelagert. Da Du nun aber erklärtest, es sei Dir nicht um einen Angriff gegen die Vorschriften unserer heiligen Kirche zu thun gewesen, sondern nur um eine Abwehr gewisser, wie Du glaubtest, unberechtigter Eingriffe meinerseits, so kann ich mich, der ich über Eure religiöse und moralische Gesundheit zu wachen habe, mit der Hoffnung zufrieden geben, daß fürderhin Dein Betragen zu keinem Ärgernis mehr Anlaß giebt, und Du den Weg wiederfindest, der zu Deinem und dem Heile Deiner Mitschüler führt. Nur eins sage ich Dir: das Wissen allein genügt nicht, um in der Religion eine ordentliche Zensur zu erhalten, sondern der Schüler muß auch zeigen, daß er das Gelernte verstanden hat und in seinem Leben

praktisch zu verwirklichen bestrebt ist. Und das letztere hoffe ich nun von Dir vor allem."

Rektor und Schulrat fügten noch je ein Schlußwort an, und Heinrich Emanuel wurde mit der Ermahnung entlassen: „Es ist nicht Sache der Schüler, die Worte und Handlungen der Lehrer zu kritisieren, sondern ein offenes und rückhaltloses Vertrauen darin an den Tag zu legen, daß das Wohl der Schüler von den Lehrern am besten bedacht wird."

Als Heinrich Emanuel nun im Kreise seiner Kameraden erschien, stürzte alles auf ihn zu und frug: „Wie ist's ausgegangen? Was hat's gegeben?"

„Gegeben hat's nichts," erwiderte der Gefragte. „Die da drinnen und ich sind nur die dicksten Freunde geworden!"

Alles lachte über die schnurrige Bemerkung, und aus der Corona ertönte es: „Ja, ja, der Hein! Der reinste Bombenhein!"

Wieder lachte alles, nur der Bombenhein lachte nicht. Ihm war dieser elende Name durchaus zuwider. — —

Heinrich Emanuel gab sich der falschen Hoffnung auf die „dicke Freundschaft" seiner Lehrer keinen Augenblick hin. Er war doch viel zu sehr mit seinen Gefühlen hervorgetreten, und die alte „Magisterpraxis" war doch viel zu tief eingewurzelt, um ein klares Verhältnis aufkommen zu lassen. Nur mit einem kam er in saubere Bahnen, mit seinem Oberlehrer. Derselbe rief ihn noch am gleichen Tage in sein Privatzimmer und sagte:

„Hast Du begriffen, warum ich einer weiteren Auseinandersetzung in der Konferenz die Spitze abbrach? — Deinetwegen, nur Deinetwegen! Denn wenn man auf Deine Anschuldigungen eingegangen wäre, würdest Du den kürzeren gezogen haben, und ich sage es offen, nicht weil Du unrecht hattest, sondern weil Deine zum Teil berechtigten Klagen nicht mehr einen

allein, sondern fast alle Lehrer trafen. Wie Du weißt, habe ich meine Aufgabe als Lehrer stets mehr darin erblickt, euer älterer Kamerad und Freund zu sein, aber ich hätte Dich im Stiche lassen und schweigen müssen in dem Augenblick, da Deine Ausführungen in ernste Diskussion gezogen worden wären. Denn Deine Anschauung und die hiesige Praxis lassen sich nicht vereinen, und entweder hättest Du weichen, oder ein großer Teil der Lehrer hätte sein Amt niederlegen müssen. Verstehst Du das?"

„Jawohl, sehr gut!" erwiderte Heinrich Emanuel. „Denn mein erster Gedanke war: und wenn man mich stante pede fortjagt! Sie sehen, daß ich wußte, was mir blühte."

„Eben darum, weil ich das Gefühl hatte, daß Du tollkühn vorgingest, habe ich die Sache abgebrochen, als es gerade noch Zeit war," versetzte der Oberlehrer.

„Dafür bin ich Ihnen dankbar," gab Heinrich Emanuel zurück. „Aber aus demselben Grunde halte ich es bei den andern für eine Feigheit, daß keiner wagte, mir anders, als mit gespreizter Autorität gegenüber zu treten."

„So könnte man es auslegen," sagte der Oberlehrer wieder, „wenn ich nicht wüßte, daß ein großer Teil der Lehrer denselben Grund hatte, nicht näher auf Deine Anschuldigungen einzugehen, den ich Dir nannte. Deinetwegen haben die Herren geschwiegen, und es war ein Glück, daß Du die Sache heiter und nicht mit prinzipiellem Ernste behandeltest."

„Dann thut es mir leid, daß ich nicht sackgrob geworden bin," erwiderte Heinrich Emanuel.

„Warum?" frug der Oberlehrer erstaunt. „Willst Du denn fortgejagt werden? — Etwas andres hättest Du doch nicht erreicht. Wir stehen hier mit dieser Praxis doch nicht allein, sondern überall bürgert sie sich mehr und mehr ein, je mehr jüngere Lehrkräfte

an die Stelle der alten treten. Und Du allein möchtest das ändern? Das ist ja Unsinn. Du wärest nur das Opfer, und daß ich es Dir gerade heraus sage, das einfältige Opfer einer Entwickelung geworden, die einmal da ist, und die kein einzelner aufzuhalten vermag. Also diesen phantastischen Gedanken schlag Dir für immer aus dem Kopf, mein Junge! Damit richtest Du nichts aus und schadest nur Dir selber."

Damit schloß die Unterredung. Heinrich Emanuel verließ das Privatzimmer in sehr gedrückter Stimmung. Wohl war er dem Oberlehrer von Herzen dankbar dafür, daß er ihm mit seiner Erfahrung an die Seite getreten war, aber: „Unrecht ist Unrecht, und es muß ein Mittel geben, es zu beseitigen." — Es war die frische Unbestochenheit seiner naiven Empfindung, die sich diesen Gedanken nicht ausreden ließ. Denn über jenen Rattenkönig von Unrecht, wie er die ganze Welt umspannte und von dem jenes Unrecht, welches er entdeckt hatte, doch nur ein minimales Schwanzendchen war, hatte er ja kein Urteil. Nur eine Ahnung davon würde sein junges Leben mit einer Schwere zu Boden gedrückt haben, unter der es sich niemals wieder hätte emporrichten können. Wie sie hätte sein müssen, so ungefähr sah er die Welt unter dem Einfluße seiner poetischen Erlebnisse und Erfahrungen, aber für die Wirklichkeit, wie sie war, hatte er nur mehr Augen, wenn sie ihm direkt auf den Leib rückte. —

Wenigstens ein kleines Resultat hatte seine Offenherzigkeit zu Tage gefördert: zu jener groben Feindseligkeit zwischen ihm und seinen Lehrern kam es in der Folgezeit nicht mehr, und Heinrich Emanuel erhielt zum Herbste das Zeugnis für Obersekunda, wenn ihm auch eine Nachprüfung im Griechischen aufgehalst wurde. Er hatte es bei seinen Eltern ohne große Mühe durchgesetzt, daß sie ihn schon jetzt von der Anstalt wegnahmen und ihn bei dem Rektor des

Königlichen Gymnasiums in B. anmeldeten. Die Nachprüfung im Griechischen bestand er glatt, und so trat er in Obersekunda ein.

Hier bekam er nun den vollen Geschmack der preußischen Gymnasialdisziplin, und dieser Geschmack war für ihn ein durchaus ekelhafter und widerlicher. Zum Ordinarius erhielt er einen Herrn, der auf dem Kasernenhofe seine höhere Ausbildung genossen zu haben schien, und gleich am ersten Tage ward die persönliche Stellung zwischen Lehrer und Schüler klar. Der Ordinarius kam in die Klasse mit dröhnender Sicherheit. Die Thüre hinter sich ließ er sperrangelweit offen. Er bestieg das Katheder und fixierte seine Leute durch zwei übereinander gesetzte goldene Kneifer. Heinrich Emanuel hatte einen der Eckplätze inne, welche der Thüre zu lagen. Es war ihm, als ob der Ordinarius nun gerade ihn ins Auge faßte, als er im Stentortone frug:

„Glauben Sie, ich mache die Thüre zu?"

Kaum war die Frage dem Gehege seiner Zähne entschlüpft, als die beiden andern Eckensitzer von ihren Plätzen wegstürzten, um gemeinsam die Thüre zu schließen. Heinrich Emanuel war sitzen geblieben. Der Diensteifer seiner beiden Mitschüler aber kam ihm nun so fürchterlich komisch vor, daß er laut herauslachte.

„Was fällt Ihnen ein, hier so zu lachen?" fuhr der Ordinarius ihn an.

„Ich lache, weil die zwei da auf Ihren Scherz so hereingefallen sind," gab Heinrich ruhig zur Antwort. „Ich hätte Ihnen die Thüre nicht zugemacht, da es unter anständigen Menschen Regel ist, daß der, welcher in ein Zimmer tritt, auch die Thüre hinter sich schließt. Die beiden aber fielen auf Ihren Spaß herein, und das erschien mir lächerlich."

„Glauben Sie," fuhr der schon über und über rot gewordene Ordinarius heraus, „daß ich mich hier in

Scherzen produziere? Da sind Sie gewaltig im Irrtum, und ich verbitte mir ein für allemal, etwas, was in meiner Gegenwart hier vorgeht, lächerlich zu finden."

Diese Anrede sollte „ein für allemal" alle Opposition zum Schweigen bringen und durch ihre Kühnheit blenden und imponieren. Indes blendete sie den Jungen nicht, noch imponierte sie ihm, sondern er fand sie leider ebenfalls lächerlich und abgeschmackt, und weil er nun einmal bei solchen Gelegenheiten den Mund nicht halten konnte, versetzte er dem Herrn sofort:

„Wenn Ihre Handlungsweise kein Scherz war und sein sollte, so war sie eine Abgeschmacktheit, und ich betone Ihnen nun ein für allemal, daß Sie nicht erwarten dürfen, daß ich jemals auf eine solche reagieren werde."

„Ja, was ist denn das? Bin ich hier Herr oder Sie? Glauben Sie," war die erdrückende Gegenrede, „daß ich hergekommen bin, um mich mit einem dummen Jungen herumzudisputieren? Was Sie zu thun haben, werde ich Ihnen schon zeigen. Und jetzt setzen Sie sich!"

„Schimpfen kann jeder," dachte Heinrich Emanuel und setzte sich. Der „Herr" war eingezogen und die „Sklaven" verstummten. Heinrich Emanuel überlegte sich, ob er nicht lieber gleich wieder zusammenpacken solle? Aber er blieb, ihn reizte die Erwartung des Kampfes.

Außer dem Ordinarius erteilte in der Klasse den Unterricht im Virgil der Direktor selbst. Dieser Mann verlegte sich darauf, nicht durch Kühnheit, sondern durch äußerste Korrektheit zu imponieren. Er war eine preußische Geheimratsnatur, trug das Kinn stets in fehlerloser Horizontale, ging Sommer und Winter im Überzieher und darunterbefindlichem Gehrock, und von seinen Lippen floß die Rede äußerster Verbindlichkeit. Wenn er den Virgil übersetzte und interpretierte, so klang es, als befinde er sich in einer Konversation

mit einem an Geist zwar überragenden, an äußerem Range aber eben noch zu bemerkenden Manne. Er schien den alten Römerdichter liebevoll zu protegieren. Natürlich blieb er dabei stets in den Grenzen gesellschaftlichen Anstandes. Er begeisterte sich nie, er tadelte aber auch nie, wenn ein Vers ihm inhaltliche oder formelle Bedenken erregte. Er behandelte den Römer, wie einen Mann, der nun einmal da ist, und weil er da war, so erschien es dem Direktor besser und vorteilhafter, ihn mit Noblesse zu protegieren, als womöglich Krakeel mit ihm zu bekommen. Daß dem lateinischen Sänger dabei hin und wieder in feiner Weise eingerieben wurde, eine wie große Ehre es eigentlich für ihn sei, an einem königlich preußischen Gymnasium von einem königlich preußischen Gymnasialdirektor behandelt zu werden, war selbstverständlich. Im übrigen war der Direktor ein äußerst harmloser Mann, den keiner der Schüler und keiner der Lehrer und keiner der Verehrer seiner schönen Frau eigentlich ernst nahm.

Neben dem Direktor stand ein alter preußischer Offizier als Lehrer des Französischen und des Homer. Der Mann war ein durch und durch biederer und edler Charakter, und in dieser Wüste die Oase, an der sich alle erfrischten. Es stack ein Stück Revolutionär in ihm. Er schimpfte wie ein Rohrsperling, aber auch sein Schimpfen war von solcher Menschenliebe durchströmt, daß man ihm seine „Schweinhunde“ absolut nicht übel nahm. Der Geschimpfte lachte und der Professor lachte und die ganze Klasse lachte, und die ganze Sache war in allerbester Ordnung. Unsern Heinrich Emanuel schloß er von Anfang an in sein Herz. Der Junge wohnte bei seinen Eltern. Jeden Tag trug ihn der Zug zur Stadt zweimal herein und zweimal hinaus. Der eine Zug am Nachmittag ging Punkt vier Uhr, der andere erst zwei Stunden

später. Den ersten konnte Heinrich Emanuel nur erreichen, wenn er den Unterricht zehn Minuten vor dem offiziellen Schluß verlassen durfte. Er hatte seine Lehrer um Erlaubnis gebeten, aber keiner hatte sie ihm gegeben, mit Ausnahme Professor Marburgs, aber er wollte jedesmal erinnert sein. War es nun 3¾ Uhr geworden, so kam es stets vom Katheder herab:

„Grünauer, göttlicher Sauhirt, schläfst Du wieder?"

„Nein, Herr Professor, aber es ist noch fünf Minuten zu früh."

„Ach was, lächerlicher Schafskopf, mach', daß Du fortkommst! Wir sind alle froh, wenn Du uns von Deiner ranzigen Gesellschaft befreist."

Die ganze Klasse brüllte vor Lachen, und Heinrich Emanuel folgte dem Befehl augenblicklich.

Leider kam der Homer bei diesem Manne doch etwas zu kurz, denn er interpretierte ihn so gründlich, daß in einem halben Jahre nicht mehr als 147 Verse der Ilias abgehandelt wurden. Allerdings waren der Verweise und Vergleiche mit andern Stellen so viele, daß Heinrich Emanuel, der bei der Privatlektüre stets dem Prinzip folgte, ein Buch von Anfang bis zum Ende durchzulesen, sehr bald merkte, wie ihm das Verständnis leichter und leichter wurde, und das Lesen rascher von der Hand ging. Um die Schüler nun nicht durch ewiges Wühlen im rein Formalen und Technischen ganz zu ermüden, nahm der Professor hin und wieder eine ganze Stunde dazu her, aus einer trefflichen Übersetzung den Inhalt eines ganzen Buches oder besonders schöner Stellen den Schülern bekannt zu geben, und diese Stunden waren Feststunden für alle. Da verzichtete auch Heinrich Emanuel darauf, zehn Minuten früher entwischen zu dürfen.

Zwei weitere Lehrer in Obersekunda waren die

Professoren für Mathematik und Geschichte. Der Letztere war ein alter und abständiger Herr, der so komisch war, daß es in seiner Unterrichtsstunde stets nur Tollheiten gab. Der Erstere war ein kleiner Mann mit blauer Brille, der seine Sache außerordentlich gut verstand, aber leider kein Talent besaß, seinen Schülern etwas klar zu machen. Die Falte der Not und Gewissensangst legte sich zwischen seine Augenbrauen, wenn er zur Tafel trat, um an einem Beispiele die Theorie zu erläutern. Heinrich Emanuel hatte stets Mitleid mit dem Manne, der ihm nichts beizubringen verstand und doch alle mögliche Mühe darauf verwendete, das mathematisch undisziplinierte Gehirn etwas empfänglicher zu machen für diese Buchstaben- und Figurenweisheit.

Der letzte und die Krone von allen war der Religionslehrer Dr. Helmschmied.

„Wie heischt Du?" wandte er sich an den neu Aufgenommenen in der ersten Stunde.

„Grünauer!" war die Antwort.

„Bischt Du ein Verwandter von dem Grünauer, der seinerzeit in Münschtereifel war?"

„Jawohl, ein Vetter!"

„Na, dann wirscht Du ja auch ebenso frech sein, wie der."

Heinrich Emanuel wußte auf diese sonderbare Einführung nichts anders zu erwidern, als:

„Das müßten Sie doch erst einmal abwarten."

„Ich hab's ja gesagt, gerade so frech, genau so frech, wie der andere," war die verblüffende Antwort. „Aber nun sag' einmal, mein lieber Grünauer, was haben wir denn in der letzten Stunde durchgenommen?"

Heinrich Emanuel erwiderte: „Ich war in der letzten Stunde ja noch gar nicht hier. Ich bin doch erst neu hinzugekommen."

„Seht Ihr, genau so frech, gerade so frech, wie

der andere! Aber ob Du hier warscht oder nicht, geht mich gar nischt an, ganz und gar nischt. Wissen muscht Du, was vorgenommen ischt, und wenn Du es mir in der nächschten Stunde nicht sagen kannscht, so bekommscht Du Nummro Fönf."

Jetzt wurde Heinrich Emanuel denn doch wild. Er platzte heraus: „Nun, dann machen Sie sich nur so viele Nummro Fünf in Ihr Buch, als es Stunden bis Ostern giebt. Ich werde es Ihnen bis Ostern auch noch nicht sagen."

„Ich hab's Dir ja schon gesagt, daß Du genau so frech bischt, wie Dein Vetter. Also schweig' still und setz' Dich!"

Also der Ordinarius und dieser fette Halunke, der sich Religionslehrer nennen ließ, waren die neuen Sterne, welche ihr intensiv falsches Licht auf die Entwicklung des Jünglings hinabsandten. Heinrich Emanuel war nun schon so müde von all diesen ekelhaften Geschichten, daß er in der ersten Woche, da ihn die neuen Verhältnisse umgaben, seinem Vater sagte: „Ob die Geschichte da lange dauert, weiß ich nicht. Ich habe sie jetzt schon satt, und wenn Du da bald unliebsame Sachen zu hören bekommen solltest, so wundere Dich nicht. Das sind in meinen Augen keine Lehrer mehr, sondern Schweinepriester. Der Radau kann da nicht lange ausbleiben."

Dr. Grünauer meinte warnend: „Ja, mein Junge, Du solltest Dich auch etwas mehr zusammennehmen. Du wirst es doch einmal lernen müssen, denn so mit dem dicken Kopf kommst Du nicht durch die Wand. Die Welt ist nun einmal so wie sie ist, und daran kann der Einzelne nichts ändern. Nimm die Sachen ein bischen leichter und Du wirst besser durchkommen."

„Leichter nehmen? Ja, wenn ich's könnte, lieber Vater, ich würde es gewiß thun, aber es geht halt nicht. Und dann mit dem Leichternehmen ist auch

nichts gethan. Es bleibt nichts anders übrig, wenn man nicht durch die Wand kann da, wo man steht, auf die Suche zu gehen, ob die Wand nicht anderswo ein Loch hat, durch das man durchschlüpfen und so sein Selbst behaupten kann. Und ich fürchte, daß diese Notwendigkeit mir näher steht als ich ahne. Dann aber ist es mit dem Gymnasium überhaupt aus."

Dr. Grünauer schüttelte besorgt den Kopf. „Junge, Junge, Du machst Dir das Leben schwer und wirst noch einmal bittere Erfahrungen einheimsen. Gott schütze Dich vor Unglück! Ich kann Dich nicht zwingen anders zu sein, als Du nun eben bist, aber ich muß Dich warnen, damit Du nicht später einmal bereust, was Du jetzt im Eifer thust."

Frau Susanne war anwesend. Jetzt fiel sie ein: „Ja, ja, die harten Köpfe! Der Heinrich schlägt eben Dir nach."

„Leider Gottes!" seufzte Dr. Grünauer auf.

Aber da ging es von zwei Seiten los. Heinrich Emanuel und die Mutter riefen zugleich:

„Was, leider Gottes!?" Und Heinrich fuhr fort: „So gerade, wie Du im Leben stehst, so fest und sicher und unbeirrt, Vater, wie Du Deinen Weg gegangen, so ersehne ich es für mich. Dir nachzukommen ist mein Wunsch und Streben, und da sagst Du leider Gottes?"

„Ja, mein Junge, weil ich weiß, wie viele Opfer, wie viele Verdrießlichkeiten und Leiden an Seele und Körper eine solche Lebensführung im Gefolge hat. Weil ich sehe, daß in unsrer immer verrückter werdenden Welt dieser Weg Dir nur noch zehnmal schwerer wird, als er mir einst geworden, und weil ich für Dein Glück besorgt bin, das Du auf dem Wege kaum finden wirst."

„Wenn nicht Glück," fiel Heinrich ein, „so doch die erste Bedingung dazu, ohne die ich mir überhaupt

kein Glück denken kann: Zufriedenheit mit mir selbst, Selbstachtung. Aber einstweilen hoffe ich auch noch auf Glück, auf ein großes und volles Glück, und je größer ich es mir in Gedanken ausmale, um so energischer fühle ich mich getrieben, es zu suchen. Also beruhige Dich, Vater, wenn Unglück kommt, es wird auch zu überwinden sein. Dir aber muß ich nach, ich kann nicht anders."

Die Mutter schloß den Jungen bewegt in die Arme und sagte: „Einstweilen behalte nur Deinen guten Glauben und laß' Dir das Herz nicht schwer machen. Wir sind ja auch noch da, Dir beizuspringen, wenn es not thut. Gelt, Papa?"

„Gewiß!" erwiderte Dr. Grünauer, aber alle Hilfe kann doch auch einmal ein Ende nehmen. Denn Du hast auch noch Geschwister, Heinrich, für die ich ebenso sorgen muß, wie für Dich. Mute mir nicht zu viel zu und denke daran!"

„Ich denke daran, Vater," sagte Heinrich, „und hoffe nur das eine, daß nicht alle Dir solche Sorge machen, als ich. Ich bin ein ganz verrückter Kerl, dem Du schon ein bischen nachsehen mußt. Aber ich hoffe auch, daß die Freude, die ich Dir später einmal machen werde, um so größer sein wird."

Und Frau Susanne sagte treu: „Ja, mein Junge, das hoffen wir auch. Und wenn Du Gott vor Augen hast, so wird das auch einmal werden. Jetzt sei ruhig, fordere Deine Lehrer nicht heraus, sondern sei freundlich und sieh, wie Du mit ihnen im Guten fertig wirst. Die längste Zeit dieses Leides liegt ja schon hinter Dir. Zwei kurze Jahre noch — die werden doch zu ertragen sein."

Damit schloß die Unterredung. Heinrich Emanuel hatte das Gefühl: wäre Dein Vater vierundvierzig statt vierundsechzig Jahre alt, er würde anders auftreten und solchen Trauermenschen die Zähne zeigen.

Aber so — —? Und dazu hatte der Junge die Sorge gesehen, die seine Eltern um ihn fühlten. Wie er dieser Sorge so bald als möglich ein Ende machen könne, war der Gedanke, der ihn nicht mehr verließ.

Der Religionslehrer Dr. Helmschmied geriet einst aus kleinem Anlaß an einen Obersekundaner. Er gab ihm zunächst eine Ohrfeige, und als der Junge nur weinte, folgten mehrere. Dann fiel er über den armen Teufel, der sich nicht gemuckst hatte, wieder her. Darauf ging er von ihm weg und im Schulzimmer auf und ab. So oft er aber an dem langen Dulder vorüberkam, fuhr seine Hand wieder aus der Rocktasche und schüttelte, würgte und schlug. Der „Mann der Liebe“ war in geradezu fassungslose Wut geraten und führte dieselbe länger als eine Viertelstunde in der Klasse spazieren. Da wurde es endlich Heinrich Emanuel zu viel. Der Anblick dieses schnaubenden Pfaffen und jenes gequälten, wortlosen Schafes hatte ihn fürchterlich erregt, und ohne weiter nachzudenken, fuhr er auf einmal heraus: „Hört die Hauerei da drüben nun bald auf?“

Einen Augenblick war Dr. Helmschmied sprachlos geworden, dann stürzte er auf den Störer der gottgefälligen Exekution los und zischte hervor:

„Willst Du auch ein paar auf Dein loses Maul haben?“

Heinrich Emanuel kannte sich nicht mehr vor Ekel und Abscheu. Er brüllte dem Pfaffen entgegen: „Ja, kommen Sie nur! Schlagen Sie nur einmal! Dann werden Sie was erleben!“

Da klang aus verschiedenen Gegenden der Klasse ein „Bravo“ heraus, und also die Witterung erkennend, trat der Lehrer den Rückzug an.

„Du Flägel!“ begann er zu schimpfen. „Dein Vater hätte Dich auch besser zu den Altkatholiken oder zu den Blauen oder meinetwegen auch zu den

Freimaurern geschickt, als hierher. Pack' Dich, ich will Dich nicht mehr sähen. Hinaus! Hinaus!"

Während Heinrich Emanuel ruhig seine Sachen zusammenpackte, um der liebevollen Aufforderung zu folgen, erregte sich der Mann wieder so, daß er den Jungen abermals schnaubend anfuhr und die Hand zum Schlage erhob.

„Auf die Seite, Sie elender Mensch!" schrie Heinrich Emanuel den Wütenden an, und dieser, vor solcher Stimmfülle betroffen, wich aus. Ohne weiteren Zwischenfall erreichte der Junge die Thüre. Draußen überlegte er: „Soll ich's dem Direktor melden? — Soll ich nach Hause fahren und den Vater mit herholen? — Was soll ich?" — Er war unentschlossen. Ja, hätte er nicht geschimpft, so wäre das erste am besten. Und jetzt, den armen alten Vater holen? Ja, wenn er die Sicherheit hätte, daß es mit dem einen Male für immer abgethan wäre! Endlich sagte er sich: „Ich will dem Kerl den Vortritt lassen. Ehe ich einen Schritt thue, will ich abwarten, was er thut." — Aber der Mann that nichts. So blieb Heinrich Emanuel ohne weitere Aussprache und Entschuldigung aus dem Religionsunterrichte fort. Das war unklug und unüberlegt, denn so lange er nicht als andersgläubig abgemeldet war, hatte ihm dieser Mann die Zensur zu schreiben. Zur Einschreibung bei den Altkatholiken, woran er dachte, bedurfte er der Zustimmung seines Vaters, und die war unter keinen Umständen zu haben. Also was nun? Genau verfolgte er das Pensum seiner Klasse an der Hand der Mitteilungen seiner Kameraden und studierte es sich daheim ein. Zu der Prüfungsarbeit erschien er dann plötzlich wieder in der Religionsstunde.

„Was willscht Du?" fuhr ihn der Pfaffe an.

„Die Arbeit mitmachen!"

„Nischt da, hinaus!“

„Sie haben allein kein Recht, mich vom Unterrichte auszuschließen. Das kann nur ein Konferenzbeschluß. Ich bleibe hier,“ versetzte Heinrich Emanuel energisch.

„So, Du bleibscht hier? — Meinetwegen! Aber ob Du Dich hersetzscht oder nicht, Du bekommscht Dein Nummro Fönf!“ war die erbauliche Antwort.

Trotz weiterer Chikanen blieb Heinrich Emanuel diesmal ruhig. Krampfhaft hielt er zurück und machte die Arbeit mit. Er war der dritte, der fertig war, gab sein Blatt ab und ging. —

Mit seinem Ordinarius war er mittlerweile in reinere Bahnen gekommen. Kurz nach einem fürchterlichen „Krach“ in der lateinischen Stunde meldete ihm eines Tages sein Bruder Karl Gustav: „Dein Ordinarius liegt schwer betrunken auf dem Perron.“

Heinrich Emanuel eilte zum Bahnhof, befahl seinem Bruder, zurückzubleiben, und stand nach wenigen Minuten an der Seite des fast Besinnungslosen. Mit aller Kraft zerrte er den Mann empor, nahm dessen Arm fest in den seinigen und sagte: „Herr Doktor, nehmen Sie sich etwas zusammen.“

Der lallte einige unverständliche Worte und suchte sich loszumachen. Aber Heinrich Emanuel hielt fest: „Kommen Sie mit, wir haben noch mehr als eine halbe Stunde Zeit bis zu Ihrem Zuge. In den Anlagen werden Sie sich bis dahin erholen.“

Und der Ordinarius folgte ihm. Sie promenierten langsam auf und ab. Die starke Lähmung ließ nach, und der Mann kam wieder zu Bewußtsein. Heinrich Emanuel erbot sich, mit nach B. zu fahren, ihn dort zu einer Droschke zu geleiten, damit er ohne Unfall nach Hause käme. Das wurde mannhaft abgelehnt, und als der Zug ankam, konnte er den leidlich Gebesserten in ein Coupé bringen.

Am andern Tage war die erste Begegnung mit dem Manne dem Knaben innerlich unangenehm, doch ließ er sich nichts merken. Aus dem Benehmen Heinrich Emanuels und seiner Mitschüler hatte der Lehrer bald erkannt, daß kein Wort von „Gestern“ über die Lippen des Jungen gekommen war, und seit der Zeit behandelte ihn der Ordinarius, der außer seinen kasernenhaften Kommentschrullen kein so übel denkender Mann war, mit Achtung und Güte. Dazu trug noch mehr bei, daß Heinrich Emanuel in der Klasse den besten Aufsatz schrieb. So hätte es eigentlich nichts mehr gegeben, was direkt unerträglich war, wenn nicht der „Pfaffe“ gewesen wäre.

Nun aber kam noch ein böses Ding hinzu. Es war die Zeit, da auf den preußischen Gymnasien der Jahresschluß von Herbst auf Ostern verlegt wurde. Die Möglichkeit war vorhanden, eine Klasse in einem halben Jahre zu absolvieren. Aber — kein Ungenügend! Denn Nachprüfungen wurden nicht gewährt. Die Zensuren wurden verteilt. Bei Überreichung des Zeugnisses sprach der Ordinarius Heinrich Emanuel an:

„Es thut mir leid, daß Du das Ziel nicht erreicht hast. Du hättest es vor allen andern erreichen können. Aber der Religionslehrer hatte zu klagen gegen Dich. Deine Arbeit war zwar mit die beste, aber im Mündlichen und im Betragen könne er nur für ein volles Nicht genügend stimmen. Auch habest Du eine ganze Reihe von Stunden ohne jede Entschuldigung versäumt, und aus diesen Gründen könne er Dir keine genügende Zensur geben. Da er auf meine Einwendungen hin fest blieb, traten auch andere, die vorher gemeint hatten, es würde, wenn weiter nichts vorliege, mit Dir gehen, vor und betonten, Deine Arbeiten seien doch auch in Mathematik und Französich noch schwach und nicht ganz auf der Höhe gewesen,

und so sei es vielleicht besser, wenn Du die Klasse noch einmal repetiertest. Nimm es Dir nicht zu sehr zu Herzen! Es thut mir, wie gesagt, leid."

Heinrich Emanuel dankte, fügte aber sofort hinzu: „Ein Nicht genügend mehr oder weniger macht nichts, denn ich komme nicht mehr wieder, sondern gehe ab."

Der Ordinarius erstaunte. Dann meinte er, das solle sich Heinrich doch noch einmal gründlich überlegen. Er werfe doch mit diesem Entschlusse seine besten Aussichten für die Zukunft beiseite. — Aber Heinrich Emanuel fuhr heraus:

„Für die Zukunft, die ich mir von einer solchen Kanaille, wie dieser Pfaffe ist, erkämpfen soll, danke ich. Ich mag mir meine schönsten Lebensjahre nicht länger verhunzen lassen."

Der Ordinarius brach ab, jedoch mit der Bitte, der Junge möge ihn morgen vor seiner Abreise in die Ferien noch einmal besuchen. Und Heinrich Emanuel folgte der Aufforderung.

„Was hast Du gegen Dr. Helmschmied?" frug der Ordinarius sofort bei seinem Eintritt.

Und Heinrich erzählte die ganze Geschichte von Anfang an.

„Du hättest Dich damals sofort bei mir oder dem Direktor melden sollen," war die Antwort.

„Bei Ihnen?" begann Heinrich Emanuel. „Sie wissen wohl, wie es damals noch mit uns beiden stand. Da war für mich nichts zu hoffen. Und bei dem Direktor? — Der kommt gegen den ja doch nicht auf."

„Ja, aber jetzt ist nichts mehr zu machen. Zu einer Revision der Zensur ist es zu spät. Dazu kommt, daß Du durch Dein eigenmächtiges Handeln und Dein trotziges Verfahren gegen Helmschmied die Sache für Dich sehr bedenklich verschlimmert hast. Wenn der Mann das gegen Dich vorbringt, könnte es am Ende

dahin kommen, daß man Dir das consilium abeundi erteilte, denn so groß auch das Unrecht eines Lehrers sein mag, das Unrecht des Schülers wird dadurch nicht verkleinert. Man kann es als Mensch entschuldigen, aber als Lehrer hätten wir alle die Pflicht, gegen Dich zu zeugen, auch bei dem besten Willen."

„So?" frug Heinrich Emanuel erstaunt. „Als Mensch so, als Lehrer so — das ist eine Weisheit, die über meinen Horizont geht. Da ist es wohl höchste Zeit, daß ich weiter gehe."

„Den Entschluß, unser Gymnasium zu verlassen," versetzte der Ordinarius, „kann ich billigen, muß ich nun billigen. Aber warum versuchst Du es nicht noch einmal anderswo?"

„Wenn es anderswo anders wäre, und ich das wüßte," erwiderte Heinrich, „so würde ich es gewiß thun. Aber ich habe den Mut nicht mehr, es noch einmal auf einen ungewissen Versuch ankommen zu lassen. Meine Brüder sind in M. Auch da ist es der Religionslehrer, der den armen Burschen das Leben sauer macht. Und wo ich unter Kameraden herumhörte, die andere Anstalten besuchten, jeder riet mir von der Anstalt ab, die er besucht hatte."

„Nun, darauf kann man doch nicht so ohne weiteres gehen," meinte der Ordinarius lächelnd. „Ihr seid doch auch nicht gerade alle Heilige, und ich würde mir an Deiner Stelle den Mut nicht nehmen lassen, sondern alle bittern Erfahrungen hinter mich werfen und vorurteilslos anderswo einen neuen Versuch machen."

Ja, vielleicht, wenn es nur zwei Jahre wären! Aber jetzt sind es wieder drei, die ich auszuhalten hätte, und dann wäre ich achtzehn Jahre. Drei Jahre — es ist eine zu lange Zeit. Ich kann nicht mehr!" sagte der Knabe traurig.

Und der Ordinarius sann und sann. Er hatte das Gefühl, daß hier ein armer Kerl vor ihm stand, dem die Schule einen großen Teil seiner keimenden Lebenshoffnungen zerstört. Er wußte nun, daß gerade dieser Junge mit einer seltenen Leichtigkeit zu führen und zu behandeln gewesen wäre, wenn man sich die Mühe genommen hätte, seine weiche und eindrucks-offene Natur einigermaßen zu berücksichtigen, wenn man ihm namentlich mit der verhaßten Schablone der gymnasialen Drillpraxis ferngeblieben wäre. Er hätte dem Burschen gern geholfen, aber ein Mittel fand er nicht. Und nachdem er so eine Zeitlang vergebens herumgedacht und den Jungen nochmals auf seine große Jugend, die eigentlich für Obersekunda unerhört sei, hingewiesen hatte, ward ihm die frucht-lose Mitleidsempfindung lästig. Der „Lehrer" kam und drückte den „Menschen" an die Wand, und der Lehrer verabschiedete den Burschen:

„Jetzt, lieber Grünauer, ist es zu spät. Da kann man nichts mehr machen. Wie gesagt, es thut mir leid. Aber bewahre uns ein nicht gar zu schlechtes Andenken in der Zukunft!"

„Ihnen nicht!" sagte Heinrich Emanuel, und er empfahl sich mit der Bitte, ihm ein einfaches Abgangs-zeugnis zukommen zu lassen, da er „den Wisch mit den blödsinnigen Zensuren" zerrissen habe. Der Ordinarius versprach es, und Heinrich Emanuel ging. Er hatte die Schule hinter sich, aber seine frohe Seele trug blutige Wunden mit davon. —

Später kam Heinrich Emanuel oftmals der Ge-danke, warum in dieser höchsten Notzeit der Ordinarius nicht darauf gekommen sei, ihm einfach ein- oder zwei-jährigen Privatunterricht anzuempfehlen? In diesem Zeitraum würde Heinrich Emanuel das noch übrige Gymnasialpensum mit Leichtigkeit bewältigt haben und er hätte alsdann sein Examen doch machen können.

Warum kam sein Vater nicht darauf? Warum er selbst nicht? Er konnte keine andre Antwort auf diese Fragen finden, als die: der „ordnungsgemäße Gang der preußischen Gymnasialdisziplin" hatte die Blicke aller so verdüstert und in eine einseitige Richtung abgelenkt, daß die natürlichsten Auskunftsmittel einfach nicht mehr gesehen wurden. „Wo die Kaserne einmal herrscht, da weicht die freie Menschenbildung weit, weit in unerkennbare Ferne zurück," — das war die Erkenntnis, welche ihm aus dieser traurigen Zeit erwuchs. —

Mit schwerem Herzen hatte Dr. Grünauer in den Abgang seines Sohnes von der Schule gewilligt. Als die Ferien begannen, frug der Vater nach dem Zeugnisse.

„Frage nicht!" erwiderte Heinrich. „Ich habe den Wisch zerrissen und mir ein Abgangszeugnis bestellt."

„Was? — Abgangszeug— Du bist wohl toll?" fuhr der Vater heraus.

„Nein, Vater, ich bin nicht aufgestiegen, und mich noch drei Jahre mit den Leuten herumzuschlagen, ist mir zuviel. Ich mag nicht mehr!"

„Ja, aber," frug Dr. Grünauer weiter, „was willst Du denn anfangen? Was willst Du werden?"

Was man „werden" könne, wußte Heinrich Emanuel allerdings nicht.. Er kannte nur einen Pastor, einen Doktor, Advokaten, Lehrer und Apotheker. Das erste mochte er nicht werden, die drei folgenden konnte er nicht werden, weil man dazu das Reifezeugnis haben mußte, und so sagte er einfach: „Ich werde Apotheker."

Das klang sehr bestimmt und wie aus reifer Überlegung entsprungen. Der Vater stutzte einen Augenblick. Dann sagte er: „Nun denn, wenn das Dein Wille ist, so habe ich nichts dagegen."

Die Mutter wurde benachrichtigt. Sie war glücklich, daß die Plage endlich ein Ende habe, und sie malte dem Jungen die Schönheit seines neuen Berufes aus.

Heinrich Emanuel war zufrieden, als er die Eltern so ruhig und glücklich sah. Wohl hatte der Vater davon geträumt, Heinrich werde einst ihm folgen und seine Praxis übernehmen. Der schöne Traum war vergangen, doch Dr. Grünauer weinte ihm nicht nach. Er war so auch zufrieden. Wie eine Erlösung kam es über Heinrich Emanuel mit dieser Erkenntnis, und der Glaube schlich sich mit der Freude seiner guten und geliebten Mutter in sein Herz, daß er von Gott und der Natur ganz eigentlich dazu berufen sei, einmal ein tüchtiger deutscher Reichsapotheker zu werden.

Viertes Hauptstück.

Himmelhochjauchzend.

Viele, die meisten, welche die Not der deutschen Gymnasien erlebten, kennen wohl das selige Gefühl, welches einen in dem Augenblick mit elementarer Gewalt überfällt, da es heißt: „die Geschichte hat nun ein Ende!" Keinem dieser aufatmenden Geschöpfe aber kommt wohl der Gedanke, daß „die Geschichte" vielleicht jetzt erst recht beginnen könne, denn vor dem Leben und seiner oft viel fürchterlicheren Schule fürchtet sich kein jugendlich kräftiger Mensch. Als wäre es ganz selbstverständlich, setzt da ein jeder bei sich selbst die nötige Kraft voraus, die Schwierigkeiten überwinden zu können. Und dieser merkwürdige Gegensatz, in welchem sich das jugendliche Gefühl der Schule und dem Leben gegenüber befindet, indem es dort fast verzagend die Waffen streckt und hier mit überschäumendem Mute dem Kommenden entgegenstürmt, ist wohl das traurigste und sprechendste Zeugnis für die mittelalterlich scholastische Rückständigkeit der offiziellen Erziehungsweise. Man hat es fertig gebracht, die Schule vom Leben zu trennen, so daß sie dem Schüler nicht mehr als notwendige Durchgangsstufe und Vorbereitung zum Leben erscheint, sondern als eine traurige Zwangs- und Dressuranstalt, welche zum Leben in gar keiner oder in einer höchst oberflächlichen Beziehung steht.

Diese Art der Beurteilung war nun, wie wohl erklärlich, in allem Ernste und mit aller Schroffheit jugendlicher Einseitigkeit diejenige Heinrich Emanuels. Er war in Sachsenhausen bei Frankfurt am Main in die Lehre getreten. Dort hatte ein alter Freund seines Vaters eine Apotheke, und Frau Susanne war es gelungen, ihren Jungen hier unterzubringen. Der brave Herr Forster nahm sich des neuen Lehrlings mit Güte und Freundlichkeit an, aber gar oft mußte er ihm widersprechen, wenn Heinrich Emanuel allzu hitzig über das Gymnasium, den „Marterkasten“ und die „Henkersknechte“ herfiel und sogar leugnen wollte, daß er überhaupt etwas von dort mitbekommen habe, was er im Leben würde verwerten können.

„Ach was, Du Hitzkopf,“ begann der Alte dann wohl, „ohne das Gymnasium könntest Du ja nicht einmal die Schilder auf unsern Flaschen und Töpfen lesen.“

„So?“ fuhr Heinrich Emanuel dagegen heraus. „Wer hat sie mich denn lesen gelehrt? Sie doch nicht, sondern der Konrad, und der hat kein Gymnasium besucht.“

Heinrich Emanuels erste Einführung in die neue Kunst war nämlich folgende gewesen: Morgens um $5\frac{1}{2}$ Uhr hatte er anzutreten. Er bekam ein Tuch in die Hand und nun hieß es, alle Töpfe und Flaschen der „Offizin“ fein säuberlich abwischen. Namentlich war dabei darauf zu achten, daß zwischen Glasstöpsel und Flaschenhals sich kein „Ansatz“ befinde, daß die Syrupflaschen nicht klebten, die Ölgläser äußerlich glänzend und trocken waren. Die Hauptsache für ihn bei dieser mechanischen Verrichtung war nun, die Schilder zu lesen und seinem Gedächtnisse einzuprägen, damit er zuerst einmal kennen lerne, womit er später zu hantieren haben würde. Bei dieser Arbeit, welche gewöhnlich zwei Stunden täglich in Anspruch nahm,

stand der Konrad, welcher das wichtige Amt des Hausburschen inne hatte, an seiner Seite, und Heinrich Emanuel begann: „Tinct.“ — Konrad ergänzte: „Tinctura.“ Heinrich Emanuel wiederholte: „Tinctura“ und fuhr dann fort „Rhei comp.“, und Konrad ergänzte wieder „composita“.

„Das heißt nämlich,“ setzte der Konrad mit gönnerhafter Miene hinzu, „zusammengesetzte Rhabarbertinktur im Gegensatz zu der simplex, das heißt der einfachen Rhabarbertinktur. Diese ist offizinell, die composita dagegen für den Handverkauf bestimmt. Die einfache Rhabarbertinktur aber wird nicht einfach, simplex, genannt, sondern Tinctura Rhei aquosa, das heißt die wässerige Rhabarbertinktur; sie steht im Gegensatz zur Tinctura Rhei vinosa, das heißt der weinigen Rhabarbertinktur; beide sind offizinell, und die vinosa unterscheidet sich von der composita dadurch, daß sie mit Malaga, jene aber mit Sherry angesetzt wird.“ — So übten die beiden Gelehrten sich im Apothekerlatein, und nur darin trat schon am dritten Tage eine Änderung ein, daß Heinrich Emanuel sich stolz die fortwährende Übersetzung verbat.

„Übersetzen kann ich das schon selber, wenn ich erst weiß, was die Abkürzungen bedeuten sollen,“ sagte er dem Konrad, und dieser zeigte sich einigermaßen verletzt.

Aber nicht nur hierauf hatte Heinrich Emanuel angespielt, als er der lateinischen Kenntnisse Konrads erwähnte. Er hatte nämlich auch bald gesehen, daß der Konrad im Laboratorium alles Mögliche fabrizierte. Da lag denn die Pharmacapoea Germanica auf dem Tisch, der Konrad stürzte hin und schaute eifrig hinein, dann lief er wieder zur Wage oder zum Dampfapparat und vollführte genau das, was die Phamacopöe vorschrieb. Heinrich Emanuel war erstaunt.

„Konrad, wo haben Sie denn das Latein her?“

„O, das lernt man von selber, wenn man einmal

so lange im Geschäft ist," war die stolze Antwort; solange es bei den gewöhnlicheren und vielgebrauchten Präparaten blieb, konnte der Konrad alles allein; wenn es zu selteneren und schwierigern Manipulationen kam, so bedurfte er allerdings der Unterweisung.

Auf diesen Umstand hatte der Alte den Lehrling aufmerksam gemacht, als dieser der lateinischen Kenntnisse Konrads erwähnte. „Wie weit reichen denn die?" meinte er wegwerfend. „Es würde mir doch leid thun, wenn die Deinen nicht weiter reichten."

„Ja, meine reichen allerdings ein bischen weiter, aber wer hat denn überhaupt den Blödsinn eingeführt," frug Heinrich Emanuel dagegen, „alle diese Dinge ins Lateinische zu übersetzen, damit der Apotheker sie erst wieder ins Deutsche übersetzen muß, ehe er anfangen kann zu arbeiten? Warum ist die Pharmacapoea nicht deutsch, warum sind unsere sämtlichen Bücher, die Aufschriften, Signaturen, Rezepte u. s. w. nicht einfach deutsch?"

Diese eine Frage entfesselte einen unerwarteten Sturm. Der Alte war in seinem „wissenschaftlichen Bewußtsein" aufs tiefste gekränkt und verletzt. Er verwies dem Lehrling seine Naseweisheit und bedeutete ihm mit sittlicher Entrüstung, daß diese Praxis eine uralte und geheiligte sei, daß Latein die königliche Sprache der Wissenschaft sei, und daß es eine vollkommene Degradierung des ganzen Apothekerstandes bedeute, sollte diese Sprache der Wissenschaft jemals durch eine profane Sprache der Gegenwart ersetzt werden. Dann aber spielte er seinen letzten und mächtigsten Trumpf aus: „Wer Apotheker sein will, der soll etwas gelernt haben, und es soll nicht jedem hergelaufenen dummen Burschen möglich sein, Rezepte und Präparate zu machen."

Vor diesem ehrenhaften Standesgefühl verstummte Heinrich Emanuel. Zwar meinte er im Stillen, daß

der, welcher Apotheker sein wolle, doch eigentlich nur die Apothekerei zu lernen brauche, und daß man diese nicht ebenso gut auf Deutsch wie auf Lateinisch lernen könne, leuchtete ihm immer noch nicht ein. Aber er schwieg, er hatte eine Freude daran, wie der alte Herr für seinen Stand und dessen wissenschaftliche Ehre eingesprungen war, und jede ehrliche Überzeugung zu achten, war einer der Grundsätze, welche ihm sein guter Vater von früh auf beigebracht hatte.

Trotz alledem kränkte Heinrich Emanuel seinen Prinzipal noch einige male tief, ohne daß er es beabsichtigt hatte. Er hatte etwas zu fragen, und anstatt sich dabei der technischen und lateinischen Ausdrücke zu bedienen, redete er ein ganz gewöhnliches, überaus profanes Deutsch. — „Das Bittersalz ist vorn im Laden abgegeben worden. Soll ich es zum Trocknen in den Trockenkasten schieben?“ frug er.

„Wie?“ war die Antwort.

Heinrich Emanuel wiederholte seine Frage noch einmal. Aber statt der Antwort bekam er zu hören:

„Laden? Kenne ich nicht. Was in einem Laden vorgeht, kümmert mich überhaupt nicht. Offizin heißt es, verstanden? Und Bittersalz heißt für Dich Magnesia sulfurica oder Sal amarum oder Sal Anglicum, und Trockenkasten — was ist das? Locus tepidus heißt es. — Ja, Magnesia sulfurica loco tepido expandatur!“ — Und Heinrich Emanuel ging und that, wie ihm geheißen. Er breitete das Bittersalz im Trockenofen aus. —

Vierzehn Tage waren mit Flaschen- und Gläserspülen und Abstauben vergangen, als Heinrich Emanuel eines Morgens erst um sechs Uhr antrat. Der Prinzipal war schon anwesend. „Wo bleibst Du denn?“ frug er den Lehrling erstaunt.

Dieser sagte ruhig: „Ich habe geschlafen.“ — Und ohne eine Erwiderung abzuwarten, stellte er sich hin,

mit dem Spatel Zinksalbe in Holzschachteln zu füllen.

„Das ist die Arbeit des Gehilfen, nicht die Deine," belehrte ihn der Prinzipal.

„Ja, was soll ich denn thun?" frug Heinrich Emanuel mit aller Seelenruhe.

„Was Du immer thust: Abwischen!" war die Antwort.

„Immer?" frug Heinrich Emanuel gedehnt. — „Nein, abwischen kann ich jetzt, und was auf den Schildern steht, weiß ich auch. Darum möchte ich eine neue Arbeit haben, wobei etwas zu lernen ist."

„Du wirst thun, was ich Dir sage," meinte der Prinzipal. „Hier ist das Tuch!"

Heinrich Emanuel nahm das Tuch und schob es wieder in die betreffende Schublade. „Wenn es hier nichts mehr zu lernen für mich giebt, so kann ich ja wieder gehen," versetzte er scharf. „Den Hausburschen zu spielen, bin ich nicht hergekommen."

„Oho! Bitte, mal nicht so blitzig, junger Herr, sonst werden wir bald fertig miteinander sein," fuhr nun der Prinzipal heraus. Aber er hatte doch gemerkt, daß der Bursche da nicht lange mit sich reden lasse, und so lenkte er ein. „Ich hätte Dich so wie so bald an andere Arbeiten herangezogen, aber Eigenmächtigkeiten dulde ich nicht. In drei Jahren kannst Du noch viel lernen, mein Junge, denn drei Jahre sind eine lange Zeit."

„Ja, drei Jahre sind eine lange Zeit," versetzte Heinrich Emanuel, „wenn man nichts anders zu lernen braucht, als abwischen. Aber sie sind eine sehr kurze Zeit, wie ich sehe, wenn man ein tüchtiger Apotheker werden will. Da heißt es an der Stange halten und keinen Tag verlieren!"

Der alte Herr war heimlich froh über den Eifer seines Lehrlings und sagte tröstend: „Überlaß die Sorge mir, mein Junge! Daß Du etwas Ordentliches

lernst, soll mein Stolz sein, und bei Deinem Eifer ist mir vor dem Erfolg nicht bange. Du sollst, wenn Du ordentlich bleibst, einen Lehrmeister in mir haben, wie er nicht allzu häufig ist. Verlaß' Dich darauf!"

Und Heinrich Emanuel verließ sich darauf. Ein halbes Jahr war kaum vergangen, so wirtschaftete er herum, wie ein Alter, und der Prinzipal schrieb seinem Vater: „Der Junge ist mir mehr wert, wie ein Gehilfe." — Aus dem Laboratorium, dem Hauptummelplatze Heinrich Emanuels heraus erklang den ganzen Tag hindurch ein fröhliches Singen und Pfeifen, womit er seine Arbeit begleitete. Nach und nach durfte er alles machen, selbst solche Präparate, welche sonst niemals selbst angefertigt werden, weil sich ihre Herstellung im Kleinen nicht lohnt. Dabei mißlang wohl auch das eine oder andere, denn der Alte ließ seinen Lehrling, sobald dieser nur einigermaßen auf eigenen Füßen zu stehen vermochte, sofort allein arbeiten. Er stellte ihm die nötige Literatur zur Verfügung, sich selbst eingehend zu unterrichten, und dann wartete er ab, was das eigene Urteil des Lehrlings in der Praxis zu Tage fördern würde. Die Materialschäden, welche mit einem mißlungenen Versuche unfehlbar verknüpft waren, wurden nicht in Anrechnung gebracht. So bewirkte diese Lehrmethode bald Erfolge, welche in praktischer und theoretischer Beziehung als vollkommene betrachtet werden mußten. Heinrich Emanuel führte sein Elaborationsjournal mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit, und deutlich erkannte man an der Sauberkeit der Ausführung und der Sorgfalt der beigegebenen Zeichnungen die Liebe und Freude, welche seine Arbeit begleiteten. Wenn er da später zurückblickte und von dem ersten Präparate, dem biederen Enzianextrakt, die lange Reihe vorwärts durchlief, so hatte er ein vollkommenes Bild seines Werdens vor sich. Nr. 4 war schon Ferrum sulfuricum purum,

bei dessen Herstellung ihm der Prinzipal die erste Einführung in die anorganische Chemie hatte angedeihen lassen. Kaum hatte Heinrich Emanuel hier die ersten Schritte versucht, als ihn Herr Forster mit dem Lehrbuche der anorganischen Chemie von Gorup-Besanez beschenkte, und nun begann Heinrich zu studieren. Die Einleitung dieses Buches erfüllte ihn namentlich mit hoher Freude, denn hier war ein Überblick über die Gesamtheit der Naturwissenschaften gegeben und die besondere Stellung beleuchtet, welche die Chemie innerhalb dieser Genossenschaft einnahm. Ein wirklich erhebendes wissenschaftliches Gefühl floß aus diesem Buche dem Jüngling zu, und Chemie, Chemie — das wurde fortan sein Steckenpferd. Er probierte und laborierte, und nicht viel mehr als ein Jahr war vergangen, so war der Gorup-Besanez nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich sein Eigentum. Und er verlangte weiter. Der kleine Roscoe führte ihn auf das Gebiet der organischen Chemie. Auch hier gelangte er zu tüchtiger Kenntnis und Übung, und neben den eigenen Arbeiten waren es da namentlich die Vorlesungen und Demonstrationen im Senkenbergischen Institut, welche den tapferen Jungen weiterbrachten und förderten. Sein Prinzipal hatte ihm den Besuch dieser Vorlesungen gleich vom ersten Wintersemester an gestattet, und so war Heinrich Emanuel schnell und leicht in die Terminologie und äußere Technik hineingewachsen. Aber zwei Dinge gab es, welche in dieses arbeitsfrohe Stillleben eine bald fortwährend steigende Aufregung hineinbrachten und das Verhältnis zwischen Lehrmeister und Lehrling manchmal bis zum Bruche erschütterten.

„Heute Abend wird der Freischütz gegeben," meldete eines Morgens der Gehilfe, der, ein tüchtiger und fleißiger Apotheker, bald die herzlichste Zuneigung zu seinem jüngeren Genossen hegte. Karl Alt war der

Sohn eines bayerischen Geistlichen, aus den fränkischen Gegenden. Der Menschenschlag seiner engeren Heimat ist ein hochgewachsener und stattlicher, und der Charakter der Leute weist jene herzliche Mischung von Fröhlichkeit und Gutmütigkeit auf, wie sie sich einseitiger am Rhein und in Süddeutschland entwickelt haben. Die Mainfranken sind nicht so beweglich, wie die Rheinfranken, aber sie sind stärker und fester, als jene. Ihre Fröhlichkeit und geistige Treffsicherheit ist keine so extreme, wie am Rhein, sondern mehr mit bajuvarischer Gemütlichkeit durchsetzt. So bietet ihr Wesen das Bild einer größeren Ruhe und Solidität. Freilich müssen diese Leute auf dem Boden ihrer Heimat stehen, denn in andern deutschen Gegenden verlieren sie bald ihr schönes Gleichgewicht. Ein Mainfranke in München wird nervös, denn die bayerische Uebergemütlichkeit ruft sein Frankenblut zu heftigster Opposition wach. Da schäumt es denn auf und zischt, und nicht selten ist es ein Pessimist, der schließlich aus dieser Verpflanzung heraus sich entwickelt. Und ein Mainfranke in Berlin wird wohl zuerst mächtig ergriffen werden von der raschen Bewegung des norddeutschen Lebens. Bald aber wird ihn die materialistische Art dieser Lebensführung und Lebensentwicklung zwingen, von der kalten verstandesmäßigen Außenseite sich auf sein eigenes reicheres Innenleben zurückzuziehen, und der Idealist wird im Norden seine Entwicklung beginnen. Von diesem trefflichen Menschenschlage steht nun in Karl Alt ein treffliches Exemplar vor uns. Alles zog ihn hin zu dem lebendigen jungen Stammesbruder, den der „Zufall“ ihm vom Rhein her in den Weg geführt hatte, und die Festigkeit und Entschlußsicherheit des älteren Kollegen gab der fabulierenden Luftschlosserei Heinrich Emanuels ein treffliches Komplement. Heinrich Emanuel ersann die Pläne, und Karl Alt gab den Weg an zur Ausführung.

„Heute Abend wird der Freischütz gegeben. Du warst noch nie im Theater, Grünauer; den solltest Du Dir einmal ansehen," meinte der Gehilfe.

Aber der Prinzipal fiel sofort ein: „Ob es dem Vater Grünauers recht ist, daß er das Theater besucht, weiß ich nicht. Da müßte ich erst anfragen."

Karl Alt lächelte und setzte ein: „Es ist meiner Ansicht nach diese Strenge einem bald sechzehnjährigen Menschen gegenüber nicht angebracht. Ich hatte als Lehrling in der Woche meinen regelmäßigen Freinachmittag, und einen über den andern Sonntag durfte ich ganz fort. Kein Mensch kümmerte sich darum, was ich that. Zum Gauner und Raubmörder bin ich aber deshalb doch nicht geworden."

Der Prinzipal fuhr dagegen an: „Ich hatte als Lehrling überhaupt keinen freien Tag, und wenn ich einmal eine Stunde fort wollte, so mußte ich um Erlaubnis fragen, Rechenschaft ablegen und pünktlich zur Minute wieder am Platze sein."

„Da liefe Ihnen heute jeder Lehrling davon," meinte der Gehilfe trocken. „Es gehört sich nun einmal so, daß jeder arbeitende Mensch auch einmal eine Erholung hat. Und ein Lehrling ist sozusagen auch ein Mensch."

Aber zur Bestimmung eines Freinachmittags ließ sich der „Alte" nicht herbei. Da telegraphierte Alt zunächst einmal an Dr. Grünauer: „Heute Abend Freischütz. Darf ich hin?" Und die Antwort war: „Natürlich! Gruß. Vater." — Heinrich Emanuel präsentierte das Telegramm seinem Prinzipal und der gab also die Zustimmung. „Aber um zehn Uhr bist Du zu Hause."

„Um zehn Uhr ist das Theater noch nicht aus," fiel der Gehilfe sofort ein, und bei dem weiten Wege kann Grünauer kaum vor 11½ Uhr hier sein. Er kann meinen Hausschlüssel haben."

Der Alte brummte einiges vor sich hin und ließ es dabei, und Heinrich Emanuel hatte seinen ersten freien Nachmittag.

„Nächsten Mittwoch gehst Du einfach nach Tisch sofort wieder hinauf und läßt Dich hier unten nicht wieder sehen!“ instruierte Karl Alt den Lehrling weiter. „Den Alten werden wir schon kriegen.“

Und Heinrich Emanuel that also. Um drei Uhr erschien er am nächsten Mittwoch in höchster Gala und meldete dem Alten, er brauche zwei Thaler um in den zoologischen Garten gehen zu können.

Der Prinzipal that zuerst sehr erstaunt. Dann meinte er, Heinrich Emanuel hätte wenigstens anfragen können, ob es heute auch passe. Aber Heinrich versetzte, es sei im Geschäft alles in Ordnung, und seine Anfragen seien bisher stets abschlägig beschieden worden. Er aber müsse „als Mensch“ einen freien Nachmittag haben. Herr Forster rückte mit den zwei Thalern brummend heraus, und der „Mensch“ hatte seinen zweiten freien Nachmittag.

So ging es denn fort. Wegen des freien Nachmittags, den der Alte nun einmal nicht für immer seinem Lehrling aussetzen wollte, kam es fortan jeden Mittwoch nach Tisch zu einer kleinen Szene. Aber Heinrich Emanuel ließ den einmal erwischten Knochen nicht wieder fahren, sondern hielt fest. Ebenso machte er es Sonntags, „wenn die Reihe an ihm war“. Am Morgen ging er in eine Kirche. Dann bummelte er bis Mittag in der Stadt herum und besah sich das großartige Leben und Treiben. Nach Tisch rüstete er sich zu einem Ausflug ins Forsthaus oder sonst wohin, und abends ging er ins Theater oder in den „Zoologischen“. Der Alte brummte über die Frechheiten seines „Lehrburschen“, aber einen direkten Angriff wagte er nicht, da Heinrich Emanuel einen Brief seines Vaters vorgebracht hatte, in welchem dieser

deutlich den Wunsch aussprach, der Herr Forster möge seinem Jungen die gewünschte Freiheit geben, und zur fröhlichen Verwendung in den Freistunden setze er ihm ein Taschengeld von vier Thalern monatlich aus. Aber dem Alten war es dennoch nicht recht. Denn nicht sein eigenes Herz widersprach dieser dem Lehrling gewährten Freiheit, sondern das Herz seiner Frau. Die Prinzipalin war ein durch und durch bigottes und wie gewöhnlich dabei auch falsches und bösartiges Weib. Sie logierte oben in der zweiten Etage für sich, erschien nie oder höchst selten bei den gemeinsamen Mahlzeiten, weil sie krank sei. Allerdings war sie krank, aber durch Zimmerhockerei und Beten war die Krankheit nicht zu bessern. So saß sie denn oben am Fenster und paßte dem Alten auf, ob er vielleicht zu einem Glase Bier in die Nachbarschaft gehe. Herr Forster konnte nicht viel vertragen. Das zweite Glas schon machte ihn wirbelig, das dritte gar verrückt. Und die Frau hatte eine feine Nase. Es brachen da Gardinenpredigten aus, welche manchmal das ganze Haus alarmierten, denn der Alte schwieg nicht, wenn er getrunken hatte, sondern polterte los. Und dann bekam die Frau einen Rückfall. Sie mußte zu Bett, das sie acht Tage nicht verließ. Der geistliche Rat mußte kommen, und in der katzenjämmerlichen Stimmung, welche den Alten am andern Tage stets überfiel, wirkten diese Heilmittel mit solcher Vehemenz, daß er ganz zerknirscht bei seiner Frau am Bette sitzen blieb. Natürlich nur eine Stunde. Denn bald meldete sich wieder der Durst und das Spiel begann von neuem.

So hatte die Frau es dahin gebracht, aus diesem durch und durch gutmütigen und braven Manne einen halben Flunkerer zu machen, der, um zu seinem Ziele, einem frischen Glase Bier, zu gelangen, sich aller möglichen Schleichwege bediente. Vollkommen unge-

mütlich war es dem Manne in seinen vier Wänden. Das Leiden seiner Frau trieb sie zu allerlei Nörgeleien, und diese Nörgeleien verbitterten dem fröhlichen Manne das Leben. Dagegen holte er sich seine Revanche in der Nachbarschaft. Je „kränker" die Frau war, um so öfter drückte er sich an der Hausthür hinaus, wo er vorsichtig die Schelle hielt, ins nahe Wasserweibchen. Da trank er denn ein Glas Bier schnell hinunter und ein zweites brachte er sich, hinten unter dem Rockschoße verborgen, mit nach Hause, um es in einem stillen Winkel zu leeren. So kam es gerade zu der gegenteiligen Wirkung, welche die Frau mit ihren Gardinenpredigten und Rückfällen und der geistliche Rat mit seinen christlichen Ermahnungen erzielen wollte: der Alte hatte fast jeden Tag sein kleines Räuschchen, und wenn die Frau sehr krank war, seinen Kapitalrausch weg. Ein wenig Humor und menschliche Nachsicht hätten darüber wohl weghelfen können, aber an den beiden Ingredenzien fehlte es eben, und die nervös verbitterte Stimmung, von der zweiten Etage ausgehend, legte sich über das ganze Haus und alle Hausgenossen. Und wieder war es die Alte, welche um das sogenannte Seelenheil ihres Lehrlings besorgt, fortwährend an dem Prinzipale herumstichelte. Der Mutter stand die noch bigottere, durch und durch hysterische älteste Tochter, ein wahres Musterkind des geistlichen Rates, helfend zur Seite.

Helene, die älteste Tochter, hatte einst an dem Unterrichte der Grünauerschen Kinder unter Fräulein Thusnelda Janson eine Zeitlang Anteil genommen. Diese Sorte von Erziehung war dann fortgesetzt worden in verschiedenen Pensionaten, und jetzt stand Helene durchaus unter der Kuratel des geistlichen Rates. Jeden Morgen um fünf Uhr besuchte sie den Gottesdienst im Dom. Schon hatte sie die Erlaubnis,

alle vierzehn Tage zu den Sakramenten gehen zu dürfen, und mit Ungeduld harrte sie der weiteren Vergünstigung, alle acht Tage gehen zu dürfen. Das war dann die zweite Station, die sie auf dem Wege zur „Brautschaft Christi“ erreichte. Und da dieser Weg natürlich allein zum Heil führte, meinte sie, daß auch alle andern ihn gehen müßten. Der Vater wich ihr aus. Aber Heinrich Emanuel schien ihr ein geeignetes Objekt für ihre hysterischen Bemühungen. Und der Junge war gutmütig genug, den ersten Wünschen Helenens zu entsprechen. Als aber aus den Wünschen bald Forderungen wurden, brach er plötzlich ab und wurde sackgrob. Dann war da Karl Alt. Keinen Mittag verrichtete Helene ihr Tischgebet, ohne den gegenübersitzenden „Ketzer“ in Gedanken einzuschließen, und ein Seufzer, der stets das Kreuzzeichen begleitete, kündigte ihm an, daß sie seiner gedacht und ihn der Gnade des Herrn empfohlen habe. Der Gehilfe verhielt sich absolut passiv bei dieser ornamentalen Empfehlung, und niemals — Heinrich Emanuel rechnete ihm dies überaus hoch an — reagierte er auch nur mit einem Wort oder Zeichen auf diese ihm doch so widerliche Bigotterie, in deren Sphäre er da hineingeraten war. Mit schlauester Hinterlist hatte der „Teufel“ sich aber gerade Karl Alts bedient, seinen höchsten Trumpf auszuspielen: das Theater gegen die Kirche.

Als Heinrich Emanuel zum ersten Male im Theater gewesen, sah Helene ihn drei Tage überhaupt nicht mehr an. Bei Tische rückte sie ihren Stuhl auffällig von ihm weg, als hätte sie die Funken des Höllenfeuers gefürchtet, welche an seinem Kleide hafteten. Nach acht Tagen aber war Heinrich Emanuel schon zum zweiten Male im Theater gewesen, denn die Räuber waren gegeben worden. Dann folgte wieder nach acht Tagen „Tannhäuser“, und wieder nach acht

Tagen ein Richard Wagner-Konzert im großen Saalbau unter Knieses vortrefflicher Leitung. Und da kam es gar zu Szenen aus Tristan und Isolde. Helene hätte also weit hinwegfliehen müssen vor diesem Ungeheuer, das da bei Tische neben ihr saß. Aber sie floh nicht. Am Schluß der Konzertwoche kam sie eben hinzu, als Heinrich Emanuel um eine Stunde freie Zeit bat, um zur Beichte gehen zu können. Da hielt ihre heilige Entrüstung nicht mehr zurück: „Am Mittwoch ins Konzert, am Samstag zur Beichte — das ist ja nett!"

„Das geht Dich nichts an," war Heinrichs trockene Antwort.

„Nein, das geht mich nichts an, aber frage Du einmal Deinen Beichtvater, ob er Dir das erlaubt, ob er solche offenbare Sünde zu entschuldigen vermag?" versetzte Helene ernst.

„Kümmere Dich um Deine Sünden und nicht um die meinen!" erwiderte Heinrich Emanuel grob. „Ich weiß schon selber, was ich im Beichtstuhl zu sagen habe. Mit solchen Eseleien verschone ich meinen Beichtvater."

Da ward Helene sprachlos. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie den Menschen an, der das, was sie für eine Todsünde hielt, mit Spott behandelte und nicht einmal in der Beichte erwähnen wollte. Der mußte gerettet werden, und sie rannte fort zur Rettung. Der Retter war natürlich der geistliche Rat.

Dieser Mann war einer von der Sorte katholischer Priester, die ihren ganzen Einfluß den hysterischen Weibern verdanken, welche gewöhnlich ihr Gefolge bilden. Von außen matt, fettig anzusehen, repräsentierte sich seine Gestalt als Fragment eines Menschen, der einst die traurigsten Kämpfe mit seiner eigenen Sinnlichkeit durchlebte. Jetzt schien der Fleischesteufel niedergerungen, aber wenn auch in Ketten geschlagen, sah

man seine Blicke doch aus den feucht verschleierten Augen des geistlichen Rates oftmals hervorbrechen, wie man in dämmeriger Stunde die Glutaugen einer Katze hinter den trüben Fensterscheiben eines Kellerloches leuchten sieht. Das Haupt des geistlichen Rates hing wie das des guten Hirten stets nach der rechten Seite, und Schritt und Haltung verrieten die Jesuitenschule schon von weitem. Der Mann sprach außerdem nie gerade heraus, sondern kroch stets auf Umwegen mit salbigem Schwunge auf sein Ziel los. Jetzt kam er auch, von Helene gerufen, um Heinrich Emanuel vom ewigen Verderben zu retten. Es war eine kleine Abendgesellschaft geladen.

„Womit bringen Sie denn Ihre freie Zeit zu?" begann er, nachdem er sich schon lange mit allen andern unterhalten hatte, zu Heinrich Emanuel gewendet.

„Ich gehe aus, besehe mir Leben und Treiben dieser wundervollen Stadt, besuche die Konzerte im Zoologischen oder Palmgarten, und abends gehe ich in letzter Zeit manchmal ins Theater," war die ruhige Antwort.

„Ei, ei, ins Theater. Das ist ja schön. Gefällt es Ihnen?"

„Ja, ausgezeichnet!" sagte Heinrich Emanuel.

„Es sollen sehr tüchtige Kräfte hier sein. Erzählen Sie mir etwas! Welche Vorstellungen haben Sie bis jetzt besucht?"

Heinrich Emanuel merkte etwas, denn die Unterhaltung schien plötzlich zu stocken und alles auf sein Gespräch mit dem geistlichen Rat zu warten. Aber er ließ sich nicht verblüffen und begann mit dem Freischütz. Die Musik fand er herrlich, aber alle die Szenen, in denen der Böse eine so sichtbare Rolle spielt, waren ihm zuwider. „Das ist, wenn auch von der herrlichsten Musik begleitet, doch der hellste Blöd-

sinn," meinte er keck. „So etwas dürfte nur so dargestellt werden, daß man direkt erkennte, hier handle es sich um die Darstellung reeller menschlicher Leidenschaften durch Verwendung mythologischer und allegorischer Figuren. Wagner hat das z. B. im Tannhäuser ganz anders fertig gebracht. Die Frau Venus ist da wirklich die Verkörperung sinnlicher Leidenschaft, und der Kampf, welchen Tannhäuser in sich kämpfte, wird hier aus seinem Innern herausgenommen und dem Zuschauer im Kampfe mit der Venus bildlich dargestellt. Das ist Kunst. Aber der dumme Teufel, mit dem Max seine nächtlichen Spukgeschichten aufführt, ist nichts Halbes und nichts Ganzes." Und nun erging sich Heinrich Emanuel über den Tannhäuser. Er schilderte dem geistlichen Rat den Venusberg, daß dieser und alle Zuhörer in offenbare Verlegenheit gerieten. Namentlich Helene wurde rot und blaß im Augenblick. Aber Heinrich Emanuel ließ sich nicht stören. In vollstem enthusiastischem Eifer platzte er schließlich damit heraus, daß kein Papst und keine Kirche den Tannhäuser hätten vor dem Berge der Venus bewahren können, sondern allein Elisabeth, und diese nur dadurch, daß sie etwas von dem Wesen der Venus in sich aufgenommen hätte. „Denn die Liebe, die Natur und Schöpfer dem Menschen ins Herz gelegt, ist nicht rein spiritualistisch, sondern auch sinnlich, und das Element der Sinnlichkeit fortleugnen wollen ist gerade so, als wollte ich vom Ferrum sulfuricum die Schwefelsäure wegnehmen. Es bleibt dann nur totes Eisen übrig, aber kein Krystall, dessen lebendige Farbe und Gestalt unser Auge erfreut. Liebe ohne Sinnlichkeit ist keine Liebe mehr, sondern verschrobenes Geschwefel."

Nun hatten alle genug. Der geistliche Rat wußte, welchen Grad das Thermometer bei Heinrich Emanuel erreicht hatte. Er erkannte, welchen tiefen Eindruck

die Vorstellungen im Theater auf den Jüngling machten, der sich nicht genug sein ließ, eine „Geschichte" im Bilde in sich aufzunehmen, sondern mit ganzer Seelenkraft dahin arbeitete, ein Kunstwerk bis auf seinen Grundgedanken zu verfolgen und, so gut es sein naives Denken zuließ, zu erfassen.

„Liebe ohne sinnliche Zugabe ist also nach Ihrer Meinung keine Liebe mehr," versetzte der geistliche Rat. „Ich glaube aber, Sie befinden sich da in einem tiefen Irrtum."

„Wenn ich mich da in einem Irrtum befinde, und Sie glauben, Liebe ohne äußere Zeichen sei die allein echte und wahre, so befindet sich unsere Kirche auch in einem tiefen Irrtum, denn ihr ist Religion ohne äußere sinnliche Zeichen auch nichts," versetzte Heinrich Emanuel kühn.

Aber kaum war das Wort heraus, so rief Helene: „Aber wie kann man Religion und Liebe überhaupt mit einander vergleichen? Das ist ja empörend."

„Deine lieblose Religion vergleiche ich allerdings nicht mit der Liebe," versetzte Heinrich Emanuel scharf. Doch der geistliche Rat brach nun schleunigst ab. Er trat in eine Fensternische zurück und rief Heinrich Emanuel zu sich, um ungestört und ungehört mit ihm verhandeln zu können.

„Haben Sie ihren Beichtvater zu Rate gezogen, bevor Sie sich zum Besuche des Theaters entschlossen?"

„Nein!" erwiderte Heinrich Emanuel. „Meinen Beichtvater nicht, aber meinen Vater. Und der hat es erlaubt."

„Haben Sie in der Beichte überhaupt nicht davon gesprochen?" inquirierte der geistliche Rat weiter.

„Nein!" versetzte der Junge wieder, „denn Theater und Beichte haben meiner Ansicht nach nichts mit einander zu schaffen."

„Eben deshalb!“ fiel der geistliche Rat sofort ein. „Entweder Beichte und ein guter Katholik sein oder ins Theater gehen! Beides zusammen wird kaum möglich sein meiner Empfindung nach.“

Heinrich Emanuel war einen Augenblick furchtbar betroffen. Er erinnerte sich seiner Eltern. Die kannten das ganze Theater und schwärmten dafür, und nun sollten die auf einmal keine guten Katholiken mehr sein? — Aber der geistliche Rat fuhr fort:

„Fragen Sie doch Ihren Beichtvater bei nächster Gelegenheit um Rat und um seine Meinung. In solchen Gewissensnöten kann die Kirche allein den rechten Weg weisen.“

Heinrich Emanuel war abermals erstaunt. „Gewissensnöte?“ frug er. „Davon weiß ich bis jetzt nichts. Warum soll ich also davon reden?“

„Sehen Sie, Sie leugnen etwas, was offenbar ist. Ich würde Ihnen raten, die Gelegenheit baldigst zu suchen, mit Ihrem Gewissensrate zu sprechen. — Was würden Sie z. B. thun, wenn er Ihnen den weiteren Theaterbesuch direkt verböte?“

„Dann würde ich mir einen andern Beichtvater suchen, der ihn mir erlaubte!“ erwiderte Heinrich Emanuel.

„Und wenn Sie keinen fänden?“ war die weitere Frage.

„Ich finde schon einen,“ sagte der Junge mit vollstem Vertrauen.

„Gut, Sie finden einen! Aber angenommen einmal, Sie fänden keinen; alle würden Ihnen gleicherweise verbieten, das Theater weiter zu besuchen, was würden Sie dann thun?“

„Dann würde ich darauf verzichten, weiter zur Beichte zu gehen, denn mein Gewissen war von dem Theaterbesuche nicht beschwert, und mich mit den

Bekümmernissen der Gewissen andrer zu befassen und nach ihnen meine eigenen Empfindungen umzumodeln, habe ich keinen Anlaß. Wer mir hartherzig eine Freude raubt und verdirbt, der kann nicht verlangen, daß ich auf seine eingebildeten Schmerzen Rücksicht nehme. Mein Spruch ist der jenes Mainzer Erzbischofs, der da an der Wand hängt: „Ihr sollt dem Herrn in Fröhlichkeit dienen!“ Und ich kenne keine kirchliche Vorschrift, welche das verbietet oder als unmöglich bezeichnet.“ —

Während dieser Worte Heinrich Emanuels war ein ganzes Geflimmer durch die Augen des geistlichen Rates geschossen. Jetzt wurde der Blick wieder jener feucht lauernde, und um den Mund spielte wieder das Lächeln ewiger Barmherzigkeit, als er die Unterredung abbrach mit den Worten:

„Recht so, mein Lieber! Ich sehe, daß Sie sich nicht irre machen lassen. Auf Sie kann man vertrauen. Ich weiß nun, daß Sie Ihren Beichtvater angehen werden, sobald Ihr Gewissen Sie dazu treibt. Hören Sie nur auf seine Stimme und verschließen Sie Ihr Ohr nicht den Worten, die Gott Ihnen zuflüstert, so wird er Sie vor Unheil bewahren!“

„Gott bewahre mich lieber vor seinen Vertretern!“ dachte Heinrich im Stillen. Dann traten beide zu den übrigen zurück, und der geistliche Rat schien so vollkommen von der geheimen Zwiesprache zufrieden gestellt, daß selbst Helene Heinrich Emanuel vergnüglich zuzunicken sich erlaubte. Sie hielt ihn nun für einen Geretteten, und obendrein halb Geweihten, denn der geistliche Rat hatte, was er ihr noch niemals gethan hatte, seine gelbe feuchte Hand auf dem Haupte seines „jungen Freundes“, wie er ihn nannte, einen Augenblick ruhen lassen. Aber Heinrich Emanuel hatte diese Berührung so empfunden, als ob er mit etwas ganz Schmutzigem und Ekelhaftem zusammengestoßen wäre. —

Der hergestellte Friede war natürlich nicht von all zu langer Dauer, denn nun passierte etwas, was viel weitere Kreise in Aufregung versetzte. Das Raubtier lag auf der Lauer, um mit einem kühnen Sprunge die ahnungslos vorübereilende Beute zu fassen. Die Nerven Heinrich Emanuels waren in dieser angespannt lauernden Verfassung, ohne daß er selbst davon eigentlich ein Bewußtsein hatte. Eine neue Welt war mit dem Leben dieser großen Stadt vor ihn hingetreten. Stundenlang konnte er an einem der Fenster des Café Milano sitzen und den Menschenstrom betrachten, der da von der Zeil her und zur Zeil hin sich an ihm vorüberwälzte. Schon der Anblick dieser nach allen möglichen Zielen strebenden und mit allen möglichen Gedanken herumlaufenden Massen wirkte auf ihn beruhigend und spannend zugleich. Beruhigend, weil er sich freute, hier den gemächlichen Zuschauer spielen zu können, und anspannend, weil er doch fühlte, daß das Leben eigentlich immer noch an ihm vorbeiflutete. Einmal sehen, einmal mitempfinden können, was eigentlich die Ursache dieser flutenden Lebensbewegung war, das war ein Wunsch, der ganz von selbst sich in die Seele des Jünglings hineinschlich. Dann warf er wohl hin und wieder einen Blick in die aufliegenden Zeitungen, aber er legte sie bald wieder weg, denn Personen und Sachen, die da abgehandelt wurden, waren ihm ja vollkommen fremd. Nahm er sich die Mühe, einmal eine Reichstagsverhandlung nachzulesen, so stand er mit wehem Kopfe davon auf, denn von der ganzen Geschichte verstand er fast kein Wort; es schien ihm vielmehr, die Leute redeten bloß, um ihre wirklichen Gedanken zu verhüllen, statt sie zu offenbaren. Höchstens die „persönlichen Bemerkungen“ am Schlusse machten ihm hin und wieder einige Freude, denn wenn man sich auch nicht direkt gegenseitig Schafskopf oder sonstwie

betitelte, so sagte man sich doch mit feinen Wendungen ungefähr dasselbe. Namentlich schön war es, wenn der Richter wieder einmal mit Bismarck aneinandergeraten war, und der Kampf der beiden andere Worthelden zu persönlichen Attaquen angeeifert hatte. Im übrigen wußte der Jüngling eigentlich nicht, warum sich die Leute so zankten; er hatte keine Ahnung von den Parteien und ihren Zielen, und wenn er z. B. die Freisinnigen mit den Liberalen und diese wieder mit den Linkskonservativen kämpfen sah, so war ihm das völlig spanisch. Nur einen Eindruck nahm er mit sich aus diesen gelegentlichen Betrachtungen hinweg: die Sozialdemokraten, namentlich Bebel und Liebknecht, mußten ungefähr so etwas wie Räuber und Mörder sein. Ihre Reden und Erwiderungen las er grundsätzlich nicht, denn was hätten solche Leute auch vorbringen können, die von allen andern wie Kanaillen behandelt wurden? Stieß er da auf das dickgedruckte „Bebel“ oder „Liebknecht“, so sprang er mit den Augen gleich weiter, bis er den ersten fand, der gegen den „Kerl“ loszog. In diese feindliche Gesinnung trieben ihn die Attentate auf den alten Kaiser nur noch mehr hinein, und so begrüßte er natürlich das Sozialistengesetz von ganzem Herzen, obschon er gar nicht wußte, was es eigentlich für einen Zweck und für eine Bedeutung hatte.

Weit mehr als die Politik hatte die Kunst auf Heinrich Emanuel anregend gewirkt. Als er da im Theater den Tannhäuser gesehen, hatte es ihn geschüttelt mit so furchtbarer Macht, daß er glaubte, in Lust und Weh vergehen zu sollen. Fortwährend mußte er sein Taschentuch an die Augen bringen, und bald merkte er, daß eine ganze Gesellschaft um ihn herum ebenso erschüttert schien, wie er selbst. Er fühlte sich in einer heiligen Gemeinschaft und hatte keine Ahnung davon, daß die Frauen und Mädchen

da in seiner Nachbarschaft erst durch ihn in diesen Thränenzustand hineingeraten waren, und daß der Schmerz der Frauen dann wieder die ängstlich langen Gesichter erzeugt hatte, welche die Männer um ihn her zeigten. An der Balustrade links aber stand ein Offizier, und Heinrich Emanuel sah, daß der ihn mit seinem Monocle fixierte, wobei ein spöttisches Lächeln um seine Lippen lief. Dann wandte sich der Offizier rückwärts zu einer Dame; sie erhob das Opernglas, schaute herüber und lächelte, und bald schüttelte sich eine ganze Gesellschaft vor Lachen da drüben. Heinrich Emanuel muß sehr entrüstet hinübergeblickt haben, denn sie kicherten und lachten so, daß von einigen Ecken ein Protest laut wurde. „Ein ganz roher Mensch!“ dachte sich Heinrich Emanuel im stillen, aber er wunderte sich eigentlich doch darüber, daß dieser „ganz rohe Mensch“ Offizierskleider trug. — „O, diesen Wolfram von Eschenbach singen und spielen zu können, nein, einen Tannhäuser machen zu können — das müßte doch etwas Herrliches sein, ja, das wäre das Höchste! Darüber hinaus giebt's nichts Schöneres mehr!“ Die Ahnung von der Größe menschlicher Schöpferfreude hatte den Jüngling gepackt, und sein Sehnen schweifte weit, weit hinaus.

Bald darauf kam es nach der Auflösung des Reichstags durch den Kronprinzen zu Neuwahlen. Heinrich Emanuel besuchte mit seinem Prinzipal eine liberale Versammlung in Sachsenhausen, und sein Prinzipal sagte: „Den Mann werde ich wählen.“ Einige Tage später besuchte er ebenso eine demokratische Versammlung. Sonnemann sprach. Und der Prinzipal sagte: „Nein, das ist der rechte! Der bekommt meine Stimme.“ Da kamen die Katholiken auf den Gedanken, einen eigenen Kandidaten aufzustellen. Professor Janssen war der Kandidat. Und der Prinzipal sagte nun: „Es ist zwar aussichtslos, daß der durch-

kommt, aber natürlich gebe ich mit Stolz als Katholik einem unsrer besten Katholiken die Stimme." — Heinrich Emanuel wunderte sich, daß man in einer Woche so schnell von einem zum andern hinüberspringen könne, aber sein Urteil bestätigte sich, daß eigentlich alle Parteien „egal" wären. Nur der liberale Kandidat trat um eine Linie in seiner Achtung zurück, aber den Sonnemann und den Janssen nannte er stets in einem Atem, als ob sie Brüder und die besten Freunde wären. Als der Reichstag dann endlich ohne Janssen zu stande gekommen war, zog sich Heinrich Emanuel von der Politik wieder zurück. Etwas ganz anderes, etwas viel Erfreulicheres und Erhebenderes hatte sein ganzes Wesen in eben dieser Zeit ergriffen.

Eines Tages stand Heinrich Emanuel in der „Pulverkammer" am großen Eisenmörser und stampfte darauf los, wie Siegfried am Amboß. Aber er sang nicht, wie jener:

„Nothung! Nothung!
neidliches Schwert!"

sondern Mund und Nase hatte er fest mit einem roten Taschentuche verbunden, denn er stieß spanische Fliegen zu Pulver, und dabei mußte man die Schleimhäute vor allzu beträchtlicher Aufnahme der feinen aufsteigenden Staubteilchen möglichst hüten. Mitten in der Arbeit fühlte er, wie hinter ihm etwas vorbeihuschte. Er ließ die schwere Mörserkeule fallen und schaute um. Nur noch einen Kleidzipfel sah er hinter der Treppenwendung verschwinden; von der Treppe her, die zur Vorratskammer hinaufführte, hörte er die Stimme der jüngsten Tochter Selma, welche vor wenigen Tagen aus dem Institute angekommen war, um die Ferien zu Hause zu verbringen.

„Selma," rief Heinrich Emanuel hinauf, „mach', daß Du herunterkommst! Du kannst Dich jetzt nicht hier aufhalten."

Der junge Mann hatte mit seinem verbundenen Munde hinaufgerufen und schien oben nicht recht verstanden zu sein, denn nur ein Kichern war die Antwort. Unwillig ging er die Treppe hinauf, das „verfluchte Weibsbild“ herunterzujagen. Oben aber fand er zwei junge Damen, Selma mit ihrer Freundin Adda. Heinrich Emanuel hatte die letztere schon ein paarmal flüchtig gesehen. Sie war ihm hübsch erschienen, aber weiter hatte sich der große Träumer keine Gedanken gemacht, bis Selma ihm vor einigen Tagen gesagt hatte, er habe eine Verehrerin. Den Namen hatte sie ihm nicht genannt, aber jetzt erblickte Heinrich Adda, und im Nu riß er das rote Tuch vom Gesicht; eine Handlung, welche Selma furchtbar lächerlich erschien, denn sie lachte aus vollem Halse. „Ich wollte,“ stotterte Heinrich etwas verlegen los, „die Damen nur darauf aufmerksam machen, daß Ihnen der Aufenthalt hier jetzt sehr bös bekommen könnte, denn ich stoße unten spanische Fliegen, und wenn Sie die feinen Staubteilchen lange einatmen, wird ein fürchterlicher Katarrh die Folge sein.“

„Dann wollen wir machen, daß wir schnell wieder fortkommen,“ lachte Selma heraus und sprang wie ein Eichhorn die Treppe hinunter. Adda vermochte ihr nicht so schnell zu folgen, da Heinrich Emanuel vor ihr stand und ganz vergaß, auf die Seite zu treten. So waren die beiden jungen Menschen da oben plötzlich allein. Sie sahen sich an und redeten nichts, und weil sie nichts redeten, wurden sie immer verlegener, bis Heinrich Emanuel fühlte, daß doch einer endlich einmal etwas sagen dürfte. Er begann also, aber merkwürdiger Weise begann er sofort mit einer Liebeserklärung, welche, der Situation angemessen, allerdings sehr holperig ausfiel.

„Sie wissen vielleicht schon,“ meinte er, „wie — das heißt, ich wollte Ihnen eigentlich schon lange sagen, was —“

Adda schlug ihre großen blauen Augen auf und sah den Jungen ganz merkwürdig an. Der stockte in seiner Rede plötzlich, brach dann aber mit Ungestüm heraus: „Fräulein Adda, darf ich hoffen . . .“ Hier stockte er wieder. Aber er nahm einen neuen Anlauf: „Darf ich hoffen, Fräulein Adda, daß . . . Sie einmal ebenso denken werden wie ich?“

Ganz rot und verlegen stotterte Adda ein „Ja!“, worauf Heinrich Emanuel ehrerbietig beiseite trat und den Zugang zur Treppe frei gab.

„Ich danke Ihnen“ . . . sagte er noch in tiefer Erregung, als Adda die ersten Stufen hinabstieg, um dann plötzlich ebenso schnell in der Unterwelt zu verschwinden, wie vorher Selma. Dann mußte er sich lange besinnen, bis er fassen konnte, was da geschehen war, und endlich stürzte auch er die Treppe hinab, ließ die spanischen Fliegen spanische Fliegen sein, zog seinen besseren Rock an und begab sich nach vorne, um Karl Alt in der Rezeptur zu helfen. Als er nun die Aqua destillata-Flasche an den Hals des Fläschchens auf der Wage setzte, klapperte die erste so deutlich hörbar gegen das zweite, daß Karl Alt aufschaute und frug:

„Was hast Du denn? Du zitterst ja am ganzen Körper.“

Und Heinrich Emanuel fand auch, daß er am ganzen Körper zittere. Aber warum, das konnte er Karl Alt nicht sagen. Der war „nun nicht so dumm“.

„Aha, die Weibsbilder dahinten!“ meinte er höhnisch. „Na, dann werden Deine Dichtungen wohl endlich gegenständlicher werden, und Dein lautes Träumen nachts dürfte mir bald sagen, w e r es ist.“

„Ja, Alt, es ist so!“ versetzte Heinrich Emanuel mit offenem, seligem Vertrauen. Ich bin glücklich, überglücklich! Ich habe ihr meine Liebe erklärt.“

„Wem? Ihr? — Der Selma?" frug der Gehilfe dagegen.

„Nein, nicht der, — der andern!" sagte Heinrich Emanuel.

„Was, der andern? Es sind ja mindestens sechs andere da hinten. Wem also?" forschte Karl Alt weiter.

„So, sechs? Ich habe nur eine gesehen. Fräulein Adda, ja, die Adda war es" — antwortete Heinrich stolz.

„Donnerwetter!" platzte Alt heraus, „Du hast keinen schlechten Geschmack. Aber wie ist denn die Geschichte gegangen? Erzähl' einmal!"

„Nun, wie soll sie denn gegangen sein?" versetzte Heinrich etwas erstaunt. „Gut ist sie gegangen, sie hat „Ja" gesagt."

„So, sie hat „Ja" gesagt? Was hattest Du sie denn gefragt? forschte der Gehilfe weiter.

„Was werd' ich sie denn gefragt haben? Nichts hab' ich sie gefragt!" fuhr Heinrich nun fast beleidigt heraus. Dann besann er sich: „Ja doch, natürlich habe ich sie gefragt; ich habe sie gefragt, ob ich hoffen dürfe . . ."

„Daß Sie meine Liebe erwidern?" spottete Alt wieder lachend dazwischen.

„Ach was, nichts von Liebe!" rief Heinrich erzürnt. „Ich habe etwas ganz Anderes gefragt."

„So, nichts von Liebe! Was denn?" frug der andere ganz erstaunt.

„Ob ich hoffen dürfe, daß sie einmal gerade so denken werde, wie ich, das habe ich sie gefragt."

Der Gehilfe sah den Lehrling einen Augenblick sprachlos an. Dann brüllte er heraus: „Denken ist sehr gut, ausgezeichnet!" Und er lachte dabei so fürchterlich, daß Heinrich Emanuel ganz unwillig

wurde und seine Aqua destillata-Flasche mit einem erschütternden Knall an ihren Standort zurückversetzte.

„Also von Liebe war gar nicht die Rede, nur von Denken!" zog Alt dann wieder los. Heinrich Emanuel gab ihm gar keine Antwort mehr.

„Natürlich hat sich da Euer Denken auch weiter nicht zu einem Kuß aufgeschwungen," foppte der Gehilfe unbarmherzig weiter.

„Ich kann der doch nicht so mir nichts dir nichts um den Hals fallen," erwiderte der Lehrling wütend. „Übrigens kannst Du Deine dummen Bemerkungen für Dich behalten. Ich weiß schon selber was ich thun und reden muß."

„Nein, Junge, das weißt Du nicht," versetzte Alt, dessen gutes Herz nun allmählich mitleidig zu begreifen begann. „Aber Du brauchst nicht wütend zu werden und brauchst Dich auch nicht zu ärgern und zu betrüben. Die Sache wird schon werden. Ich will Dir helfen dabei."

Das gute Verhältnis der beiden Freunde war sofort wieder hergestellt, als Karl Alt nun dem Jungen riet, am Abend ein Gedicht zu verfassen, in dem er dann alles sagen müsse, was er oben vergessen habe. „Die Pointe muß die Bitte um einen Kuß sein, denn das Eisen muß man schmieden so lange es warm ist."

Und Heinrich Emanuel setzte sich abends hin und dichtete:

An die Liebste.

Flieg' in die Arme mir, Liebste,
Still' mir der Seele Glut!
Wild laß die Lieb' uns umgaukeln,
Strömen der Küsse Flut!

Spiegeln soll mir Dein Auge
Liebe, nur Liebe treu.
Himmlisches, frohes Entzücken
Weckten die Träume scheu.

In Deinen Armen zu liegen,
Anschmiegend Brust an Brust,
Fühlen den seligsten Gleichtakt —
Süßeste, höchste Lust!

Das ist mein heißes Begehren,
Das meiner Seele Glück —
Laß Dir's, o laß Dir's gefallen,
Daß ich ans Herz Dich drück'.

Diese einigermaßen im Telegrammstil verfaßte Lyrik wurde fein säuberlich in ein Couvert gesteckt und der Post übergeben. Und dann wartete Heinrich Emanuel auf Antwort. Aber die himmelstürmende Attaque des pillendrehenden Dichters mußte auf Adda einigermaßen lähmend gewirkt haben. Sie ließ nichts von sich hören. Heinrich Emanuel geriet in Verzweiflung, und er hätte sich mit Cyankali oder Strychnin gewiß ein Leid angethan, wenn nicht Karl Alt und die „Muse" gewesen wären. Karl Alt tröstete:

„So schnell geht das nicht! Du mußt dem Mädel doch Zeit lassen!" Und die Muse flüsterte ihm zu:

„Komm' an mein Herz und wein' Dich aus!" — Und Heinrich Emanuel weinte sich aus und dichtete dabei eine Phantasie, die begann:

Wenn Du wüßtest,
Wie's mir Armen
Tief betrübt die Seele mein;
O, Du fühltest
Auch Erbarmen,
Würdest mir viel besser sein!

Und dann dichtete er ein „Lebe wohl!", welches schloß:

„Nur Trauer ist Dein Los und steter Schmerz!"
So raunt das grausame Geschick mir hohl.
Doch sterbend ruft mein brechend Herz:
„Sei glücklich, Du! O, lebe wohl!"

Und dann folgte eine „Klage" und dann ein romantisch-phantastisches Gedicht „Der schlafende Engel"

und dann „Sehnsucht“, „Liebesglut“, abermals „Klage“, „Schlummerlied“, „Abend“, „Melancholie“ und zuletzt gar eine „Leichenphantasie“. Das waren so die Produkte eines Zeitraums von etwa acht Tagen. Der Junge war außer sich. Kontrollieren ließ sich nicht mehr, was da in seinem Innern vorging, und Karl Alt hatte über und über aufzupassen, daß er keine Dummheiten anstellte. Da war einmal eine „Emuls. pap. alb.“ zu machen. Der Arzt hatte das Rezept mit Bleistift geschrieben und statt „pap. alb.“ mußte der, welcher sich noch nicht völlig auskannte, unbedingt „pip alb.“ lesen. So begann Heinrich Emanuel statt aus weißem Mohnsamen (Semen papaveris albidum) die Emulsion aus weißen Pfefferkörnern (Semen piperis albi) zu stoßen. Die „Emulsion“ sah Alt, der eben hinzukam, etwas zu gräulich aus. Er frug, was Heinrich Emanuel gemacht habe.

„Was da steht,“ erwiderte dieser protzig.

„Hast Du den Samen von dort oben genommen?“ frug der Gehilfe weiter.

„Ja, natürlich! Woher denn sonst?“ war die Antwort.

Aber „dort oben“ standen leider auch die Porzellanbüchsen von „Semen pap. alb.“ und „Semen pip. alb.“ dicht neben einander. Ein Glück, daß Alt immer noch nicht traute. Die „Emulsion“ war auch zu dünn. So band er sie wieder auf und versuchte. Aber kaum auf der Zunge, spuckte er die Probe mit einem „Aeeh“ wieder aus. „Pfui Teufel, was hast Du denn da hineingethan?“ rief er, nachdem er noch drei oder vier mal ausgespuckt hatte.

„Herrgott Donnerwetter, was auf dem Rezept steht, und nichts anders, als was auf dem Rezept steht: 15 Gramm Semen piperis albi — —“

Mit einem fürchterlichen Lachen brüllte der Gehilfe los und rief, daß die Wände widerhallten: „Pfeffer

Nimmt der Kerl Pfeffer, statt Mohnsamen. Na, den Patienten hättest Du mir schön eingepfeffert! Eine Emulsion aus Pfeffer! Hat man so etwas gehört? — Hier, Kerl, lies einmal, was da über Emulsionen steht: „Diese sämtlichen Stoffe bilden, in passende Form gebracht, auf die Anwendungsfläche eine deckende Schicht, die unter Umständen das losgestoßene Epithel vertreten und dadurch den oft sehr heftigen Reiz mildern kann, welchem die Nervenendigungen von Seiten der Sekrete und Ingesta ausgesetzt sind.“ — Also die Reize zu mildern, giebt man Emulsionen, und Du machst eine von Pfeffer. Die hätte die Reize allerdings furchtbar gemildert, denn der arme Teufel würde sich beim ersten Löffel wohl die Lunge ausgehustet haben.“

Heinrich Emanuel stand furchtbar verstört da bei dieser immer ernster werdenden Darlegung. Dicke Thränen traten ihm in die Augen, und Karl Alt fühlte Mitleid mit dem Armen. Er bog ein: „Na, gerade so gefährlich wär's nun nicht gewesen, denn den Dreck bekommt man ja überhaupt nicht hinunter. Also beruhige Dich!“

Heinrich Emanuel aber beruhigte sich nicht so schnell und meinte, auf seine Herzgegend weisend: „Du weißt ja, wie es hier bei mir aussieht. Ich werde noch verrückt, wenn das so fortgeht!“

„Dummes Zeug!“ rief Karl Alt. „Laß dem Mädel doch nur Zeit! Aber schick' ihr einmal keine Gedichte mehr und mach' es so, wie sie es mit Dir macht! Laß einmal nichts mehr von Dir hören! Du sollst sehen, dann wird die Gans bald anschwirren!“

Heinrich Emanuel war tief empört. „Gans“, eine „anschwirrende Gans“! — Ein solches Bild, solche Ausdrücke über dieses Wesen, das er so mit der ganzen Glut seiner jungen Träumerseele anbetete und verehrte! Er erwiderte dem „Menschen“ nichts mehr, ging hinaus

ins Laboratorium und rührte melancholisch in der einzudickenden Extraktmasse herum.

Aber ein Apothekerlehrling ist „sozusagen auch ein Mensch“, und wie komisch die Wirkungen auch waren, die Heinrich Emanuel mit seiner treuherzigen Unbeholfenheit hervorbrachte, die Liebe, die erste bewußte zur Unsterblichkeit strebende Liebe hatte sein ganzes Wesen doch mit elementarer Macht erfaßt. Er sah und hörte nichts mehr, als was sie ihm zuflüsterte, und für ihn war die Lage ernst, todesernst. Die wechselnde Sturmflut, welche sein Empfinden zwischen den Ufern einer unbeschreiblichen Seligkeit und düsterer Melancholie hin und her trieb, war so mächtig natürlich, dabei so naiv und von jeder Reflexion und Rücksicht frei, wie dies nur bei einem ungebrochenen reinen Menschenkinde möglich ist.

Er wußte, daß seine Adda Unterricht im Klavierspiel gab: Und fortan kannte er nur einen Weg: Die lange Fahrgasse hinauf durch die alte Friedberger Gasse, durch die Vilbeler Straße zum Friedberger Thor hinaus nach der Ecke der Bornheimer Straße. Hier wartete er in einer kleinen Wirtschaft, deren mit grüner Gaze verhängte Fenster auf die Bornheimer Straße hinaussahen, bis sein Engel erschien. Wenige Minuten vor zwei Uhr nahte ihm jeden Mittwoch Nachmittag das Glück. Er verließ die Wirtschaft vorsichtig und zog hinter der Angebeteten her. Die erste Stunde war in der grünen Straße. Er wartete in den nahen Anlagen, bis sein Engel um drei Uhr wieder kam. Dann folgte er weiter die Uhlandstraße hinab zur Ostendstraße. Hier gab Adda die zweite Stunde. Heinrich Emanuel wartete wieder und amüsierte sich damit, die Arbeiten an einem Neubau genau zu verfolgen. Jeden Mittwoch sah er, wie das Haus gewachsen war, aber sein Glück hielt nicht Schritt damit. Und das Haus kam unter Dach, und der

buntbewimpelte Tannenbaum zierte den First, und die Arbeiter feierten den frohen Tag. Aber Heinrich Emanuel freute sich nicht mit ihnen. Dann zogen die Schreiner ein und hämmerten ihm die Ohren voll, und durch das Gehämmer hindurch hörte er manchmal ganz leise die Töne einer Haydnsonate. Adda war da, wo sie herkamen, und Heinrich Emanuel verfluchte die Schreiner mit ihrem einfältigen Geklopfe. Um vier Uhr war auch diese Stunde erledigt. Und nun ging es hinüber nach Sachsenhausen bis zum Oberräder Fußweg. Hier war die dritte und letzte Stunde, die gewöhnlich erst gegen halb sechs Uhr zu Ende ging. Aber Heinrich Emanuel wartete. Und dann zog er wieder hinter der Geliebten her bis zu ihrem Hause.

Auf dasselbe zu lief in fast senkrechter Linie zur Bornheimer Straße ein alter jetzt halb verschütteter Wassergraben durch die Bornheimer Haide. Diesen wanderte nun, da es bereits zu dunkeln begann, Heinrich Emanuel entlang, voll Glück, daß er die Geliebte gesehen, und voll Trauer und Wehmut, daß er sie nicht sprechen, nicht festhalten, nicht umarmen und küssen durfte. Und da stand denn auf Büchsenschußweite ein Feldstein. Er wurde dem armen Kerl zum Ruhesitz, bis ihn die Kälte weiter trieb. Aber oft saß er da lange, lange und sah hinüber nach den erleuchteten Fenstern ihrer Wohnung. Und was ihn hielt war nicht nur Sehnsucht, die stille Lust, seiner Geliebten so nahe zu sein, es war auch die Hoffnung, sie hier einmal spielen zu hören. Die Hoffnung erfüllte sich. Es war ein lauer, herrlicher Frühlingsabend im April, als Heinrich Emanuel wieder hier saß und in die öde Haide hinausträumte. Die Fenster von Addas Wohnung standen heute offen. Ja, er hatte seine Adda noch einmal gesehen, als sie zum Fenster trat und das prächtige Abendrot betrachtete. Dann war

sie zurückgetreten, und da — die Berceuse von Chopin! O, wie klang das, wie wundervoll wußte sie wiederzugeben, was der große Traumtöner da aus ruhig glühender Seele geschöpft! Das war ein so vollendetes Träumen, ein so herrliches Wiegen auf monotoner Begleitung, über welcher zuerst eine sehnsüchtige Melodie sich erhob, wie Gesang verhaltener Liebe. Dann das einfallende Geflöte der Nachtigall in jener kurzen Passage auf As, wo das untere As den zum Sang anhebenden Vogel so deutlich kennzeichnet, während sein sehnsüchtiges Locken wie erinnernder Widerhall in dem oberen As der die Melodie aufnehmenden kurzen Vorschlagakkorde wiederklingt, und dann die ganze süße chromatisch losperlende Akkordfolge mit ihrem unendlichen Nachtleben: Windhauch, Cikadensang, Quellenmurmeln — ein bunt sprühendes Leben, getragen von einer Stimmung, der wellenden, wiegenden Stimmung der Nacht und der Ruhe, ein traumstilles Atmen der Menschenseele, umspielt von tausend Bildern und Gefühlen.

Heinrich Emanuel war im tiefsten Innern ergriffen, als er diese vollendet schöne Musik vernahm, und nachdem sie schon verschollen, war es ihm doch, als sänge der Abend, die ganze zur Ruhe gehende Natur um ihn weiter und weiter, und er wartete, ob es da oben vom Fenster her nicht wieder einfalle und trauliche Antwort gäbe. Aber eine andere Musik fiel ein, Chopins Tarantelle, und Heinrich Emanuel fuhr empor. Erwacht vom Träumen rief die Gegenwart ihn wieder zu sich heran, und mit jener leidenschaftlichen Hetzjagd in Tönen begann auch die wilde Jagd seiner eigenen Gedanken und Gefühle von neuem. Aber eine Offenbarung kam ihm an jenem Abend: „Wer so träumen kann, wie die da mit ihrer Berceuse, wer so wild aufflammen kann, wie Adda jetzt mit der Tarantelle, den hat die Liebe, der kennt sie und will hin zu ihr.“ Und

Heinrich Emanuel faßte den mannhaften Entschluß: „Nächsten Mittwoch spreche ich sie an und hole mir Gewißheit. Wagt sie, mich zu ignorieren, so wird sie auch wagen, mir das gerade heraus zu sagen. Und dann weiß ich, woran ich bin.“ Den sich aufdrängenden Gedanken aber, was dann wäre, wenn sie ihn zurückwiese, drängte seine Jugend wieder beiseite. O, diese Jugend konnte wohl trauern um ein noch nicht erfülltes Sehnen, aber trauern um ein niemals zu erfüllendes, verzagen, das konnte diese Jugend nicht, der Hoffnung und Lebenswille so aus allen Mienen, so aus allem Denken und Thun sprang. Wie Ruhe und zielfestes Wollen kam es über ihn, und er brach langsam auf, den Weg zur Stadt zurückzunehmen.

Noch ehe die Woche zu Ende war, kam es indessen zu einem kleinen Intermezzo. Freitag Abend war Heinrich Emanuel im Laboratorium beschäftigt, als plötzlich Karl Alt hereinstürzte und lachte:

„Hab' ich's nicht gesagt, daß sie anschwirren wird. Die Weibsbilder sind vorne. Nun rasch! Mach', daß Du vorkommst!“ — Weg war er wieder. Heinrich Emanuel warf augenblicklich seinen Rock über und eilte ihm nach. Und da stand nun in der Officin seine Adda mit ihrer jüngeren Schwester Betty. Die letztere war ein frisches fröhliches Ding, ein hüpfender, zwitschernder Vogel, dem vielleicht alles andere in der Welt noch fremd war, nur eins nicht, Schlagfertigkeit. Woran Adda und Heinrich Emanuel so auffällig zu leiden schienen, Betty kannte keine Verlegenheit. Sie erwiderte denn auch sofort lustig den Gruß Heinrich Emanuels, während Adda kaum aufzublicken wagte. Karl Alt war bald mit Betty in heiterem Gespräch.

„Und nun sagen Sie mir einmal, verehrtes Fräulein,“ begann er mit seiner fidelen Ironie, „was veranlaßt Sie eigentlich, an einem halben Dutzend andrer Apotheken vorbeizugehen, von der Bornheimer

Straße bis zur Brückenstraße, um sich hier Ihre Pulver zu holen?"

Während Adda bei dieser Frage über und über rot wurde, lachte Betty hell auf und erwiderte sofort: „Eigentlich ist das eine ganz unverschämte Frage, Herr Provisor. Aber weil Sie es sind, will ich sie doch beantworten. Wenn wir nun Ihretwegen kämen?"

„Ha ha ha ha — meinetwegen!" platzte Alt heraus. „Meinetwegen kommen Sie ganz gewiß nicht, aber ich vermute so etwas, daß hier mein dichtender Freund eine solche Anziehungskraft haben könnte, welche die Entfernung von Bornheim nach Sachsenhausen selbst für so niedliche Füßchen wie die Ihrigen auf eine ganz minimale Distanz zusammenschrumpfen läßt."

„Herrschaft!" fiel Betty wieder ein. „Was sind das für unverschämte Attaquen! Sie haben meine Füße ja noch gar nicht gesehen. Aber wenn Sie über andrer Leute Füße dichten wollen, so kann ich das nicht ändern. Ich kann Sie nur darauf verweisen, daß die Pulver gar nicht für mich, sondern für meine Tante sind, wie die Aufschrift deutlich beweist."

„Ach so!" sagte Karl Alt wieder. „Aber da möchte ich immer noch wissen, was Sie veranlassen kann, für andre Leute Pulver in unsrer Apotheke zu holen?"

„Nun, für seine Tante wird man wohl einmal einen Gang thun dürfen, ohne daß da etwas zu motivieren wäre," versetzte Betty, „zumal, wenn der Weg kein weiter, sondern ein sehr kurzer ist, und wenn obendrein Tante, die gerade gegenüber wohnt, ihre Sachen immer hier holt, wie Sie sehen."

„Sehr richtig!" gestand Karl Alt zu. „Ihr Fräulein Tante heißt also Josefine Grosse? Ist sie vielleicht verwandt mit dem Dichter Julius Grosse?"

„Nein, das nicht! Wenigstens weiß ich nichts davon," erwiderte Betty.

„Nicht? Aber sie wohnt da drüben, nicht wahr?" forschte Karl Alt weiter.

„Nein, nicht da im Deutschen Haus, sondern da drüben hinter dem kleinen grünen Gartenthor, welches Sie von hier aus sehen," war die aufklärende Antwort. — Betty geriet nicht in Verlegenheit. Sie merkte sofort, daß Karl Alt etwas wissen möchte, und gab ihm in unbefangenster Weise Aufschluß.

„Sie besuchen Ihr Fräulein Tante wohl häufig?" frug der Gehilfe ebenso unbefangen weiter.

„Ja, wie man's nimmt. Einmal in der Woche! Freitags abends sind wir immer da drüben. Aber Tante ist jeden Tag bei uns."

„Schön, mein Fräulein! So hoffe ich," kam Alt wieder mit seiner ironischen Heiterkeit, „daß auch wir fortan häufiger das Vergnügen haben werden, Sie zu sehen. Denn in solch' liebe Augen kann man, wie Sie begreifen werden, nicht häufig genug hineingucken."

„Ja, glauben Sie denn, wir kommen zum Vergnügen her," fiel Betty wieder aus, „oder gar, um Sie in unsre Augen sehen zu lassen?"

„Warum soll ich denn das nicht glauben?" frug Alt trocken. „Dieser Glaube macht uns nun einmal selig, und im übrigen verlangen wir ja absolut gar nicht, daß Sie uns das eingestehen. Sie mögen immerhin ein Kopfweh zum Vorwand nehmen, um ein Brausepulver zu holen, oder eine Wunde am Finger, um die Berechtigung zu haben, englisches Pflaster zu verlangen, oder — —"

„Nun hören Sie aber auf, sonst werde ich grob!" platzte Betty heraus. „Wir kommen her, wenn es uns beliebt, und lassen uns da nichts von Ihnen aufdrängen."

„Sie verstehen mich vollkommen falsch!" meinte Alt. „Von Aufdrängen ist gar nicht die Rede. Wenn Ihr eigenes Herz oder, wie Sie sagen, Ihr eigenes

Belieben Sie nicht hertreibt, so kann ich natürlich nichts dagegen machen. Ich meine nur, Sie sollten Ihr Belieben dann auch nicht umgehen und Ihren Wünschen Erfüllung verschaffen, wenn sie so leicht zu haben ist."

Betty ging abermals auf den Scherz ein und erwiderte mit komischem Pathos: „O, unsere Wünsche! Auf wie viele muß man nicht verzichten! Ja, ja, der Mensch denkt und Gott lenkt."

„Lassen Sie Gott nur immer lenken, aber suggerieren Sie ihm vorher freundlichst, wohin er Sie lenken soll! Er läßt schon mit sich reden, denn seine Güte ist unendlich," versetzte der Gehilfe. „Und nun, meine Damen, die Pulver sind fertig und wir hoffen, daß der weite Weg Ihren zarten Füßchen auch ferner nicht allzu beschwerlich fallen möge. Im andern Falle haben wir für wehe Füße und wunde Herzen hier die allerbesten Mittel. Also schenken Sie uns bald wieder das Vergnügen! — Ich habe die Ehre." Und Karl Alt überreichte die Pulver mit graziöser Verbeugung.

„Bitte, was macht das?" frug Betty.

„Das macht fünf Mark. Aber weil Sie es sind, sagen wir fünfundachtzig deutsche Reichspfennige."

„Sie sind ja sehr gnädig!" lachte Betty.

„Eben! Erkennen Sie also meine Güte und kommen Sie bald wieder! Aber ohne Scherz, meine Damen, lassen Sie uns nicht so lange vergebens harren!"

Bei dieser plötzlich sehr ernst und in vertraulichem Tone gehaltenen Bitte blickte Karl Alt Fräulein Adda an, und seine laute Bitte wurde von einer so eindringlich stummen aus Heinrichs Augen begleitet, daß das Mädchen ganz rot wurde. Aber Karl Alt hatte mit seiner unbefangenen Drauflosgängerei sein Ziel erreicht. Nach Verlauf von kaum einer halben Stunde erschien Betty wieder und diesmal mit einer Dame,

die sich sofort als ihre Tante zu erkennen gab. Sie hätten die Oblaten zu den Pulvern vergessen, erklärte Betty, und während Karl Alt sie abzählte, musterte Tante Josefine Heinrich Emanuel, er aber nicht minder sie. Und er kam zu dem Resultate, daß diese Tante, die höchstens dreißig Jahre zählen konnte, ein paar lustige Augen im Kopfe habe, und wenn diesen Augen das Herz entsprach, so hatte er von der Tante absolut nichts zu fürchten, aber sehr vieles zu hoffen. Noch während dieser momentanen gegenseitigen Abwägung sah Heinrich Emanuel plötzlich starr nach dem Fenster auf die dunkle Straße hinaus.

„Was giebt's denn da so Schreckliches?“ frug Tante Josefine, die seinen Blick bemerkt hatte.

„Aber ich bitte Sie,“ ermannte sich nun Heinrich Emanuel, „wie können Sie denn Ihr Fräulein Nichte da draußen auf der Straße warten lassen? Bei der Dunkelheit! Bei dem Wetter!“

„Giebt's denn hier in der Gegend Räuber oder wilde Tiere?“ frug die Tante, über Heinrich Emanuels Schrecken lachend. „Adda wollte nicht noch einmal mit herein, weil es so komisch aussehe, wenn wir alle drei kämen. So entschloß sie sich einfach, draußen zu warten.“

„Komisch, komisch!“ sagte Heinrich Emanuel mit leisem Tadel. „Als ob es hier überhaupt etwas Komisches gäbe! Die Dinge sind doch einfach furchtbar ernst!“

„Ich weiß zwar nicht, welche Dinge Sie meinen,“ erwiderte die Tante, „aber ich gebe Ihnen doch recht!“

„Sie müssen nämlich wissen,“ fiel hier Karl Alt ein, der merkte, daß demnächst eine wirkliche Komik ausbrechen müßte, wenn das so fortging, „daß es sich in einem Berufe, wie dem unsrigen, täglich, stündlich um Leben und Tod handelt. Da wird man allerdings sehr ernst, und namentlich auf einen Menschen

mit so tiefem Empfindungsvermögen, wie es meinem Freunde da eigen ist, wirkt dieses Bewußtsein mit großer Macht.“

„Ich verstehe das sehr wohl,“ erwiderte Fräulein Josefine. „Aber ein solches Bewußtsein muß notwendig auch die Auffassung vertiefen, welche Sie von Ihrem schönen Berufe haben.“

„Heinrich Emanuel, merkst Du was? Die Tante redet von Deinem schönen Berufe!“

Diese Worte sprachen aus dem raschen Blick, den Karl Alt nun zu dem Lehrling hinübersandte. Und als die beiden Damen nach einigen unauffälligen Verzögerungen die Apotheke verlassen hatten, stolzierte der Gehilfe auf und ab und rieb sich die Hände. Bald lachte er, bald wurde er wieder ernst. Dann fuhr er heraus: „Du, Grünauer, Du hast zwar ein erbärmliches Gesicht in die Welt hineingemacht, aber die Weiber haben gesehen, daß Dir die Geschichte verdammt ernst ist und ungeheuer nahe geht. Verlaß Dich darauf, jetzt geht es gut!“

Eben wollte Heinrich Emanuel zu einem neuen Rezept die nötigen Ingredenzien holen, als er da auf dem Repositorium neben sich eine Rose liegen sah.

„Da schau her!“ rief er Alt zu.

„Das Aas!“ platzte dieser lachend heraus. „Die Kleine ist schon der reinste Teufel. Ein schlaues Weibsbild! Eine Rose! Wie sie die nur daher bugsiert hat? Ich habe nicht einmal gesehen, daß sie eine hatte. Da hört sich schon alles auf!“

„Nein, Betty hatte auch keine,“ fiel Heinrich ein. „Aber Adda hatte eine Rose vorstecken, als sie hier war. Aber sie hat sie auch wieder mit hinausgenommen.“

„Ach so! Also darum die Geschichte mit den Oblaten! Und darum blieb die Adda draußen, weil

sie hier nicht sicher war, sich zu verraten. — Aber halt! — Das geschieht nicht!"

Heinrich Emanuel wollte sich nämlich eben die Rose ins Knopfloch stecken, als Alt abwehrte:

„Die Weiber sind schlau, aber wir dürfen nicht dumm sein. Du steckst die Rose nicht an, denn wir werden ganz gewiß noch kontrolliert heute abend, ob sie gefunden wurde. Hierher stellst Du sie, daß man sie nicht sieht. Und wenn Du fertig bist, stellen wir uns an die Thüre, aber ohne Rose. Dich hat man zappeln lassen. Laß die jetzt auch ein bisl zappeln! Sie werden dann schon bald noch deutlicher werden. Um ein Viertel vor zehn, hat Betty gesagt, gehen sie gewöhnlich Freitags abends wieder heim. Dann stehen wir an der Thüre. Verstanden?"

Und die beiden standen im vollen Licht der Thüre, als drüben das Gartenthor aufging, und die Damen langsam heimwärts pilgerten. Aber die Rose war nicht, wo sie gesucht wurde, an Heinrich Emanuels Brust. Dieser Liebesgruß war nicht verstanden oder nicht acceptiert worden. Man mußte deutlicher werden.

Am nächsten Sonntag hatte Alt seinen freien Tag. Gegen Mittag kam er lachend daher. „Du," rief er Heinrich Emanuel zu, „ich habe einen Gruß für Dich von Adda. Sie läßt um Entschuldigung bitten, daß sie auf Deine reizenden Gedichte nicht geantwortet habe, da Du vergessen hättest, Deinen Namen darunter zu setzen."

Heinrich Emanuel war wie aus den Wolken gefallen. Er wollte wissen, wo der Gehilfe sie denn getroffen.

„Na, in der Kirche!" lachte der.

„Ja, die gehn doch nicht in Deine Kirche! Du bist doch protestantisch!" versetzte Heinrich Emanuel.

„Nein, in meine Kirche gehn die so wenig, wie ich hineingehe. Eben darum ging ich in die ihre. Ich dachte mir heut früh: Schaust dir den Dom einmal

an. Und als ich drin war, dachte ich: Könntest auch ein bisl herumspionieren! Aber da war niemand. So bummelte ich zur Leonhardkirche unten am Main, wo es eben läutete, und richtig, um neun Uhr kommen sie angerückt. Nach der Messe, die mir offen gestanden entsetzlich lang wurde, wartete ich draußen und sprach sie sofort an. Ich begleitete sie ein Stückchen, und so bekam ich nach und nach verschiedenerlei heraus, was uns nützlich sein kann. Also erst einmal stets Sonntags in der Leonhardkirche um 9 Uhr. Zweitens Liebfrauenkirche Hochamt an hohen Festtagen, aber nur dann! Drittens Samstags nachmittags dieselben Stunden, wie Mittwochs, also auch derselbe Weg! Viertens in vierzehn Tagen Sonntag nachmittag Waldfest mit dem katholischen kaufmännischen Verein! Also paß auf, daß Du hinkommst! Der Alte muß Dir eine Einladung besorgen. Er kennt ja die meisten Leute, und ich halte schon jour für Dich! Zuletzt frug ich gerade heraus, warum Fräulein Adda denn Deine Gedichte so ganz unbeantwortet gelassen habe? — Er hat ja keinen Namen darunter gesetzt, fiel Betty sofort ein. Wir ahnten wohl, daß sie von ihm seien, aber wir wußten es doch nicht. Wir hätten uns also mit einer Antwort höllisch blamieren können! — Ja, das war allerdings nicht ganz schlau von Dir! Aber Betty frug nun nach der Rose. Ihre Schwester hätte sie vergessen. Ob wir keine gefunden hätten? — Ich lachte und gestand, daß wir sie wohl fanden, daß wir aber nicht daran gedacht hätten, sie sei von ihnen. So hätten wir sie wohl ins Wasser gestellt, aber nachher, als sie verwelkt, fortgeworfen. Aber mit einer neuen Rose würden wir schon zärtlicher sein. Sie reagierten nicht darauf. Als ich mich dann am Eck der alten Friedberger Gasse empfahl, kam Adda, die bisher überhaupt nichts gesagt hatte, ganz verlegen heraus:

„Bitte grüßen Sie Ihren Freund herzlich von mir und sagen Sie ihm meinen Dank für die hübschen Gedichte! Sie waren wirklich sehr hübsch!“ — Na, da hast Du denn Deinen Gruß. Heb' ihn Dir gut auf! Ich sage Dir, die Geschichte sitzt! Sie hat gerade so schwer zu tragen, wie Du, glaub' es mir! Und an Dir ist es nun, die Sache locker zu machen und endlich einmal in Gang zu bringen.“

Am nächsten Mittwoch war Heinrich Emanuel am Platze. „Heute muß es entschieden werden!“ — Er hatte sich die Sache folgendermaßen zurecht gelegt: „Vor der grünen Straße nicht, von der grünen Straße zur Ostendstraße auch nicht, sondern erst nach der Stunde in der Ostendstraße um vier Uhr, denn der Weg ist der längste und günstigste.“ So stand er denn von drei bis vier Uhr an dem Eck der Obermainanlage und Ostendstraße und wartete. Die Zeit kroch langsam vorwärts und mit dem Warten wuchs die Aufregung. Ganz heiß wurden schon die Stiele des schönen Veilchenstraußes, den er in der Hand hielt. Er nahm ihn in die andre Hand und promenierte weiter auf und ab. Vom Ostbahnhof her schlug es vier Uhr. In höchstens fünf Minuten mußte sie kommen. Der Strauß in der Hand begann leise zu zittern. Das Zittern wurde stärker. Schon waren sieben Minuten vergangen. Ist sie am Ende schon fort? — Hast du nicht ordentlich acht gegeben? — Eine steigende Unruhe bemächtigte sich mit diesem Gedanken Heinrichs. Aber nein, nein — da ging die Thüre, und da kam sie heran — und da war die Geschichte fertig. — Heinrich Emanuel war blaß geworden, totenblaß, als er Adda kommen sah, aber er wollte, er mußte heute zum Ziele gelangen. So zwang er sich zur Ruhe, und der Zwang hatte zur Folge, daß plötzlich das Blut wieder heiß und rot zur Höhe stieg, und da — eine Welle überflutete das Ufer, und

der Junge mußte das Taschentuch vor die Nase halten. Einen Augenblick besann er sich noch. Aber lange hatte er nicht Zeit, denn Adda war schon ganz nahe herangekommen. Da warf er den Veilchenstrauß direkt vor ihre Füße. Sie stutzte, sah auf, bückte sich und nahm ihn. Als sie sich aufrichtete, war Heinrich Emanuel verschwunden. Die Anlage hinab zum Recheneygraben lief er, denn er fühlte wohl, daß die heftige Blutung sobald nicht nachlassen werde. Da unten an dem schwarzbraunen Wasser stand er nun und kühlte seine Schläfen und schlürfte das Wasser aus der hohlen Hand, und längst mußte Adda in Sachsenhausen sein, als er traurig den Weg zur Apotheke zurücknahm. Der Gehilfe meinte zuerst, es sei ihm ein Unglück zugestoßen. Aber nach kurzer Erklärung holte er Alaunlösung her, ließ Heinrich noch einige Prisen nehmen und sagte: „Jetzt marsch hinauf! Verwisch' die Spuren und dann hinaus auf den Oberräder Fußweg! Nachher ist die allerbeste Zeit! Denn es wird dann schon dunkel, und wenn ihr langsam geht, habt Ihr fast eine Stunde für Euch!"

Und Heinrich Emanuel sauste die Treppe hinauf, legte einen frischen Kragen und eine neue Kravatte um und stürzte wieder fort. Durch die winkelige und holperige Elisabethenstraße ging es im Eilschritt zum Neuen Wall.

„Nu, Herr Professor, brennt's wo?" rief ihm ein biederer Sachsenhäuser zu, für den er schon so manches Rezept angefertigt und den er trotz aller „weinigen Rhabarber", die er ihm täglich verzapfte, noch nicht dahin gebracht hatte, den „Professor" und „Provisor" auseinander zu halten.

„Jawohl!" warf Heinrich Emanuel zur Antwort hinüber.

„Da passe Se uff, daß Se mit de Finger nit gar ze tief enoitappe!" —

Aber der Junge vertraute der Alaunlösung diesmal, und der tüchtige Blutverlust hatte seinen Kopf klar und ruhig gemacht. Vom Affenthor her schlug's fünf ein halb Uhr, als Heinrich Emanuel in den Oberräder Fußweg einbog, und als Adda wenige Minuten später erschien, trat er direkt auf sie zu und begann:

„Entschuldigen Sie mein ungeschicktes Benehmen von vorhin, Fräulein Wilmans! Ich habe Sie gewiß sehr erschreckt?“

„O nein, der Schrecken war nicht so groß. — Ich danke Ihnen für die schönen Blumen, aber Sie müssen das nicht wieder thun, denn ich muß doch zu Hause Aufklärung darüber geben, woher ich sie habe. Und lügen möchte ich nicht gern,“ gab Adda freundlich zur Antwort.

„Aber ich darf Sie jetzt ein Stückchen begleiten?“ begann Heinrich Emanuel wieder.

„Wenn's Ihnen Freude macht! Aber dann wollen wir diesen Weg gehen.“ — Und sie bog sofort rechts ab in den Wasserweg hinein. Am Mainufer angelangt, mußten die beiden dann über die Deutschehaus-Bleiche zum Aufgang an der alten Brücke wandern, um auf das Frankfurter Ufer zu gelangen. Die Stadt lag in violetten Duft getaucht. Über die Brücke hin eilten die schwarzen Silhouetten aus der Arbeit hin und her. Auf dem Flusse trieben einzelne Kähne träge dahin, und zwischen durch nur schoß ein Boot des Frankfurter Ruderklubs mit seiner farbig leuchtenden Bemannung. — Stumm und im Eilschritt passierten die beiden mit ihren Gedanken die Brücke. Karl der Große sah sie gar verdächtig an, aber bald waren sie dem Menschenstrom entrückt, und langsamer wanderten sie die schöne Aussicht hinunter der Obermainanlage zu. Hier nahmen sie nun stets die inneren schmalen Fußwege und fühlten sich allmählig etwas sicherer. So

sprachen sie denn auch nicht mehr von der „herrlichen Luft“ und dem „schönen Abend“, sondern von ihren eigenen Dingen.

„Was die Lüge betrifft,“ begann Heinrich Emanuel, „würden Sie sich denn genieren, zu bekennen, daß die Blumen von mir sind?“

„Nein, das nicht!“ war die tröstende Antwort. „Aber Sie begreifen, daß man damit doch nicht so herausplatzen kann. Wir müssen da sehr vorsichtig sein.“

„Haben Sie denn irgendwem schon von meinen Gedichten gesprochen? frug Heinrich weiter.

„Ja!“ erwiderte Adda. „Meine Schwester kennt sie, Tante Josefine auch, und daheim habe ich noch eine Tante, die Schwester meines Vaters. Wir nennen sie „Seppe“, weil sie auch Josefine heißt. Und die beiden haben der Mama ebenfalls davon gesprochen.“

„So? Und was haben die denn dazu gesagt?“ warf Heinrich ein.

„Ei, gelacht haben sie, von denen haben wir nichts zu fürchten. Die sind alle auf unsrer Seite. Nur der Papa, der wird furchtbar böse werden, wenn er es hört.“

Und so plapperten die beiden Seligen weiter, den langen Weg hin. Bald lachten und scherzten sie, wie zwei alte Freunde, aber sie blieben „per Sie“. Sich auch äußerlich näher zu treten, wagten sie nicht. Eine liebe, kindliche Scheu hielt sie davon zurück. Nur einige Dinge betreffs der „Zukunft“ wurden beraten. Heinrich Emanuel sagte, seiner Mutter Namenstag sei in nächster Zeit. Er werde ihr dann alles schreiben und „Sie, liebes Fräulein, legen Sie Mama ein Kärtchen mit einem Glückwunsch bei?“

„Geht denn das?“ frug Adda zögernd.

„Natürlich geht das!“ sagte Heinrich lustig. „Mama wird uns helfen, und Papa auch. Und wenn wir die einmal haben, fürchte ich Ihren Papa nicht mehr.“

So sagte Adda zu. Dann versprach sie Heinrich zu schreiben, aber „Sie müssen mir zuerst schreiben." Und dann wurde abgemacht, daß Heinrich Emanuel Freitag Abend einmal hinüber zu Tante kommen sollte, damit er Addas Mama kennen lerne. Und dann — meinte Adda — „geht es nicht, daß Sie Ihren Ausgehtag auf Donnerstag verlegen? Mittwochs habe ich immer Stunde. Donnerstags habe ich ganz frei. Auch ist Papa dann in der Schule, und wir könnten dann doch eher einmal zusammenkommen, als Mittwochs. Auch mag ich nicht, daß Sie da immer so lange warten."

Das alles wurde abgemacht. Am Eck der Bornheimer Straße schieden die beiden. Aber Heinrich Emanuel hatte Adda gesagt, er werde ihr noch langsam folgen und den Graben entlang in die Haide wandern. Er wolle noch etwas hier draußen bleiben. Adda erschien am Fenster und Betty kam auch bald und hatte einen Operngucker, und so sahen die beiden abwechselnd hindurch, bis es wirklich ganz dunkel geworden war. Da brach Heinrich auf, und als er unten am Hause vorbeikam, da nickte Betty ihm ganz fröhlich und vergnügt hinunter.

An jenem Abend ging Heinrich Emanuel nicht mehr aus. Er saß da oben in seinem Zimmer und war voll Seligkeit, und diese ganze überwallende Seligkeit warf er zu Papier. Drei Bogen schrieb er voll, und er war mit seiner Seligkeit immer noch nicht zu Ende, als Karl Alt erschien, um sich zur Ruhe zu legen. Und:

„Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden,
Es blüht das fernste, tiefste Thal;
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden."

Tag für Tag wurden nun Briefe gewechselt. Wie sprach da jedes Wort naive, selige Liebe! Wie verschwanden da alle Rücksichten! „Du und Du" — so schrieben sie sich und machten sich liebe Vorwürfe, daß noch keiner im persönlichen Zusammensein das „Du" gefunden habe, und dann wurden gute Vorsätze gefaßt: „Beim nächsten Mal mußt Du „Du" sagen," und beim nächsten Mal sagten beide wieder „Sie" und wurden rot und verlegen und lachten sich hintennach in kindlichem Ärger selbst aus.

Am Freitag Abend war Heinrich Emanuel für eine halbe Stunde hinüber zur Tante gesprungen. Er hatte Addas Mama gesehen, und die hatte ihn gebeten, nächsten Donnerstag Nachmittag um drei Uhr einmal zu ihr zu kommen, wenn er könne. Heinrich Emanuel hatte Herrn Forster mitgeteilt, er sei zu nächstem Donnerstag eingeladen. Ob er Donnerstag statt Mittwoch gehen dürfe. Herr Forster hatte weiter gefragt, und Heinrich Emanuel hatte kein Hehl daraus gemacht, wohin er eingeladen sei. Der Prinzipal schien beruhigt. Aber noch war der Donnerstag nicht da, als er hinauf zu Frau Forster beschieden wurde.

„Setz' Dich einmal, mein Junge!" begann sie sofort. „Die vielen Briefe, welche Du in letzter Zeit erhalten hast, und auch andere Quellen beweisen mir, daß Du ein Liebesverhältnis angefangen hast. Das werde ich nun, die ich Mutterstelle bei Dir zu vertreten habe, nicht zugeben, und ich sehe mich genötigt, Deinen Eltern Mitteilung davon zu machen. Auch werde ich den geistlichen Rat auffordern, mit Dir darüber zu reden, wenn Du es nicht vorziehen solltest, die Sache sobald als möglich wieder abzubrechen."

Also ein Ende sollte seiner Seligkeit gemacht werden. Aber man verrechnete sich. Heinrich Emanuel war mit einem Schlage zum Mann geworden. Er hatte eine Festigkeit, einen Mut in sich, wie nie

zuvor, und er war entschlossen, jeden Widerstand einfach niederzubrechen. Zufällig hatte er in seinem überseligen Drange auch gar nicht den Namenstag seiner Mutter abgewartet, um seinen Eltern Nachricht von seiner „Verlobung" zukommen zu lassen, sondern er hatte sofort geschrieben. Und schon hatte er einen lieben Brief seiner Mutter in Händen, die ihn versicherte, weder sie nach Papa würden seinem Glücke im Wege stehen, und wenn auch die Verlobungszeit etwas arg lang ausfallen dürfte, so seien beide ja noch jung und könnten warten. Lieber wäre es den Eltern allerdings, wenn Heinrich und seine Adda sich nicht so fest bänden, da ja bei ihrer Jugend eine Sinnesänderung nicht ausgeschlossen sei. Aber sie vertrauten ihm nicht nur, daß er in seiner Wahl vorsichtig gewesen, sondern sie wünschten ihm auch wie seiner Adda von ihrer Neigung jene Zufriedenheit und Ruhe, wie nur wahre Liebe sie zu geben vermag. „Wir wissen wohl" — schloß die Mutter — „daß so ein junger Mann in einer Stadt wie Frankfurt allen möglichen Versuchungen ausgesetzt ist, aber nichts hat unsere Sorge darüber mehr beruhigt als die Mitteilung, daß Du ein Mädchen aus so braver Familie gefunden hast, der nun Deine freien Stunden gehören. Verbringt sie immer glücklich und seid beide herzlich umarmt und geküßt von Eurer Mama."

Heinrich Emanuel antwortete Frau Forster also jetzt, daß sie mit ihrem Schreiben an die Eltern zu spät komme, denn er habe ihnen schon geschrieben. Frau Forster stutzte und meinte: „Nun, dann wirst Du von ihnen wohl dasselbe zu hören bekommen, was ich Dir schon sagte. Ihr seid noch viel zu jung, um so etwas anzufangen. Das geht nicht, das kann und darf eine christliche Mutter nicht zulassen."

„Im Gegenteil!" fiel Heinrich Emanuel ein. „Mama hat mir auch schon geschrieben."

„So? Was denn?“ war die Gegenfrage.

„Daß sie und Papa uns nicht in den Weg treten würden,“ sagte Heinrich ruhig.

Das Gesicht, welches nun die Prinzipalin aufsetzte, war unbeschreiblich. Aber sie faßte sich schnell. „Deine Eltern mögen ja vielleicht zustimmen,“ begann sie wieder mit etwas ironischem Ton. „Aber die Eltern Fräulein Wilmans werden nicht zustimmen. Denn ich kenne den Herrn Wilmans als einen sehr strengen und durch und durch katholischen Mann. Er wird das nicht zugeben, am wenigsten, wenn er erst mit dem Herrn geistlichen Rat Rücksprache genommen hat, den ich nun bitten werde, das in den nächsten Tagen zu thun. Deinetwegen, meine Junge, nur Deinetwegen.“

Der Ton ärgerte Heinrich Emanuel, das „vielleicht“ ärgerte ihn noch mehr, und am meisten ärgerte ihn, daß diese Frau den Katholizismus des strengen Herrn Wilmans, der nicht zustimmen würde, hervorhob, im Gegensatz zu seinen Eltern, die zugestimmt hatten. Sollte das eine impertinente Anspielung auf die Religiösität seiner Eltern sein? — So antwortete er mit kalter Schärfe:

„Ob Sie damit etwas ausrichten, weiß ich nicht. Aber was uns beide angeht, so sage ich Ihnen ruhig, daß uns niemand trennen wird, niemand und nichts.“

Frau Forster wollte noch etwas erwidern, aber Heinrich Emanuel schnitt jede weitere Erklärung mit der Behauptung ab: „Im übrigen meine ich, daß Sie die Sache, nachdem meine Eltern gesprochen haben, nichts mehr angeht.“ — Damit ging er zur Thüre hinaus. Unten angekommen, erzählte er Karl Alt die Unterredung.

„Da ist keine Zeit zu verlieren!“ sagte dieser. „Morgen ist Donnerstag. Da mußt Du die Sache

in Ordnung bringen. Du gehst also zu Addas Mutter und bittest sie, mit ihrem Manne zu sprechen, und zwar bald!"

„Ich brauche keinen Fürsprecher," fiel Heinrich Emanuel ein. „Mit Addas Vater werde ich selber reden, und zwar morgen am Tage."

Und so geschah es. Heinrich Emanuel ging etwas früher zur Bornheimer Straße. Die Mutter Addas war empört über die fremde Einmischung, von der Heinrich ihr sofort Mitteilung machte, wußte aber weiter keinen Rat zu geben, denn sie war der Meinung, daß ihrem Manne die Sache nur ganz allmählich und tropfenweise beigebracht werden könne. Im übrigen hatte sie ihr gutes Herz sofort verraten, als sie sagte: „Es scheint mir richtiger, daß Ihre Zusammenkünfte mit Adda unter unserem Vorwissen stattfinden, als heimlich. Und so manche Bedenken ich auch habe, so sage ich doch: Seid Ihr für einander bestimmt, so kann ich daran nichts ändern. Und ich sage ebenso offen heraus, wenn es Ihnen ernst ist und Sie sich die Kraft zutrauen, das Glück meines Kindes mit dem Ihrigen zugleich zu begründen, so halte ich es für meine Pflicht, so viel als ich vermag, dazu zu helfen, nicht aber, Euch in den Weg zu treten. Es thut mir nur leid, daß meine Mittel da sehr beschränkt sind, und auch Ihren Eltern bitte ich mitzuteilen, daß Adda nichts als ihre eigene gut erzogene Persönlichkeit zu der Begründung Ihres materiellen Glückes beizusteuern hat. Das, was man Vermögen nennen könnte, ist nicht vorhanden."

„Habe ich danach gefragt?" versetzte Heinrich Emanuel.

„Nein, aber ich halte es für meine Pflicht, Sie von vornherein darüber aufzuklären; ich thue es, nicht

weil ich denke, daß Sie danach fragen, sondern weil andere danach fragen werden, die Ihnen nahe stehen. Sie müssen mir das also nicht übel nehmen."

Heinrich Emanuel nahm es ihr nicht übel, und was die „Kraft" anging, so hätte er sich in diesem Moment so viel davon zugetraut, nicht nur Adda und sich, sondern einfach nebenbei auch die ganze übrige Welt glücklich zu machen. Nach kurzer herzlicher Erwiderung empfahl er sich, und auf die erstaunte Frage der Mutter, ob er denn nicht noch ein Stündchen bleiben könne, erwiderte er fest: „Nein, jetzt nicht! Ich habe noch einen notwendigen Gang zu machen. Aber wenn Sie heute abend mit Ihren Töchtern bei Fräulein Grosse einen Besuch machen wollten, so würde ich wohl ein Stündchen hinüberkommen können."

Die Mutter sagte zu, und Heinrich Emanuel ging, die Frauen in Zweifel und Ungewißheit, seine Adda aber in einer großen Enttäuschung zurücklassend. Er schlug den Weg zum Schulhause des Herrn Wilmans ein. Den Portier frug er nach dem Herrn Rektor, ob derselbe zu sprechen sei. Und Heinrich Emanuel gelangte ins Rektoratszimmer. Dort fand er einen Herrn mit weißem Bart und blauen Augen. Und die Augen waren die seiner Adda, und sie blickten freundlich und liebevoll in die Welt, so sehr auch Sorge und teilweise Verbitterung ihre tiefen Furchen in das schöne Gesicht des alten Herrn gegraben hatten. Heinrich Emanuel stellte sich vor und begann sofort mit der Entwicklung seines Anliegens. Da wurde das Gesicht des alten Herrn ernst, sehr ernst. Viermal schüttelte sich der schöne Kopf, und nachdem Heinrich Emanuel ungefähr eine halbe Stunde lang gesprochen hatte, ohne daß er anders als durch kleine Einwürfe unterbrochen worden wäre, erhob sich der Rektor und sagte: „Da draußen wollen wir die Sache weiter überlegen. Haben Sie Zeit?"

„Ja!"

„So begleiten Sie mich etwas!"

Die beiden nahmen Stock und Hut und wanderten hinaus. Der Weg führte die alte Friedberger Landstraße hinaus über Heiligenstock gen Preungesheim, von da rechts in der Richtung auf Seckbach und dann wieder der Stadt zu gen Bornheim. Aber merkwürdigerweise berührte der Rektor das vorhin besprochene Thema nicht wieder. Sie sprachen von allem Möglichen. Bei Heiligenstock machte der alte Herr einige historische Bemerkungen. Dann frug er plötzlich: „Wie nennt man bei Ihnen diese Bäume?"

„Das sind Ulmen," erwiderte der Junge.

„Kennt man bei Ihnen den Namen „Rüster" auch dafür?"

„Ich weiß es nicht," versetzte Heinrich. „Es ist möglich, daß der Name auch bei uns bekannt ist."

„Mich freuen diese Bäume immer. Es giebt nicht leicht schönere wie diese," warf der Rektor hin. Dann sprang er wieder ab und frug: „Haben Sie sich denn auch schon mit unserem Nationalgetränk inniger befaßt?"

„Nein, ich trinke so wie so nicht viel," gab Heinrich Emanuel zur Antwort, „und den „Ebbelwoi" habe ich nur erst einmal versucht, aber geschmeckt hat er mir offen gestanden gar nicht."

„O, da müssen Sie einmal mit mir nach Seckbach kommen, oder besser noch nach Bergen, was Sie da drüben sehen, oder nach Hochstadt. Da werden Sie dem Apfelwein schon Geschmack abgewinnen, denn die verstehens, ihn zu behandeln."

Heinrich Emanuel war selbstverständlich hoch erfreut darüber, daß er mit seinem „zukünftigen Schwiegervater" Apfelweinreisen machen sollte, und er hielt dies natürlich für einen ersten Erfolg. Nach ungefähr

dreistündigem Marsch kamen die beiden endlich wieder in der Bornheimer Straße an. Unten am Gartenthor wollte Heinrich Emanuel sich verabschieden.

„Wollen Sie nicht noch einen Augenblick mit hinauf kommen und meine Damen begrüßen?“ frug der Rektor.

Aber Heinrich Emanuel verzichtete großmütig für diesmal auf die Freude. „Wenn Sie erlauben,“ — sagte er — „werde ich den Gruß ein andermal bringen. Jetzt muß ich schleunigst nach Sachsenhausen.“

„Es wird mich freuen, Sie hie und da bei uns zu sehen,“ versetzte der alte Herr lieb. Man sah es ihm an, der Bursche hatte ihm gefallen. Er hatte ihm ins Herz geschaut bei dem dreistündigen Marsch und dabei einen braven Kerl entdeckt, der noch mit allen Segeln voll Hoffnung und Lebensmut der Zukunft zusteuerte. Und als Heinrich Emanuel noch stehen blieb, als sich auf seinem Gesichte deutlich der Wunsch verriet, die Kardinalfrage doch mit einigen deutlicheren Worten berührt zu sehen, da setzte der Rektor von selbst hinzu: „Sie möchten noch etwas wissen? Aber, lieber junger Freund, wenn die Jugend etwas anpackt, so redet das Herz die Hauptsprache, und diesem Herzen kann man nicht mit Verstandespredigten kommen, ohne ihm wehe zu thun. Das aber möchte ich nicht. Was ich einzuwenden habe, sagen Sie sich gewiß auch selbst, denn aus Ihren klaren Augen redet ein klarer Verstand. Und doch sind Sie nicht gesonnen, Ihr Herz und seine Wünsche unter die Herrschaft dieses Verstandes zu stellen. Also was Sie selbst nicht thun wollen, dazu kann ich Sie nicht zwingen. Es bleibt uns nur übrig, abzuwarten, wer von den zweien recht hat, Ihr Verstand und der meinige oder Ihr Herz und das meiner Adda. Sie wissen darum, woran Sie sind: Ich will Ihr Verhältnis zu meiner Tochter dulden, bitte Sie aber,

äußere Konsequenzen noch nicht zu ziehen. Von öffentlicher Verlobung u. s. w. kann in absehbarer Zeit keine Rede sein. Und ebenso müssen Sie mir versprechen, daß Sie nicht danach streben, einen geheimen Verkehr draußen mit meiner Tochter zu haben. In meinem Hause und meiner Familie soll Ihr Verkehr bleiben, da sollen Sie mir stets ein lieber Gast sein. Und wenn vielleicht noch ein Wörtchen Gehör findet — ich hoffe es zwar nicht, weil ich die Jugend kenne, aber vielleicht wirkt es gerade bei Ihnen —: Lassen Sie Ihr Verhältnis möglichst ein freundschaftliches, ein kameradschaftliches sein und vermeiden Sie das Air eines sogenannten Liebesverhältnisses! Ich sage Ihnen das, nicht weil ich Ihnen entgegentreten möchte, sondern weil mir Ihr Glück ans Herz gewachsen ist. Also gute Kameradschaft, junger Freund! Und nun adieu!"

Und Heinrich Emanuel machte Kehrt und rannte gen Sachsenhausen. Am Friedberger Thor nahm er sich eine Droschke, um schneller vom Platze zu kommen. Zum grünen Gartenthor flog er hinein und die Treppe hinauf, die Damen zu begrüßen. Schon lange hatte man ihn erwartet, und ungeduldig waren die Scheibengardinen oftmals beiseite geschoben worden und wieder zugefallen. Jetzt hatte man beinahe die Hoffnung schon aufgegeben, daß er noch kommen würde. Um so größer war der Jubel, als er nun doch in die Gesellschaft hineinbrach.

„Ja, wo haben Sie denn gesteckt?" — flog es ihm von allen Seiten entgegen, und aus Addas Augen leuchtete so etwas wie stiller Vorwurf. Das reizte den Bengel, und er erwiderte mit größter Seelenruhe:

„Wo ich gesteckt habe? Im Café Bavaria halt. Da haben wir Skat gespielt und konnten uns nicht trennen."

Die Frau Rektor glaubte es und machte ein beleidigtes Gesicht; die Tante Josefine glaubte es und machte ein befremdetes Gesicht; Betty glaubte es nur halb und machte gar kein Gesicht, und Adda glaubte es gar nicht und rief: „Das ist nicht wahr! Sie waren irgendwo anders, und ich sehe es Ihnen an, daß Sie eine gute Nachricht für uns haben.“ — Heinrich Emanuel setzte den Scherz nicht fort, sondern begann nun:

„Würden Sie mir denn glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich mit Herrn Rektor Wilmans einen dreistündigen Spaziergang gemacht habe?“

„Was? — Mit Papa? — Nein, das glauben wir auch nicht!“

„Und doch ist es so, und der Herr Rektor und ich sind gute Freunde geworden. Wir machen nächstens eine Apfelweinreise zusammen nach Seckbach, und die da drüben können jetzt nichts mehr machen. Ich werde ihnen mit samt ihrem geistlichen Rat schön heimleuchten.“

Nun glaubte man ihm. Er mußte erzählen. Als er zu Ende war, gestand ihm Frau Rektor, es sei ihr ein schwerer Stein vom Herzen gefallen.

Der Abend verlief in behaglichster Stimmung. Heinrich Emanuel begleitete die Damen nach Hause, nachdem für Montag Nachmittag eine Tour nach der oberen Schweinstiege verabredet worden war. Frei zu kommen, würde ihm schon gelingen, denn er werde die Botanisierbüchse über die Schulter hängen und dem Alten einige schöne Blumen für das Herbarium versprechen.

Was Heinrich Emanuel bisher half, alle Hindernisse einfach und schnell zu besiegen, das war die schöne Naivetät, die ihn auf seinen Wegen begleitete. Er gab sich, wie er war, wie er fühlte und dachte,

mit herzbezwingender Unbefangenheit, und mit ihr bezwang er die Verhältnisse um sich her.

Ein weiterer Kampf blieb ihm noch zu kämpfen. Am Samstag früh erschien der geistliche Rat. Er führte sich als Beichtvater Addas ein und leitete daher das „Recht“, sich genauen Aufschluß über das zwischen den beiden jungen Leuten angebahnte Verhältnis zu holen.

„Was ist da aufzuschließen?“ — fiel Heinrich Emanuel sofort ein. „Wir lieben uns einfach und weiter nichts!“

„Ja, dabei wäre ja an sich nichts! Aber Sie sind beide doch noch sehr jung,“ meinte der geistliche Rat vorsichtig.

„Eben darum!“ — erwiderte Heinrich sofort. „Wenn alte Leute sich lieben, so kann man darin vielleicht etwas Anormales sehen. Aber wir sind jung, also lieben wir uns.“

„Das ist ein etwas kühner Schluß!“ — versetzte der geistliche Rat, „denn die Jugend hat doch nicht das Recht, zu thun, was sie will. Sie muß doch auch vor allem danach fragen, was Recht, was Gewohnheit ist, was im Staats- und Gesellschaftsleben Sitte ist, und namentlich was die Kirche als sittlich sanktioniert und heiligt.“

„Nein, die Jugend“ — stürmte Heinrich Emanuel abermals los — „hat nicht das Recht, zu thun, was sie will, wohl aber das, was sie muß, d. h. lieben. Das ist doch üblich, das ist doch ihr Recht, das doch auch Gewohnheit. Und was Staats- und Gesellschaftsleben für Sitten haben, weiß ich zwar nicht so genau, doch kann ich mir nicht denken, daß Staat und Gesellschaft etwas gegen die Liebe der Jugend haben könnten. Wäre dies trotzdem der Fall, so sage ich Ihnen gerade heraus, daß mir dann das Staats- und Gesellschaftsleben einfach gestohlen werden kann.

Ich will dann nichts mehr damit zu schaffen haben. Und die Kirche — ich kenne kein Gebot, das echte und wahre Liebe als unsittlich stempelte."

Der geistliche Rat hatte verschiedene Male gelächelt. Dann wurde er wieder ernst und hub an: „Ja, so ein junger Stürmer wirft alles schnell über den Haufen, wenn es gilt, seinen Wünschen, seinem Egoismus Befriedigung zu verschaffen. Mit dem Gesellschaftsleben geht das aber doch nicht so schnell, mein Lieber. Denn zur Gesellschaft gehören doch z. B. Ihre Eltern auch, dazu gehören die Eltern der Braut, dazu gehören alle Ihre Verwandte und Freunde, und Sie werden doch wohl nicht sagen wollen, daß Sie mit denen allen nichts mehr zu schaffen haben wollen?"

„So?" — setzte Heinrich Emanuel in fragendem Tone hinzu. — „Aber wenn die alle zur Gesellschaft gehören und das die Gesellschaft ist, um die ich mich zu kümmern habe, so ist das ja gar nicht so gefährlich."

„Meinen Sie?" — erwiderte der geistliche Rat. „Was glauben Sie denn, daß z. B. Ihre Eltern und die Eltern der Braut zu diesem Verhältnisse sagen werden?"

„Darüber brauche ich mir keine Gedanken mehr zu machen," versetzte Heinrich, denn die Leute haben schon geredet. Ich weiß also, was sie sagen."

„Nun, was denn?" — forschte der sanfte Herr neugierig.

„Daß sie damit einverstanden sind!" — erwiderte Heinrich Emanuel.

„Was?" — Und dieses Was war sehr lang. „Ihre Eltern, ja, die mögen vielleicht damit einverstanden sein. Aber haben Sie denn mit Rektor Wilmans auch schon gesprochen? Soweit ich ihn kenne . . ."

„Der ist mir der Liebste von allen!" — platzte Heinrich Emanuel heraus. „Ja, ich habe mit dem Herrn Rektor gesprochen, und er hat dasselbe gesagt,

was meine Eltern auch gesagt haben. Er hat mich nicht abgewiesen, sondern nur gebeten, wenn ich meine Braut" — dieses Wort wurde sehr stark betont — „sehen wolle, so möchte ich das nicht heimlich, sondern in seinem Hause, in seiner Familie thun. Dort würde ich ein willkommener Gast sein."

Das Gesicht des geistlichen Rates zeigte plötzlich eine große Rührung. Mit sauersüßem Lächeln erwiderte er: „Eben das war meine Sorge, die Heimlichkeit! Der Herr Rektor hat sie mir mit seinem weisen Entschlusse verscheucht. Und so will ich, junger Freund, Sie nicht nur von Herzen beglückwünschen, sondern ich gestatte Ihnen auch, merken Sie sich das wohl, was ich hundert andern meiner Obhut Anempfohlenen eben nicht erlauben könnte und dürfte."

Heinrich Emanuel hatte auf der Zunge: „Wenn man etwas erlauben will, muß man erst ein Recht dazu haben. Das hier aber ist meine Angelegenheit, die Sie nun einmal ganz und gar nichts angeht." — Aber er hielt zurück. Nach einigen gegenseitigen Komplimenten ging der geistliche Rat zur Frau Forster hinauf, und Heinrich Emanuel hoffte, nun endlich Ruhe zu haben. Es schien auch so. Denn der alte Herr Forster kam am Sonntag, da er einmal wieder ganz ausgezeichnet aufgelegt war, nun auch seinerseits auf das Thema zu sprechen, und es machte fast den Eindruck, als habe ihn die Niederlage, welche seine Frau auf der ganzen Linie erlitten, heimlich erfreut.

„Du hast Dich nun verlobt, mein Junge, und wenn Du auch noch sehr jung bist, so wünsche ich doch, daß es Dir zum Glück ausschlagen möge. Ich weiß ja, wie das dann so ist mit den jungen Leuten. Sie möchten sich sehen und ein Stündchen hier, ein Stündchen da miteinander verbringen. Ich will aber nicht, daß Du nun zu allen möglichen Kniffen Deine Zuflucht nimmst, um das zu erreichen. Wenn Ihr

etwas abgemacht habt miteinander, wenn Ihr Euch sehen oder einen Spaziergang miteinander machen wollt, so kommst Du zu mir und sagst es offen. Ich werde Dir nichts abschlagen, wenn es irgendwie geht. Also, mein Junge, vor allem offen sein! Keine Ausreden! Und dann: Deine Studien dürfen nicht leiden! Verstanden?"

„Da seien Sie unbesorgt!" — erwiderte der Lehrling. „Ich will mir nun erst recht eine blanke Eins holen. Aber wie ist es denn mit dem freien Nachmittag und dem Sonntag?"

„Jetzt, wo ich weiß, wo Du Deine freie Zeit zubringst, gebe ich Dir gern Freiheit. Es bleibt bei dem Donnerstag Nachmittag!" — war die Antwort.

„Danke schön!" — versetzte Heinrich Emanuel. „Aber ich hätte gleich eine Bitte."

„Nun?"

„Morgen Nachmittag möchten wir mit einander in den Wald. Frau Rektor Wilmans hat mich eingeladen. Darf ich?"

„Ja, wenn alles in Ordnung ist!" — sagte der alte Herr.

„Dafür werde ich schon sorgen," erwiderte Heinrich Emanuel. „Außerdem werde ich meine Botanisierbüchse mitnehmen und sehen, daß ich etwas Schönes heimbringe."

„Gut so!" — versetzte Herr Forster munter. „Das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden, ist eine Weisheit, die einem oft sehr viel Zeit und Unannehmlichkeiten ersparen kann. Ich hoffe, daß die Botanik, die Du bisher etwas vernachlässigt hast, nun auch zu größerer Ehre gelangen soll. Es ist doch gerade nicht das Unangenehmste, mit seiner Liebsten auf die Blumensuche zu gehen. Was?"

„O, gewiß nicht!“ — scherzte Heinrich Emanuel weiter. „Und das Herbarium soll bald an Umfang gewinnen!“ —

Das war der Himmel, der sich nun über seinem jungen Glück ausbreitete, und in diesem Himmel schwamm er mit all seinen Plänen und Gedanken umher und war glücklich, selig bis ins tiefste Herz hinein. — —

Am Montag Nachmittag Punkt zwei Uhr stand Heinrich Emanuel am Eck der Schiffer- und Brückenstraße, hier am Eingang in den alten Friedhof die Ankunft seiner Adda zu erwarten. Heute wie nie war er neugierig auf ihr Gesicht, denn gleich am letzten Donnerstag Abend hatte er nach seiner Heimkunft ihr eine lange Epistel geschrieben und die ängstliche Umgehung des „Du“ gar fürchterlich persifliert. Dann aber war eine Antwort gekommen in gleichem Stile, und in dieser Antwort schob Adda die ganze Schuld auf Heinrich Emanuel ab. Er hatte natürlich in einer zweiten Epistel sofort dagegen protestiert, aber Adda hatte in einer kunstgerechten Triplik auch diesen Angriff abgeschlagen. Auf diesem Punkte stand die Sache jetzt. Er sann und sann, wie er es denn eigentlich machen sollte, um an das „Du“ endlich heranzukommen. Und während er noch sann und dem leisen Amselrufe lauschte, der aus den Fliederbüschen des Friedhofs wie verschlafen zu ihm herausdrang, kicherte es plötzlich hinter ihm. Er wandte sich um, und: „Ah, da bist Du ja schon!“ flog ihm über die Lippen. Von selbst, ganz von selbst war das Du gekommen, und er staunte innerlich, wie leicht das eigentlich gegangen war. Adda fand sich nicht so leicht zurecht, aber Betty war sofort bei der Hand:

„Wir waren doch eher da, als Du!“ neckte sie Heinrich Emanuel, „und doch warest Du so siegessicher, daß Du Dich nicht einmal ordentlich umschautest.“

Betty hatte mit Bewußtsein in dem einen Satze drei mal „Du“ und einmal „Dich“ gesagt, und Heinrich Emanuel staunte innerlich abermals über diese Kühnheit und den selbstverständlichen Ton, in dem sie diese Vertraulichkeiten hervorbrachte. Die Frau Rektor und Tante Josefine übernahmen nun die Führung durch den Friedhof dem Niederräder Fußweg zu. Heinrich Emanuel folgte in der Mitte zwischen Betty und Adda. Er und Betty führten die Unterhaltung, denn sie waren ja schon „per Du“, während Adda das verhängnisvolle Wort noch nicht über die Lippen gebracht hatte. Auch jetzt hielt sie zurück und warf nur hie und da eine kritische Bemerkung in die Neckereien der beiden, wie: „Er ist doch eigentlich ein schrecklicher Mensch“ oder „das hat er wieder einmal ausgezeichnet gemacht.“

So kam man bis zum Waldrande, und an dem sogenannten „Körnerplatze“ vorbei strebte man gemächlich dem Forsthaus der oberen Schweinstiege zu. Die untern Äste der Buchen glänzten in hellem prächtigen Frühlingsgrün, während bei den oberen die Knospen erst aus der silbergrau schimmernden Hülle hervorzubrechen begannen. Der Mai zog ins Land mit Sang und Blütenduft. Die Wonne des Werdens und Wachsens durchzitterte die Welt, und frisch und thaufeucht umkoste die Waldluft die einsamen Wandrer. Betty und Tante Josefine wußten vor übermütigem Leben bald nicht mehr, wie sie jubeln und lachen sollten. Heinrich Emanuel aber war stiller geworden. Er schritt an Addas Seite hin und überließ sich dem süßen Bewußtsein, in dieser herrlichen Frühlingswelt mit seiner Adda so ruhig und ungestört einherwandeln zu können. Wie von selbst ward der Schritt der beiden langsamer, während die andern einen Vorsprung gewannen. Aber Betty unterhielt die Verbindung zwischen den getrennten Marsch-

kolonnen. Wie von selbst nahm Heinrich Emanuel die Hand seiner Adda und lenkte ihren Arm aufwärts, bis er in dem seinigen ruhte. Und dann schritten sie weiter schweigend — träumend — selig. Schon schimmerte das Wirtshaus durch die Bäume, schon drangen die Stimmen andrer fröhlicher Gäste verloren aus dem Grün. Da hielt Heinrich Emanuel unter einer mächtigen Buche plötzlich an: „Du — Du, kannst Du das Du denn gar nicht finden?“

Ein „Doch!“ war die Antwort, aber kein „Du!“ Ihre treuen blauen Augen schlug Adda auf, als wollte sie sich besinnen. Aber Heinrich Emanuel nahm ihren Kopf still zwischen seine Hände und sah sie an. Dann bog er sich langsam nieder und eindringlich und lieb küßte er zum ersten Mal den stummen Mund, der nur die süße Sprache der Verlegenheit und verhaltener Sehnsucht zu kennen schien. Adda zog den Mund nicht zurück, sondern mit herzinniger Begierde schlang sie die Arme um den Hals des Geliebten und sah ihn an so glücklich, so überselig, als hätte des Frühlings ganze Wonne sich über sie ergossen. Lange, lange fand keiner ein Wort. Endlich frug Heinrich Emanuel: „Adda warum sagst Du mir denn gar nichts?“

„Und wenn ich auch fort und fort redete, sagen könnte ich Dir doch nicht, wie lieb ich Dich habe,“ gab sie ruhig zur Antwort. Und Heinrich Emanuel drückte sie wieder ans Herz, aber er küßte sie nicht wieder. Der erste Kuß! Seine Wonne erreicht ja kein folgender mehr. Und doch wandert die Sehnsucht stets wieder nach diesem ersten zurück, und in der Zahl möchte sie jene Seligkeit wiederfinden, die einmal war und nie wieder. — Aus dem Rausche der ersten Liebesfeier fand Adda sich zuerst wieder auf sichern Boden zurück. Sie erschien munter und aufgeräumt bei den andern, die ihre Plätze schon eingenommen hatten, aber alle merkten doch, daß es Heinrich Emanuel

heute nicht sonderlich um Gesellschaft zu thun war. So beschleunigte man den Aufbruch, um sich noch einige Stunden im Walde ergehen zu können. Aber Adda war plötzlich verschwunden. Man wartete. Sie kam nicht. Mama und Tante wurden unruhig. „Ich werde sie suchen," rief Heinrich Emanuel und sprang davon. Direkt zu jenem Baume zurück nahm er den Weg. Er wußte doch, daß sie nur da zu finden sein werde. Und da stand sie denn auch an den Stamm gelehnt und zog eine Blume durch die Finger, während ihre Augen weit in die Ferne suchten. Als sie die nahenden Tritte hörte, wendete sie sich rasch um und breitete die Arme aus. Heinrich flog auf sie zu und jetzt — jetzt küßte er sie wieder und wieder und sie vergaßen in sehrender Lust derer, die da drüben ihrer harrten.

„Ach so! Pardon!" klang es plötzlich neben ihnen. Betty war nun auch gekommen, die beiden zu suchen. Und da fand sie sie denn und trat verlegen zurück. Aber die beiden lachten, und aus ihrem Traume erweckt, folgten sie der mahnenden Schwester.

Und der Abend legte sich über den Wald, ehe man an den Heimweg dachte. Als man in die Nähe der Häuser zurückgelangte, da klang aus dem epheuumwachsenen Fenster einer kleinen Villa träumend und wiegend heraus Rubinsteins herrliches:

Es blinkt der Thau in den Gräsern der Nacht,
Der Mond zieht vorüber in stiller Pracht,
Die Nachtigall singt in den Büschen.
Es schwebt über Wiesen im Dämmerschein,
Der ganze Frühling duftet hinein,
Wir beide wandeln dazwischen.

O Lenz, wie bist du so wunderschön!
In dem blühenden Rausch dahinzugehn,
Am Arm seine zitternde Liebe.
Mit dem ersten Kuß in den Himmelsraum,
Und nur zu glauben in thörichtem Traum,
Daß es ewig, ewig so bliebe!

Fünftes Hauptstück.

Zum Tode betrübt!

Bis der letzte Ton verklungen, hatten die Liebenden an jenem Abend dem bewegten Sange gelauscht. Dann waren sie schweigend heimwärts gewandert. Arm in Arm geschmiegt, hörten sie nur immer wieder jenen jauchzenden Aufschwung:

„Mit dem ersten Kuß in den Himmelsraum!“

Die warnende Klage der beiden letzten Verse verstanden sie nicht. Sie waren ja einander und ihres Glückes so sicher, daß sie am Ende dieses ersten Frühlingstraumes, der ihren knospenden Seelen entschwebte, garnicht zu denken vermochten. Gegenwart war ihnen alles, lebendige Gegenwart und Wirklichkeit. Aus ihr mußte glückliche Wirklichkeit in der Zukunft sprießen. Von einem andern Werden der Liebe hatten sie ja kein Wissen. Unbewußt, ahnungslos wandelten sie ihren Weg. In ihrem eigenen Willen besaßen sie die Sicherheit der Zukunft. Sie gehörte ihnen, weil sie wollten. Kein Zweifel, daß es einmal anders werden könnte, störte ihr gegenwärtiges Glück.

„Daß es ewig, ewig so bliebe!“

— das war ihr einziges Träumen, und warum dieser Traum ein thörichter sein solle, wer hätte ihnen das wohl begreiflich machen können? —

Wenige Tage nach jener Waldfeier war Heinrich Emanuel in die Heimat gereist zum silbernen Hochzeitsfeste seiner Eltern. Da war ihm zum ersten Mal das Gefühl davon gekommen, wie es thue, wenn die Gelegenheit, Adda zu sehen und zu sprechen, ihm einmal genommen würde. Aber Adda war lieb. Alle Tage brachte die Mutter ihm einen Brief von ihr, und natürlich erfolgte von seiner Seite umgehende Antwort. So waren es herrliche, unvergeßliche Tage, die er zu Hause verbrachte. Sein Vater war wirklich stolz auf ihn, denn Herr Forster hatte zum Feste ein Anerkennungsschreiben geschickt, das sich sehen lassen durfte, und der Mutter mußte Heinrich von seiner Adda erzählen, was er denn auch nicht mehr wie gerne that. Und Pläne wurden geschmiedet:

„Im Herbste kommen wir einmal zusammen her, gelt Mama! Das soll dann ein Fest geben!“ meinte Heinrich.

Die Mutter erwiderte zwar, es schicke sich doch nicht, daß Brautleute zusammen reisten. Aber Heinrich Emanuel wollte von dem „Blödsinn“ nichts wissen. „Soll sich vielleicht jeder von uns in ein anderes Coupé setzen? Oder gar in einen andern Zug? Unsinn, Mutter, wir fahren zusammen! Brautleute gehören zusammen! Und wem es nicht paßt, der soll es mir sagen!“

Frau Susanne lachte und strich dem Wildfang durch die Haare. „Du bist doch immer noch der alte wilde Kerl, der Du immer warst. Alles ohne Maß und Ziel! Wird das nie anders bei Dir?“ —

Statt der Antwort holte Heinrich Emanuel seinen „Werther“ her. Den hatte er jetzt doch gelesen, und dieses Wunderwerk einfachster Darstellungskunst hatte ihn tief ergriffen. „Der große Bone ist ein großer Esel,“ hatte er wegwerfend geurteilt, da er nach dem Lesen Werthers seinen alten Ratgeber wieder nach=

schlug und die Stelle fand: „Ein Werther als solcher muß notwendig zum Selbstmord kommen, während der wirkliche Mensch auf natürliche und übernatürliche Weise vielfältig gehalten und gerettet wird.“ Als ob Werther kein wirklicher Mensch gewesen wäre oder doch hätte sein können! Und dann: Hatte Goethe nicht klar dargethan, daß Selbstmord die Folge einer Krankheit ist, daß in dieser sogenannten Freiheit des Willens gerade der vollkommenste Mangel an Lebenswille zu Tage tritt? Und gegen solche Krankheit sollte die Religion ein Heilmittel sein? Dann hätte man mit Religion und Christentum ebenso alle andern Krankheiten heilen können, und die Ärzte und Apotheker wären überflüssig gewesen. Und dann — gab es unter Christen und Katholiken etwa keine Selbstmörder? Heinrich Emanuel erinnerte sich aus seiner Kindheit an zwei Fälle, wo Leute sich gemordet hatten, die an Frömmigkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Aber man hatte sie außerhalb der Kirchhofsmauer in ungeweihter Erde verscharrt, und der Pastor hatte gepredigt, die Leute seien keine Christen gewesen, keine guten Katholiken; sie hätten sich selbst von der Gemeinschaft der heiligen Kirche ausgeschlossen, und so trete die Kirche auch von ihrem Grabe zurück. Nur ihre Bitten könne sie zu Gott senden, daß er den Verlorenen ein gnädiger Richter sein möge. Also man konnte Christ sein ein ganzes Leben lang. Dann kommt eine Krankheit, und diese Krankheit führt den Menschen zu dem Ende, das ihr und ihrem Charakter angemessen ist, und dann wendet sich Christentum und Kirche von dem Gestorbenen ab und sagt: er gehört nicht zu uns! Diese Logik begriff Heinrich Emanuel nicht. Ihm erschien sie als eine grausame Ungerechtigkeit, als eine Unbarmherzigkeit, wie sie nur von solchen fanatischen Duckmäusern erfunden und geübt werden konnte, wie der geistliche Rat einer war. Diese Sorte

Menschen war seiner Seele verhaßt schon lange, lange, ehe er über ihr Wesen weiter nachgedacht hatte. Ja, er hatte Geistliche kennen gelernt, denen er die höchste Achtung und Verehrung gewidmet hatte, deren sein junges Herz fähig war, aber auch andere waren ihm unter die Augen gekommen, vor denen er seinen Abscheu nur schwer zu verbergen vermochte.

„Hör' einmal, Mütterlein," begann Heinrich Emanuel nun, „was da der Goethe von dem „ohne Maß und Ziel in der Liebe" erzählt! „Ein junges Herz hängt ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden des Tages bei ihr zu, verschwendet alle seine Kräfte, all sein Vermögen, um ihr jeden Augenblick auszudrücken, daß er sich ganz ihr hingiebt. Und da käme ein Philister, ein Mann, der in einem öffentlichen Amte steht, und sagte zu ihm: Feiner junger Herr! Lieben ist menschlich, nur müßt Ihr menschlich lieben! Teilet Eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsstunden widmet Eurem Mädchen. Berechnet Euer Vermögen, und was Euch von Eurer Notdurft übrig bleibt, davon verwehr' ich Euch nicht, ihr ein Geschenk, nur nicht zu oft zu machen, etwa zu ihrem Geburts- und Namenstage u. s. w. — — Folgt der Mensch, so giebt's einen brauchbaren jungen Menschen, und ich will selbst jedem Fürsten raten, ihn in ein Kollegium zu setzen; nur mit seiner Liebe ist's am Ende und, wenn er ein Künstler ist, mit seiner Kunst."

„Ja, mein Junge, das ist alles sehr schön," sagte Frau Susanne lieb, „aber Du weißt ja auch, wie die Geschichte da ausgegangen ist. Unglücklich für das Mädchen, unglücklich für Werther, unglücklich für seinen armen Freund und seine arme Mutter. Das scheint mir also doch nicht so ganz richtig zu sein."

„Liebe Mutter, ein Werther bin ich nicht," versetzte Heinrich. „Er ging nicht zu Grunde, weil seine

Theorie falsch war, sondern weil diese Theorie mit seiner Natur in ein Extrem geriet, wo eben alles falsch ist und zum Unglück führt. Ein andrer kann es ruhig wagen, sozusagen maß- und ziellos zu sein, weil eben seine Natur selbst eine maß- und zielvolle ist. Sieh' doch den Goethe selbst an! Bei ihm ging es doch trotz seiner Theorie nicht so aus, sondern im Gegenteil ganz anders. Ob ich nun eine solche Natur bin, weiß ich nicht. Aber es wird mir doch auch nichts helfen, wenn ich mir den Kopf darüber zerbreche. Nur eins sage ich: Goethe hat recht. Und daß er recht hat, hast Du ja selbst oft so herzlich gesungen. Weißt Du das Lied von Kücken:

Wo still ein Herz von Liebe glüht,
O rühret, rühret nicht daran:
Den Gottesfunken löscht nicht aus!
Fürwahr, es ist nicht wohlgethan!

Das ist doch ganz dasselbe was Goethe sagt: Die Philister sollen ihre ekeligen Finger von der Liebe lassen!"

Frau Susanne lächelte und sagte: „Mit Dir kommt man ja nicht aus, Du weißt immer noch was anderes. Aber Du weißt doch was ich meine, wenn Du es auch nicht eingestehen willst. Glücklich sollt Ihr zwei sein, und weil ich an Euer Glück denke, darum spreche ich so und warne Dich vor Übertreibung."

„Ich weiß Mütterlein," erwiderte Heinrich Emanuel, seine Mutter zärtlich küssend. „Du bist auch kein Philister, und im Herbst dürfen wir kommen? Gelt?"

„Wir wollen einmal sehen!" versetzte die Mutter.

Im übrigen hatte Heinrich Emanuel heute keinen guten Tag. Adda hatte nicht geschrieben. Er machte sich allerhand Sorgen und Gedanken. Aber am andern Morgen kam der Brief, und da entschuldigte Adda sich. Sie sei gestern nach den Stunden so müde gewesen, auch habe sie sich in einer Stunde so geärgert,

daß sie die ganze Nacht nicht habe schlafen können. „Die verdammten Stunden!“ brummte Heinrich Emanuel, und er stieg hinauf zur Burgruine, um seine eigenen Gedanken etwas zur Ruhe zu bringen. Und wie er nun da oben stand, das herrliche Thal zu Füßen, den silbernen Rheinstrom in der Ferne, umkränzt von den sieben Bergen; wie sein Blick hinüberirrte zur Ruine von Rolandseck, zur verfallenen Drachenburg, da kamen ihm allerhand alte Geschichten in den Sinn von Liebe und Abenteuer, welche die dichtende und sagende Seele des Volkes um diese ragenden Trümmerstätten vergangenen Lebens gesponnen. Und die Sagen vermischten sich mit seinem eigenen Fühlen. Er setzte sich nieder und schrieb ein Gedicht, in dem er den Mut der Liebe in früherer Zeit mit der trockenen Geschäftsmäßigkeit seiner Zeit verglich. Sein Herz wurde ungestüm und begann zu zürnen:

Doch die Liebe muß sich beugen
Dem, was andre wollen.
Stumm vor andern muß sie schweigen —
Sollt' ich da nicht grollen?

Sollt' ich da vor Wut nicht schäumen,
Muß ich deſſ' gedenken?
Sollt' mein Herz nicht wild sich bäumen,
Wenn mein Lieb sie kränken?

Und er schloß seine aufgeregte Epistel mit dem Hinweis, daß die Liebe heute zurücktreten müsse vor dem, was die Gesellschaft verlangt. Die Natur werde mit Füßen getreten, und darum habe er von dem Vogel geträumt, der sein Nest baut, wenn der Lenz kommt, darum von jenen alten Zeiten, da „voll Mut die Liebe“ und sie einfach nahm, was ihr gutes Recht ist.

Dieser erste Aufschrei seiner Liebe bei eigentlich so gering scheinendem Anlaß, kam Heinrich Emanuel später immer wie Notwitterung vor. „Es giebt nichts

Kleines in der Liebe," sagte er sich, „und das kleinste Hindernis ist für ein naives Empfinden ebenso bedeutend, wie ein großes für den, dessen Empfinden vom Kampfe bereits abgestumpft ist." Doch als er bald darauf nach Frankfurt zurückkehrte, kam auch die Ruhe wieder. Er verfaßte fast täglich mitten unter der Arbeit oder in Ruhepausen seine Verse, deren Korrektheit ja vieles zu wünschen übrig ließ, die aber dennoch, wenn auch in ungelenker und oft platter Sprache, seinen inneren Zustand wiedergaben. Und kam dann der freie Nachmittag oder der freie Sonntag, dann eilte er zur Bornheimer Straße.

Adda nahm bei einem trefflichen Meister selbst noch Unterricht, denn sie hatte es in ihrer Kunst so weit gebracht, daß es traurig gewesen wäre, hätte sie nicht zu künstlerischer Vollendung weitergestrebt. Das war nun Heinrich Emanuel vollkommen recht. Aber gegen das Stundengeben ihrerseits hatte er eine tiefe Abneigung. Er sah, wie sie jedesmal abgeschlagen und müde nach Hause kam; er hörte, wie sie sich geärgert hatte; er fühlte heraus, daß der Gewinn, den dieser handwerksmäßige Betrieb einbrachte, in gar keinem Verhältnisse stand zu dem Schaden, den die „Künstlerin" dabei nahm. Eine Befriedigung in dieser Richtung erschien ihm als der sichere Bankerott der Kunst. Ja, wenn es junge Künstler gewesen wären, denen sie Unterricht erteilte! Da hat ja auch der unterste Anfänger dasselbe Ziel mit dem vorgeschrittenen Künstler, und der Dienst der Kunst weiht die Bestrebungen des Lehrers und Schülers. Aber für den Hausgebrauch andere unterrichten, Menschen zu drillen, denen an der Kunst garnichts liegt, sondern die nur etwas gezwungen treiben, damit sie nicht „ungebildet" erscheinen — es ist schrecklich. So zog er mündlich und schriftlich los, aber er wurde zurückgewiesen. Adda gab ihm wohl recht. Doch ihr „ich

muß" übertönte schließlich alle seine Gründe, und Heinrich Emanuel verfluchte dieses „Muß", je mehr er sah, daß das Geldverdienen selbst für Adda einen größeren Reiz gewann.

Addas Geburtstag war da. Der 24. Juni war es. Heinrich Emanuel war volle zwei Tage eher zur Welt gekommen, und Adda meinte: „Hättest die zwei Tage auch noch warten können! Wenigstens ist Dein Geburtstag von jetzt ab offiziell an meinem Geburtstage. Der 24. Juni soll's sein!" Und der 24. Juni war da. Schon am Morgen um sechs Uhr lief Heinrich Emanuel zu Tante Josefine hinüber mit einem Gedicht und einer treibenden Myrte. Als Antwort kam gegen Mittag ein lieber, herziger Glückwunsch und mit ihm ein junger Lorbeer in einem Blumentopf. Heinrich Emanuel freute sich kindlich über dies liebe Geschenk. Er nahm sich vor, dem Lorbeer als „Dichter" einmal Ehre zu machen. Den Nachmittag durfte er hinüber, da Herr Forster das Geburtstagskind freundlich freiließ.

Und noch etwas hatte Heinrich Emanuel wieder aufgenommen. Er spielte ein wenig Klavier. Adda ermunterte ihn, wieder etwas mehr zu üben. Sie forderte ihn hie und da auf, ihr einmal etwas zu spielen. Aber Heinrich Emanuel wollte nicht. „Allein — das klingt doch zu traurig, wenn ich Dir da etwas vorstümpere," meinte er treuherzig.

„Wollen wir zusammenspielen?" frug Adda.

„Ja, aber Du mußt oben spielen," sagte Heinrich Emanuel froh.

Die Haydnsymphonien wurden vorgeholt. Er übernahm die Baßpartie und sie spielte oben. So ging's los. Die „Andantes" und „Adagios", wo es nicht so schnell ging, waren Heinrichs Stärke. Und wenn Adda sich da einmal keine besondere Mühe gab, und einzelne Stellen nicht vollkommen schön heraus-

kamen, so befahl Heinrich Emanuel: „Noch einmal! Das war nichts!" — Alle lachten, Adda am meisten, aber sie hatte doch bald herausgefunden, daß „der Kerl eine merkwürdig feine Auffassung habe." — „Es ist schade, wenn Du das so liegen läßt," meinte sie.

„Ach was! Das Üben ist mir zu langweilig!" versetzte er trocken. „Dazu gehört eine wahre Frauenzimmersgeduld. Und dann habe ich keine Zeit. Außer der Vorbereitung zum Examen, außer den täglichen Geschäften, außer Dichten und Lieben auch noch Übungen spielen, — das geht nicht."

So sagte er. Aber er that doch anders. Freilich Klavierübungen machte er nicht, aber seine Gesangübungen begann er wieder fleißiger aufzunehmen, und eines Tages kam er zu Adda mit seinem Schubertalbum. „Ich will Dir was singen." Und er sang die Müllerlieder und „Der Eichwald brauset" und einiges andere. Adda war hoch erfreut. „Du solltest Gesangstunden nehmen," meinte sie. Und er sagte:

„Ja! Du kannst mir aber erst im einfach Technischen etwas weiter helfen, nachher sehen wir dann einmal, ob sich's lohnt."

So begannen nun die schönsten Gesangstunden, die je ein Mensch genommen hat. Das erste Lied, was er nun wirklich ganz hübsch und brav einstudierte, war der „Frühlingstraum" aus der Winterreise. Dieses traurige Lied mit seiner verzweifelten Schlußfrage:

„Wann grünt ihr Blätter am Fenster?
Wann halt' ich mein Liebchen im Arm?"

paßte zwar ganz und gar nicht zur Situation, aber diese Frage gewann bald eine ganz andere Bedeutung für die beiden.

An einem Samstag Abend war Adda aus ihrer Stunde zur Beichte gegangen. Sie hatte mit Heinrich

Emanuel verabredet, daß auch er um die Zeit kommen solle. Heinrich kam von der Leonhardskirche her, wo er gebeichtet hatte, seine Adda am Dom abzuholen. Nach kurzem Warten kam das Mädchen heraus. Aber sie war ganz verstört und hatte große Thränen im Auge.

„Was ist Dir? Was hast Du?“ frug Heinrich Emanuel bestürzt.

Adda wollte zuerst nicht mit der Sprache heraus. Dann aber gestand sie: „Der da drinnen ist auf unser Verhältnis zu sprechen gekommen.“

„Was hat er denn gesagt?“ forschte Heinrich Emanuel weiter.

„Ach, als ich fertig war,“ erzählte Adda, „begann er ganz einfach: „Ich wundere mich, mein Kind, daß Du mir von Deinem Liebesverhältnisse gar nichts gesagt hast. Giebt es denn da gar nichts, dessen Du Dich anzuklagen hättest?“ — Ich sagte: Nicht, daß ich wüßte. Dann fuhr er heraus: „Ja, Du siehst doch Deinen Bräutigam, Ihr sprecht doch miteinander, Ihr seid, wie ich erfahren, halbe Tage bis spät in den Abend zusammen. Und wenn ich auch weiß, daß Ihr beide brav und ordentlich seid, so weiß ich doch auch, daß man nicht stundenlang in Funken blasen kann, ohne daß hin und wieder einmal eine Flamme aufzüngelt. Hast Du Dich denn keiner begehrlichen Gedanken anzuklagen?“ — Ich sagte wieder nein. Er aber ließ nicht aus. Er frug weiter: „Du küssest doch Deinen Bräutigam?“ — Ich sagte: Ja, aber da ist doch nichts dabei! — „Das freut mich,“ fing er wieder an, „wenn nichts dabei ist. Ein einfacher Kuß ist keine Sünde, aber man kann doch in mancherlei Weise küssen.“

Das letzte war furchtbar abgebrochen herausgekommen. Adda hatte von neuem zu weinen begonnen, dann frug sie plötzlich: „Was meint er denn damit?“

„Himmelkreuzdonnerwetter!“ fuhr nun Heinrich Emanuel heraus. „Was weiß ich, was der damit meint! Er wird es ja wissen. Aber ich weiß das, daß er ein alter ekelhafter Patron ist, zu dem Du nicht mehr beichten gehst!“

Adda erschrak. „Ja, laß ihn nur kommen!“ fuhr Heinrich Emanuel erregt fort. „Wenn er einmal fragen sollte, warum Du nicht mehr zu ihm beichten kommst, sagst Du ihm, er solle nur mich fragen. Ich werde ihm dann schon die Wahrheit sagen. Und wenn er es wagen sollte, sich an Deinen Vater zu wenden, so werde ich da sein. Zu dem gehst Du nicht mehr!“

Und so kam es denn auch. Adda ging nicht mehr zu dem. Wohl frug sie der geistliche Rat noch einmal nach der Ursache. Sie aber wich aus. Dann beschied der geistliche Rat Heinrich Emanuel zu sich, und warf ihm vor, er habe ihm sein liebstes Beichtkind entzogen. Aber Heinrich Emanuel erwiderte mit solcher Betonung „Das hat seine guten Gründe!“, daß der geistliche Rat abbrach und ein anderes Thema aufnahm. Er sprach dann, daß er schon lange ein Buch für Heinrich Emanuel bestimmt habe. Leider könne er es ihm jetzt nicht geben, da er wegen eines wehen Fußes nicht aufstehen könne.

„Kann ich mir es vielleicht selbst nehmen, wenn Sie mir sagen, wo es ist?“ frug Heinrich Emanuel.

„Nein, Sie finden es nicht. Aber wenn Adda einmal vorbei kommt, kann sie es Ihnen ja mitnehmen.“

Heinrich Emanuel merkte etwas. Und so sagte er wieder sehr ruhig: „Wenn Adda vorbei kommt, wird sie sicher nicht zu Ihnen herauf kommen. Erstens habe ich es ihr einfach untersagt, und zweitens halten wir beide es für unanständig, daß eine junge Dame einen unverheirateten Mann in seiner Wohnung besucht.“

Der geistliche Rat wurde rot, dann blaß. Heinrich Emanuel erwartete einen Ausbruch des Gewitters. Aber der heilige Mann bezwang sich und fügte hinzu: „Ich sehe mit Bedauern, daß es doch anders gekommen ist, als ich glaubte. Sie sind auf falscher Bahn. Ihr Mißtrauen gegen mich beweist mir das klar, und ich kann Sie nur dem Schutze der allerheiligsten unbefleckten Jungfrau empfehlen, auf daß sie Sie bewahre und Ihren Sinn zur Einkehr lenken möge."

„Wenn das Ihre Meinung ist," erwiderte Heinrich Emanuel, „so kann ich ja gehen. Adieu also!"

Auf einen leidvollen Nachruf des fußkranken Herrn achtete Heinrich Emanuel nicht mehr, sondern er ging mit dem Bewußtsein, daß er mit dem fertig sei.

Doch fertig war er noch lange nicht. An der Stimmung Helenens gegen ihn merkte er bald, daß etwas im Werke sei. Was? Er wußte es nicht. Es schwebte um ihn herum unsichtbar, unfaßbar, und doch war es da, fort und fort. Die Luft war nicht rein. Von Tag zu Tag verschlechterte sie sich. Es lag eine Stimmung im Hause des Prinzipals, die den Jungen zu Zeiten fürchterlich aufregte. Nur wenn er bei seiner Adda war, blieb seine Seele ruhig. Aber kaum war er fort, so brach die Unruhe wieder herein und folterte ihn. Ein wie seliges Glück war es doch gewesen, als er im Herbste mit Adda und Betty in Bieberich den großen Dampfer bestieg und heimwärts reiste! Die wundervolle Rheinfahrt! Die herrliche Zeit daheim, wo die Mutter nur mit allergrößter Liebe sein Mädchen umgab! Und wie wohl hatte es ihm gethan, als er sah, daß Adda gerade seinem Vater so nahe kam! Der ernste Mann scherzte und lachte mit ihr und nannte sie seinen Liebling. Nach vierzehn seligen Tagen reiste Heinrich Emanuel wieder nach Frankfurt, während Adda am Niederrhein noch eine alte Freundin besuchte. Und dann kam auch sie wieder,

und sie zehrten von ihrem Glück einen ganzen Winter lang und freuten sich auf das Frühjahr, wo sie hofften, abermals eine solche Fahrt unternehmen zu können.

So war das erste Jahr ihrer Liebe dahin gegangen. Aber jenes Beichtverhör hatte doch in ihr Zusammensein noch ein ganz anderes Element hineingeführt. Heinrich Emanuel hatte lange darüber nachgedacht, was der Mann mit dem Küssen gemeint habe. Endlich befrug er Karl Alt darüber. Der lachte einfach. „Du dummer Kerl! Muß ich Dir das erst sagen? Aber Du hast ja das alte Testament droben. Lies einmal das hohe Lied!“ Und Heinrich Emanuel las am Abend das hohe Lied, und Karl Alt stand hinter ihm und wies mit dem Finger auf Kapitel 4 Vers 11: „Honigseim träufeln deine Lippen, o Braut, Honig und Milch unter deiner Zunge.“ — Und Karl Alt fuhr mit dem Finger weiter auf Kapitel 7. Dann sagte er: „Weißt Du nun, was der mit den verschiedenerlei Küssen meinte?“ — Heinrich Emanuel nickte betroffen. Die ganze Nacht that er kein Auge zu. Er hatte den Blick in eine Welt gethan, deren Schönheit er bisher nur ahnend gestreift. Jetzt erschloß sie sich ihm, und als er am nächsten Donnerstag zu seiner Geliebten eilte, begrüßte er sie als die „Rose des Thals“. Stürmisch schloß er sie in seine Arme.

„Was bist Du denn so wild?“ frug Adda besorgt.

„Laß mich! Laß mich! Ich muß Dir etwas erzählen.“ — Und er erzählte ihr, wie er das hohe Lied der Liebe kennen gelernt. Er las es ihr vor. Addas Wangen glühten. Sie saßen allein im großen Zimmer, wo der Flügel stand. Die Kerzen flackerten unruhig und verbreiteten nur mäßige Helle. Und da schlug er den Arm um sein Mädchen und sog den Honigseim von ihren Lippen und trank die Milch unter ihrer Zunge. In wilder Sturmflut von glühend sinnlich seligem Verlangen brach die Liebe über sie

herein und ließ sie nicht mehr. — „Ich beschwöre euch, Töchter Jeruschalajims, bei den Gazellen oder den Hindinnen der Flur, daß ihr nicht wecket noch aufreget die Liebe, bis sie begehrt! . . . Denn gewaltig wie der Tod ist Liebe, hart wie das Grab ist Eifer, ihre Gluten Feuergluten, Gottesflammen!“ Da stand es, Heinrich Emanuel hatte es gelesen, und Adda hatte es verstanden. Sie hielten sich umschlungen, empor loderten die Gottesflammen, und kein Gedanke kam ihnen an „Sünde“. Kein Zweifel stieg ihnen empor, daß es anders sein könnte, anders sein müßte. Ihre Liebe war erwacht. Wer hatte sie geweckt? — Und die Sehnsucht riß sie hinüber über alle kleinlichen Bedenken. Alle Schranken fielen. Nur ein sehrendes Licht- und Glutenmeer dehnte sich, wohin sie schauten, und in diese goldenen Wogen jauchzend hinabzutauchen, war fürderhin all ihr Denken, all ihr Wünschen.

Und doch, auch die ersten Zwistigkeiten brachte den Liebenden gerade diese seelenglühende Zeit. Denn wie auch Heinrich Emanuels dichterischer Eifer aufflammte, wie auch Adda seinen stürmischen Ergüssen mit herzlichster Innigkeit zu antworten suchte, über die Trennung half kein Briefschreiben, kein Dichten und Sehnen mehr hinüber. Die Zeit war ihrer Liebe genaht, da nur das innigste wirkliche und körperhafte Nahesein Ruhe und Erlösung zu geben vermag. Kam nun der freie Nachmittag, so eilte Heinrich Emanuel zu Adda, aber wehe jetzt, wenn „Gesellschaft“ oder „Besuch“ da war oder sonst etwas vorlag, was ein stilles Beieinandersein unmöglich machte! Die während der Trennung aufgespeicherte Sehnsucht sah sich kurz vor dem Ziele abermals aufgehalten, und so suchte sich die nervöse Steigerung nach irgend einer Seite einen Ausweg. Adda litt in solchen Stunden furchtbar, denn sie konnte ja nicht anders, und doch gab Heinrich Emanuel ihr manchmal die Schuld, wenn er glaubte,

eine Stunde sei von Adda ihrer Liebe durch Ungeschick oder Unachtsamkeit entzogen worden. Schon einmal hatte Adda vier volle Stunden einem Freunde ihres Vaters vorspielen müssen, und Heinrich Emanuel wünschte den Mann, der nie genug bekam und immer wieder von neuem zu phantasieren begann, an das Ende der Welt. Ein andermal aber brachte ein solcher Umstand ganz traurige Folgen. Addas älterer Bruder war zum Besuche da. Heinrich Emanuel vernahm bei seinem Kommen, daß ein Ausflug verabredet worden sei. Der Bruder bemächtigte sich seiner in der allerbesten und liebevollsten Meinung. Sie sprachen und scherzten miteinander, sie blieben zusammen den ganzen Weg, den ganzen Nachmittag, während Adda mit Betty ging. Die Gesellschaft löste sich in Gruppen auf, und ohne grob und unhöflich zu sein, vermochte Heinrich Emanuel sich nicht von der Seite Wenzels wegzudrücken. Er wartete darauf, daß Adda oder ein andrer ihm zu Hilfe kommen und ihn endlich losmachen sollte. Aber keiner rührte sich, auch Adda nicht. Da stieg der Groll in Heinrich Emanuel auf, zuerst gegen die „Einfalt“ Addas, dann gegen die „Dummheit“ Addas, die sich auf eine solche Partie überhaupt einlassen und einen ganzen Nachmittag „in den Dreck werfen“ konnte. Und als man schließlich in einer Waldwirtschaft Rast machte, als die Gesellschaft absichtlich ein Plätzchen neben Adda für Heinrich Emanuel freiließ, da war die Wut in ihm bereits so hoch gestiegen, daß er den freien Platz neben Adda übersah und sich auch jetzt neben Wenzel setzte. Tante Josefine frug ihn: „Ja, Heinrich, willst Du Dich nicht zu Adda setzen?“

„Es scheint ihr heute nicht darum zu thun zu sein,“ versetzte Heinrich Emanuel bissig.

Adda hatte längst empfunden, daß eine Verstimmung eingetreten war. Auch sie fühlte das Gleiche, und

auch sie kehrte die Spitze ihres Unwillens direkt gegen Heinrich. Bei seiner Bemerkung wurde sie zuerst blaß, dann sagte sie scheinbar ruhig:

„Im Gegenteil, er bekümmert sich garnicht um mich!“

„Kinder, seid's gescheit!“ rief Wenzel lustig dazwischen. Die Explosion war zwar glücklich abgewendet, aber die Liebenden hatten sich gegenseitig gekränkt, und keiner sah sich veranlaßt, dem andern den ersten Schritt entgegenzuthun. So blieb es bei der traurigen Isolierung den ganzen Rest des Nachmittags hindurch, und die allgemeine Ungemütlichkeit steigerte sich von Stunde zu Stunde. Die Liebe hatte einen Tag verloren. Als man spät am Abend nach Hause kam, stand ein Gewitter am Himmel, und ein wirbelnder Sturmwind kündigte dessen nahen Losbruch an.

Adda hatte mit Betty die Spitze der Kolonne auf dem Heimweg gebildet. Sie waren bereits ins Haus getreten, als die andern mit Heinrich Emanuel unten am Thore anlangten.

„Gute Nacht!“ sagte der Junge plötzlich und reichte der Frau Rektor die Hand hin.

„Du willst doch nicht gehen ohne von Adda Abschied zu nehmen?“ frug die gute Frau mit halbem Vorwurf und voll Schrecken über den Ton, mit dem Heinrich Emanuel seine Absicht verkündet hatte.

„Ja, ich gehe!“ erwiderte Heinrich barsch. „Wenn es Adda so leicht wird, auf einen freundlichen Abschiedsgruß zu verzichten, so laufe ich ihr nicht nach.“ — Und mit einem wiederholten „Gute Nacht!“ trat er an Wenzel heran.

Da fiel Tante Josefine ein: „Du thust Adda unrecht. Gewiß ohne Absicht ist sie vorauf gegangen und in der selbstverständlichen Meinung, daß Du noch mit hinaufkommst. Also komm', bleib' noch und warte

das Wetter ab. Wir haben ja nachher doch denselben Weg."

„Nein, ich gehe jetzt!" versetzte der Trotzkopf. „Außerdem ist Papa zu Hause, und der sieht es nicht gern, wenn ich meinen Besuch am Abend so lange ausdehne."

Aber da drangen alle auf ihn ein. Papa würde das wohl verstehen, wenn Heinrich in dem Wetter nicht nach Hause ginge. Es störe ebenso absolut nicht, da ja alle, die müde seien, zu Bett gehen könnten. Die Frau Rektor trat dichter an Heinrich Emanuel heran und sagte vertraulich: „Papa wird sich nicht aufhalten lassen, zur gewohnten Stunde zur Ruhe gehen. Ihr zwei aber seid heute zu kurz gekommen, also bleibt noch ein Stündchen zusammen und schafft mir die dumme Geschichte aus der Welt! Tante Seppe wird bei Euch bleiben und wir andern gehen ruhig schlafen."

Die lockende Aussicht hatte den Widerstand Heinrich Emanuels schon halb gebrochen. Da erschien auch Tante Seppe von oben und meldete, Adda habe sie geschickt. Was es denn da zu beraten gebe und warum man nicht hinaufkomme?

„Heinrich will gehen!" bekam sie zur Antwort.

„Nein!" fiel sie ein. „In dem Wetter geht er nicht." Und an den Jungen herantretend, flüsterte sie: „Adda steht oben an der Treppe ganz blaß und wartet, daß Du kommst. Was habt Ihr denn nur gehabt, daß sie so traurig ist?"

Doch ohne auf eine Antwort zu warten, nahm sie Heinrich Emanuel unter den Arm und zog ihn zum Thore hinein. Er widerstrebte nicht mehr.

Oben an der Treppe stand Adda und horchte hinab, ob er komme. Sie hatte geahnt, daß er gehen würde, und die Ahnung hatte sie mit einem mächtigen Schrecken überfallen. „Wenn der geht, kommt er nicht

wieder" — klagte sie weinend ihrer Schwester, und aller Widerspruch bannte diese Furcht nicht. — „Ich kenne ihn, ich kenne ihn! Er ist ein harter Kopf. Lieber bricht er sein Glück über dem Knie entzwei, als daß er nachgiebt, wo er sich gekränkt fühlt." — Aber jetzt kam er ja, und sie nahm ihn still an der Hand und führte ihn ins Klavierzimmer. Sie waren allein:

„Du böser Kerl!" sagte sie halb schmollend mit weichem Vorwurf. „Einem solche Angst zu machen."

Er erwiderte nichts, sondern sah ihr nur hart und fest in die Augen.

„Nicht so ernst sein!" schmeichelte sie. „Ich konnte ja nichts dafür, daß es so dumm kam heute nachmittag. Sei mir nicht böse, Männchen, bitte, sei mir nicht mehr böse!"

„Eine Eselei, die ganze Geschichte!" zischte er los, „und Du, Schnuggel, bist ein großes Schaf, daß Du so auf eine derartige Partie hineinfällst!"

Adda hörte nichts von dieser gewürzten Auslassung als das eine Wörtchen „Schnuggel". Das war ja seine größte Liebkosung in Worten, die er kannte, und so legte sie ihm still die Arme um den Hals und küßte ihn, küßte ihn mit einer Sehnsucht und Freude, als wäre er von einer langen Reise endlich heimgekehrt.

„Papa ist schon zu Bett," meldete die Frau Rektor, ins Zimmer tretend. „Er läßt Dich grüßen; Du solltest das Wetter nur abwarten hier."

Und Tante Josefine kam hinterdrein und machte die neue Meldung, daß sie hier bleibe. Es würde ihr zu spät, noch nach Hause zu gehen.

Und Bruder Wenzel kam mit Schwester Betty und meinte, eigentlich erfordere es der Anstand, daß er dem Gaste noch Gesellschaft leiste, aber er sei müde und müsse um Entschuldigung bitten.

„Hol' der Teufel den Anstand!" rief Heinrich Emanuel dazwischen. „Den ganzen Nachmittag waren wir anständig und haben uns dafür auch anständig gelangweilt und geärgert. Darum bleib' mir wenigstens jetzt mit Deinem Anstand vom Hals!"

Alle lachten auf und erst recht, als Wenzel nun seinerseits replizierte:

„Also ohne Anstand gute Nacht, ihr Leut'!" — Und er küßte sein Schwesterlein, gab Heinrich die Hand und zog lachend hinaus. Betty und Tante Josefine folgten ihm, dann empfahl sich auch die Mutter mit der mütterlichen Mahnung: „Wenn Du nachher fortgehst, thu' etwas leise, damit die Leute im Hause nicht aufwachen. Es ist des dummen Geredes wegen." — „Tante Seppe kommt gleich," sagte sie noch im Hinausgehen, „sie macht nur schnell der Josefine das Zimmer in Ordnung."

Und wieder waren die beiden allein, so allein, wie sie eigentlich noch nie gewesen. Bald wurde es im Hause still. Nur an den Fenstern rüttelte der Sturmwind. Sie saßen in der Sofaecke und hielten sich umschlungen. Aber wie Beklemmung lag es über ihnen, und lange blieben ihre Lippen stumm. Endlich kicherte Adda leise: „Weißt Du, Schatz, was ich möchte?"

„Was denn?" frug er lieb.

Sie aber lachte, und dann wurden ihre Augen verlegen, und sie schlug einen Umweg ein: „Eigentlich wäre es nicht mehr wie recht und billig. Wir haben doch einen ganzen Tag verloren; von zwei Uhr bis zehn, das sind volle acht Stunden. Die müßten wir eigentlich wiederhaben. Und so wäre es nicht mehr wie recht, wenn der Sturm da draußen bis morgen früh tobte."

„Nun sieh mal einer den Schelm an!" lachte Heinrich heraus. „Was das für hinterlistige Gedanken sind! Na, einstweilen scheint uns Freund

Sturm ja den Gefallen thun zu wollen. Ich bedaure dann nur die arme Seppe."

„Was giebt's mit der armen Seppe!" klang es da von der Thür her. — Die Tante war eingetreten und hatte die letzten Worte vernommen.

„Ach, der Heinrich hat Dich wieder einmal bedauert!" sagte Adda lachend.

„Warum denn, mein Junge?" frug die Tante sofort.

„Ja, liebe Seppe, das ist ein schwerer Fall. Komm und setz' Dich einmal in den Sessel hier zu uns und höre andächtig zu!"

Schon aus dem Tone hörte die Tante heraus, daß Heinrich Emanuel wieder einmal einen Streich ausheckte. Sie lachte also schon im voraus, denn sie besaß nicht nur im allgemeinen ein großes natürliches Verständnis für tolle Dinge, sondern sie hatte auch im besonderen heute abend das Amt einer Ehrendame bei den beiden mit einer wirklichen Verlegenheit angetreten, und so konnte es ihr nur recht sein, wenn der Amtscharakter möglichst bald verwischt ward. Diese offizielle Sittenwächterei, welche Mißtrauen sät und Vertrauen zu ernten hofft, kam ihrem natürlichen Empfinden höchst lächerlich vor. Aber sie sagte nichts dagegen, weil es ja nun einmal so Brauch in der „guten" Gesellschaft war, und dem gesellschaftlichen Brauch gegenüber fühlte sie ihren Mangel an kritischer Gewandtheit sehr wohl. Ihr klarer, gesunder Menschenverstand jedoch ließ sich nicht irre führen, er opponierte stets gegen allen Modeunsinn, und diese innere Opposition zeigte sich äußerlich in einem leisen Lächeln, das um ihre Mundwinkel zog. Das Lächeln war auch jetzt da, aber halb mit Verlegenheit untermischt, weil sie sich mit ihrer neuen Aufgabe im Dienste der gesellschaftlichen Sittlichkeit nun einmal höchst komisch vorkam.

„Also, was würdest Du sagen," begann Heinrich Emanuel, „wenn wir dem Sturm da draußen den Auftrag gäben, die ganze Nacht so fröhlich weiter zu blasen?"

„Was ich sagen würde?" lachte die Tante. „Ei, was jeder anständige Bauer sagt: Bei solchem Wetter jagt man keinen Hund vor die Thür, geschweige einen Menschen."

„Das ist ja sehr schön," meinte Heinrich, „aber Du kämest dabei doch zu kurz, nämlich um Deinen Schlaf."

„Das macht dann auch nichts!" erwiderte die Tante.

„Ja, das sagst Du so ruhig," versetzte Heinrich, „aber Du kannst Dir denken, daß wir zwei uns darüber Vorwürfe machen müßten. Wir sind dann schuld, wenn Du nicht zur Ruhe kommst."

„Kinder, macht Euch darum keine Sorgen! Einstweilen wollen wir noch eine Stunde ruhig abwarten. Ist dann das Wetter nicht anders geworden, so schlafe ich einfach hier."

Und so warteten sie eine Stunde ab. Die Unterhaltung war munter und aufgeräumt, denn Heinrich Emanuel hatte die Tante plötzlich gefragt, ob auch sie einmal verliebt gewesen wäre.

„Hat sie Dir noch nie von ihrem Josef erzählt?" fiel da Adda ein.

„Nein!" war die Antwort.

„Also, Seppe, die Geschichte von Deinem Josef!" rief Adda lustig.

Die Tante zierte sich ein wenig, dann begann sie zu erzählen. Es war die alte Geschichte. Er hatte nichts als seine brave männliche Ehrbarkeit und Arbeitstüchtigkeit, sie hatte nichts als ihre unverdrossene, heitere Jugend und Liebe. Aber sie war Bauerntochter, er nur ein Tagelöhnerssohn, und so ging die Sache nicht. Das „Standesbewußtsein" legte sich hart und kalt um diese Liebe und erdrückte sie.

Aber der Josef war Tantens erste und einzige Liebe geblieben. Eine echte Tochter des Schwarzwaldes, aus deren dunklen Augen die mit stiller Resignation untermischte Treue und Güte ihres burgundischen Blutes sprach, kannte sie keine Vorurteile, aber ihre Verwandtschaft kannte sie, und das um so mehr, als die Bauernfamilie mit dem Sohne eben den Schritt aufwärts zu einem „höheren" Ziele machte. Die gelehrte Laufbahn des Sohnes hob die ganze Familie in ihrem Selbstbewußtsein empor, und aus ihrem Gesichtskreis verschwand der Josef, der Taglöhnerssohn, in der Unterwelt. Die Augen der guten Seppe suchten ihn, aber sie fanden ihn nicht mehr, denn sie waren voll Thränen, und der Josef zog sich scheu und wie von einem schweren Schuldbewußtsein gedrückt zurück. Die Vorurteilslosigkeit hatte die Tante sich unbewußt bewahrt, und mit dieser Einfachheit und Natürlichkeit stieg sie für Heinrich Emanuel hoch über die ganze „gebildete" Gesellschaft empor, der er bisher begegnet war. Mit vollster Teilnahme hörte er ihre Liebesklage an, und Bewunderung ergriff ihn, als er den Trostspruch vernahm, den sie zum Schlusse anhing.

„Ich folgte meinem Bruder als Wirtschafterin und blieb in dieser Stellung auch, als er sich dann verheiratete. Der Josef hatte das alles verstanden, und wie ich, blieb auch er ledig. Er hatte keinen Haß auf mich, im Gegenteil, und mit seiner treuen Erinnerung an seine erste Liebe ist er ein braver Mensch geblieben. Aber wer kann sagen, ob wir glücklicher geworden wären, wenn unser Wunsch sich erfüllt hätte? Kinder, viele Kinder — ich weiß es — hätte es da geben müssen, und das bedeutet doch wachsende Sorge. Als Mutter trägt man ja auch die Sorgen gern. Aber wenn ich sehe, wie es heute schwer ist, ein bescheidenes Auskommen zu finden, wenn ich daran denke, wie alle die Ehen meiner alten

Bekannten doch nur wenig Glück brachten, so sage ich mir: Es ist am Ende besser so. Vor Unglück ist ja niemand sicher, und alle, die da Unglück hatten, haben doch auf Glück, auf großes Glück einst so sicher gerechnet, wie mein Josef und ich. Und es kam doch anders. Jetzt habe ich zwar kein Glück, aber ich habe doch Zufriedenheit und dazu die ungetrübte Erinnerung an einen kreuzbraven Mann, der mich und mich ganz allein einmal gern hatte. So muß es mir denn auch recht sein. Aber," war Tante Seppe dann plötzlich mit Lachen abgesprungen, „Du mußt nicht so ernst in die Welt gucken. Ihr zwei sollt und müßt glücklich werden miteinander, denn käme es anders, so wüßte ich nicht mehr, was ich sagen und denken sollte."

Eine so heitere Selbstlosigkeit hatte Heinrich Emanuel so selten unter Menschen getroffen, daß er einen Augenblick ganz in Gedanken versank. Er erinnerte sich anderer Erzählungen der Tante, und das Herz bäumte sich auf dagegen, daß es Menschen geben konnte, welche solcher Güte gegenüber nur Ausnützung und lächelndes Bedauern kannten. Ernst war er geworden, und lange fand er den muntern Ton nicht wieder. Da lenkte Adda, ohne es zu wollen, seine Gedanken in eine andere Richtung.

„Hast Du auch schon gesehen, Männchen, daß unsere Myrte Knospen treibt?"

„Nein! — Wirklich?" frug er freudig.

Schon war die Tante aufgestanden und setzte den Blumentopf auf den Tisch. Und da stand nun das Bäumchen, und sie zählten: „Eins — zwei — drei — und hier noch eine — und noch eine —." Fast ein Dutzend weißer Perlen lugte aus dem Grün hervor. —

„Jetzt will ich aber gehen!" meinte Heinrich Emanuel plötzlich. „Der Sturm hat sich gelegt; es regnet zwar noch, aber das macht nichts!"

Adda sah ihn betroffen an. Was ihm nur durch den Sinn ging? Dann legte sie den Arm um seinen Hals und sagte lieb: „Nein, bleib' noch ein wenig! Ob Du jetzt gehst oder später, ist ja einerlei."

„Wenn ich jetzt nicht gehe, so gehe ich vor morgen früh überhaupt nicht," erwiderte er fest. „Und das können wir der Tante nicht zumuten, die ganze Nacht da in dem Stuhl zu hocken."

„Meinetwegen brauchst Du nicht fortzugehen, mein Junge," lachte die Getreue. „Ich lege mich einfach nebenan aufs Sopha und lasse die Thüre offen. Wenn ich dann auch nicht schlafe, so ruhe ich mich doch aus, und das genügt mir vollkommen."

„Also bleibe ich!" sagte Heinrich. —

Die Tante legte sich nebenan aufs Sopha. Bald hörte man ihre stillen, regelmäßigen Atemzüge. Sie schlief. Lautlos lauschten die Liebenden dieser friedlichen Musik. Auf dem Tische aber neben der grünverschleierten Lampe stand die Myrte. Heinrich Emanuel brach eine Knospe und steckte sie seinem Mädchen ins Haar. Und innig, seelenjauchzend küßten sie sich. —

Kaum graute der Tag, als die Tante ins Zimmer trat. Heinrich Emanuel wachte. Aber Adda war in seinem Arme eingeschlafen. Tante Seppe ging leise zu der Schlummernden hin und sagte verlegen zu Heinrich Emanuel: „Ich habe doch geschlafen. — Und sie — sie schläft so gut. Aber es ist Zeit jetzt. Bald stehen die drüben auf."

Heinrich küßte Adda auf die Stirne. Sie erwachte. „Ist es schon Zeit?" frug sie leise.

„Ja, Kind!" versetzte die Tante.

Da rang das Mädchen den Arm um den Geliebten und schaute ihm tief in die Augen. Und dann — dann küßte sie ihn noch einmal und erhob sich.

„So geh' denn, aber bald, bald wiederkommen!" bat sie lieb.

Tante Seppe stand da und wischte sich eine große Thräne von der Wimper. Sie hatte den knospenden Myrtenzweig in Addas Haar gesehen, und mit zarter Teilnahme das blonde Köpfchen in ihren Arm schmiegend, flüsterte sie: „Liebe ist Unschuld. — Seid glücklich, Ihr zwei, immer, immer!"

Nach kurzem herzlichen Abschied huschte Heinrich Emanuel zur Thüre hinaus. Bald waren seine eilenden Schritte in der Ferne verklungen. Die Stadt lag noch in öder Stille. Graue leichte Nebel schlichen durch die Straßen. Hier und da eilte ein einzelner Mensch zur frühen Arbeit, und laut widerhallend klangen seine Schritte auf dem Pflaster. Von Friedberg her rollte ein Milchwagen in die Stadt. In den Gartenanlagen wachten die Vögel auf. Zuerst ein leiser Amselruf, dann eine schläfrig zagende Antwort, wieder eine, und bald „tü tü tü türülürü" erscholl es unausgesetzt aus den Büschen. Über die Brücke von Sachsenhausen zogen die Gärtner mit ihren Handkarren und Pferdewagen zum Markte. Das Leben erwachte, aber wie die Nebel noch alle Farben abtönten, so hielt der Traum der Nacht das Bewußtsein Heinrich Emanuels im Banne. Ein knospender Myrtenzweig rankte sich durch seine Gedanken, und „Glück — Glück — Glück" klang wieder der Amselruf von der Maininsel herauf mit frühlingkündendem Jubel. —

Wie flogen nun die Briefe hin und her bis zum nächsten Wiedersehen! Und welche Sehnsucht sprach aus ihnen! Da ward es eingestanden, daß die Nacht, das stillverstohlene Alleinsein doch alles hinter sich zurücklasse, was Liebe ihnen bisher gegeben, und der Wunsch stand da: „So muß es wieder werden! So soll es immer sein!" Adda zeigte seine Briefe der Tante, und immer mehr ward sie die Vertraute der beiden. Und auch Betty las diese glühenden Briefe

und meinte trocken: „Er kann ja auch ohne Gewitter hier bleiben. Tante läßt ihn einfach wieder herein, wenn Papa zu Bett ist. Denn der gute Mann mit seiner nervösen Sorge vor dem Gerede der Leute erfährt besser nichts davon.“ — So kam das still-verstohlene Glück wieder, denn gute Geister bewachten den Traum der Liebe. —

Als Heinrich Emanuel am nächsten Donnerstag wiederkam, sprang Betty ihm jubelnd entgegen und zog ihn ans Fenster. Glückselig zeigte sie ihm die Myrte. „Die Knospen sind aufgegangen, sie blüht. Es ist zu goldig!“ rief sie in naiver Freude. Heinrich Emanuel sah die Blüten, er sah seiner Adda in die Augen und: „Die Myrte blüht!“ sagte er leise mit weichem Ton. Da flog es wie Rosenhauch über das Antlitz des Mädchens, und ihr Köpfchen vergrub sich an seiner Brust. — —

Heinrich Emanuel dachte später oftmals an diese Stunden zurück. Er suchte den verschlungenen Pfad, auf dem der Neidwurm sich an ihre Liebe herangeschlichen. Und das erste Mal, da er verspürt hatte, daß etwas in der Luft liege, war wenige Monate später nach dieser ersten seligen Nacht. Adda war in seinen Armen eingeschlafen. Er aber wachte, und während des Wachens drängte sich unvermittelt ein ganz fremder Vorstellungskreis in sein Denken ein. „Wenn nun einer käme? Wenn nun Addas Vater plötzlich käme und uns so fände? Was würde er thun? Was würde ich thun? — Würde er mit einem ruhigen: „Aha, da seid Ihr!“ sich schleunigst wieder zurückziehen? Oder würde er mit großen erstaunten Augen unter der Thüre stehen bleiben? Und dann? Dann würde ein Zornesausbruch kommen, der nicht zu hemmen wäre. Und die Sache würde über den engen Kreis hinauswachsen, sie würde zur Weltsache werden. Man würde über sie herfallen, und

Schimpf und Schande würde es regnen auf sie. Und dann — was würde ich dann thun? Ich würde dastehn und nichts sagen können. Denn was ich zu sagen hätte, würden die Wütenden nicht verstehn, und was sie zu hören wünschten, würde ich ihnen nicht sagen. Entschuldigen, Anklagen, Bereuen — Unsinn! Nicht einmal das Eingeständnis eines Irrtums könnte ich ihnen machen! Ja, lachen, lächeln würde ich zuerst, und dann würde ich mich zu Adda wenden, und sie fester in meine Arme schließen und jene schimpfen lassen, und dann würde endlich auch meine Geduld reißen, und ich würde ausspucken und rufen: Hinaus mit Euch! Wascht Eure Augen aus, denn Schmutz ist in ihnen. So seht ihr schmutzig, was die Natur mit reinstem Duft und Blütenschmuck ins Dasein führte! Und wenn selbst Staub auf die zarten Blüten sich gelegt, er stammt von Euch, und wenn der Duft kein reiner ist, es kommt daher, daß ihr Euren Gestank hineingemischt! So würde ich rufen. Aber was würde es nützen? Auch das würden sie nicht verstehn. Wir würden die Gebrandmarkten sein trotz alledem. Warum? Nur aus dem Grunde, weil wir der Liebe gefolgt, weil wir auf Staat und Kirche nicht warteten, bis sie uns ihre Gnade erteilt. Was geht denn die unsre Liebe an? Ist sie denn ein Geschenk von ihnen? Haben sie ihren Samen gesät, daß sie nun nach der Ernte verlangen? Nein! Nichts haben sie gethan, und sie mischen sich nun hier in etwas hinein, das durch ihre Berührung nicht mehr geheiligt werden kann, weil es seine Heiligung in sich selbst trägt, und die Zurückdrängung dieser Selbstheiligung nichts anders ist und nie etwas anderes sein kann, als Entheiligung!“

So war es gekommen, daß Heinrich Emanuel zum ersten Mal einen direkten Haß gegen eine der kirchlichen und staatlichen Einrichtungen zu empfinden

begann. Und wie er es seiner Adda darstellte, teilte sich diese Empfindung dem Mädchen mit. Nichts half gegen diese unangenehme Empfindung, als zwei Illusionen, die der Jüngling zu Hilfe nahm, die bösen Geister zu bannen. Die erste war, daß er krampfhaft an dem Glauben festhielt, wenn er heute oder morgen vor die Eltern Addas hintreten und ihnen sagen würde, daß sie sich verehelicht hätten, der Vater ruhig sagen würde: „Ich habe das erwartet!" — Dabei stellte sich Heinrich Emanuel die Augen, das Gesicht des Herrn Rektors vor mit jenem Glanze lieber und ruhiger Lebensfreundlichkeit, wie er es einst zum ersten Mal kennen gelernt. „In dieses Gesicht paßt kein stupider Fanatismus," meinte er ruhig, „er wird sich mit der Thatsache, die er kennen und wissen mußte, selbst schon längst abgefunden haben." Und Heinrich Emanuel arbeitete sich in diese Vorstellung so tief hinein, daß es ihm oft unter den Nägeln brannte, die Probe auf ihre Richtigkeit zu machen. Er sprach in Gesellschaft manchmal in einer Weise, die jeden, der zu hören verstand, davon hätte überzeugen müssen, daß nur wirkliche Erfahrung diese Urteile erzeugen konnte. Und wenn er sich also ausließ, so sah er den Leuten nach den Augen forschend, verlangend, ob kein Zweifel, keine Frage da sich zeige. Hätte ihn einmal der Vater Addas oder einer ihrer Brüder in solcher Stunde gerade heraus gefragt, wie er denn an seine Wissenschaft gekommen sei, er würde es ihnen ohne Umschweif gesagt haben.

Eines Tages saßen Addas Vater, Adda und Heinrich auf der Höhe des Neroberges bei Wiesbaden. Sie hatten den Bruder Wenzel besucht, der hier eine Anstellung als Gelehrter gefunden. Derselbe hatte einen jungen Geistlichen, seinen Freund, mit hinausgenommen, und dieser brachte das Gespräch auf die Todsünde.

„Es ist für einen guten Katholiken gar nicht schwer, ohne Todsünde durchs Leben zu kommen," meinte er, „denn die Kirche nennt ausdrücklich Todsünde nur das, was mit vollem Bewußtsein der Schuld geschah. So kann eine leichte Sünde zur Todsünde werden, und umgekehrt eine schwere That doch keine Todsünde sein."

„Wenn zwei Brautleute in ehelicher Gemeinschaft leben," frug Heinrich direkt, „ist das eine Todsünde?"

„Natürlich! Wenn sie sich bewußt sind, wie sehr sie damit gegen die Gesetze der Kirche verstoßen," war die Antwort.

„Ist ein Kuß auch eine Sünde?" begann Heinrich Emanuel wieder.

„Ach was!" war die Antwort.

„Ja, aber der Kuß ist doch ein Zeichen der Liebe. Und die Liebe ist etwas Ganzes. Man kann also doch nicht sagen, dieser Kuß soll nur einen bestimmten Teil meiner Liebe bedeuten. Er sagt doch einfach alles und wird als Geständnis einer ganzen und ungeteilten Liebe hingenommen. Wo wollen Sie nun da einen Strich machen?" frug Heinrich wieder.

„Liebe an sich ist ja auch keine Sünde," erwiderte der Geistliche, „sondern es ist doch ein Unterschied zwischen reiner und sündiger Liebe. Ein Kuß als Ausdruck der ersteren kann darum keine Sünde sein."

„Gut!" versetzte Heinrich Emanuel. „Aber wo beginnt die Liebe sündig zu werden?"

„Wo sie zur Wollust wird," gab der Geistliche fest zurück.

„So?" frug Heinrich Emanuel erstaunt. „Eigentlich giebt es aber gar keine Liebe ohne Wollust. Wenigstens kann ich mir keine denken. Wo die Liebe anfängt, fängt auch bewußt oder unbewußt die Wollust an. Es käme nun wieder darauf an, zu fragen, ob es auch eine reine und eine sündige Wollust giebt?"

„Du bist ein schrecklicher Kerl!" fiel hier Bruder Wenzel lachend ein. Da redet er so trocken daher, als ob es einen Satz des Cicero zu erklären gälte, und doch handelt es sich um Kuß, Liebe, Wollust, und dabei sitzt das arme Mädel und muß das mit anhören."

„Warum soll sie es denn nicht mit anhören? Es könnte sie die Sache doch vielleicht auch interessieren," gab Heinrich ebenso trocken zurück.

„Dummheit! Die interessiert sich für ganz was anderes," versetzte der Bruder.

„Na, dann hören wir auf. Komm, Adda, wir laufen etwas herum," rief Heinrich Emanuel vergnügt.

Und die beiden liefen davon, während die andern weiter redeten. Aber kaum einige Schritte entfernt, sagte Adda: „Du hast wieder die ganze Zeit mit dem Feuer gespielt. Nimm Dich in acht, Du kennst die Leute nicht!"

„Unsinn!" schnitt Heinrich Emanuel ab. „Was wollen sie denn überhaupt machen, wenn ich es ihnen einmal klatsch ins Gesicht sage, daß wir Mann und Frau sind? Hast Du nicht gemerkt, wie sich da bei den Theologen alles dreht? So hätten wir noch stundenlang fortreden können, ohne an ein Ende zu kommen. Also Schnuggel, gieb mir einen Kuß, als Ausdruck Deiner reinen Wollust!"

Adda lachte hellauf und fiel dem Spötter um den Hals. Aber es war doch nun einmal so: Heinrich Emanuel mußte an der Vorstellung, daß die Leute ja überhaupt nichts machen könnten, festhalten, denn sobald er davon ließ, stand ihm die ganze Familie Addas mit wenigen Ausnahmen als „Todfeind" gegenüber. Tante Seppe natürlich nie; Tante Josefine würde sich wortlos zurückziehen, die Mutter würde weinen, und die Thränen würden lauter Vorwürfe sein; Betty würde nicht mehr lachen, und die Brüder,

der Vater! — — Diese Vorstellung durfte er nicht aufkommen lassen, denn sie würde Furchtbares zur Folge haben. So hielt er an seiner schönen Illusion fest! Die Leute sind zuerst einmal Menschen, und als Menschen mit warmem Blut und fröhlichem Herzen werden sie die ganze Sache beurteilen! Adda widersprach ihm nicht direkt, aber sie ließ doch hin und wieder merken, daß sie seine Illusion nicht vollkommen zu teilen vermöchte.

Die zweite Illusion war nun noch weit merkwürdiger. Heinrich Emanuel hatte von der Notehe gehört, wie sie die katholische Kirche annahm. Wenn zwei Menschen verschiedenen Geschlechts in einem fernen Lande, auf einer öden Insel z. B. sind, wo es keinen katholischen Geistlichen giebt, so dürfen sie selbst die Ehe schließen mit dem Vorsatz, daß sie sich vor einem Priester erklären, sobald die Möglichkeit sich dazu bietet. Heinrich Emanuel malte seiner Adda und sich selbst nun folgendes vor: „Es giebt zwar hier katholische Geistliche genug. Aber die Möglichkeit, vor einen derselben hinzutreten und ihn um Einsegnung unserer Ehe anzugehen, ist einfach nicht vorhanden, so wenig, als wenn wir auf einer öden Insel wären, oder als wenn es überhaupt keine Geistlichen im Lande gäbe. Sobald wir aber einen solchen finden, werden wir das einfach thun.“ Dann konnte erst recht keiner mehr etwas machen, und kein Katholik hätte ihm hier eine falsche Folgerung vorzuwerfen vermocht. Denn die Kirche giebt ja nicht die Erlaubnis zur Ehe, sondern stimmt dem Bunde nur zu. Die Ehe selbst bleibt in jedem Falle von dem Willen der zur Ehe Entschlossenen abhängig, und jeder Geistliche hätte eigentlich den Bund einfach einsegnen müssen, da es in den kirchlichen Institutionen gar kein Verbot gab, auf welches er sich hätte berufen können. Dieses Verbot war nur in den neuen staatlichen Einrichtungen

enthalten, nach denen der Pfarrer die Trauung zu verweigern hatte, wenn nicht vorher alle gesetzlichen Forderungen erfüllt waren. Deren gab es nun im vorliegenden Falle zwei, welche besonders in Betracht kamen: Das jugendliche Alter, welches die Zustimmung der Eltern erforderlich machte, und das vorherige öffentliche Aufgebot. Aus diesen Gründen war eine civile Ehe nicht zu erreichen, und so lange der Civiltrauungsschein nicht vorlag, würde jeder Geistliche die Trauung verweigert haben. Aber Heinrich Emanuel war damit nicht zufrieden. Er forschte weiter, wie diese Schwierigkeit zu umgehen sei, und da erfuhr er denn aus dem Gespräche mit einem Geistlichen, daß eine einfache Erklärung der zur Ehe Entschlossenen vor einem Pfarrer genüge, um eine Ehe vor der Kirche unauflöslich zu machen. In diesem Falle durfte der Pfarrer den Konsens nicht verweigern; er konnte aber ebensowenig zur Strafe gezogen werden, weil ja die Eheschließung keine freiwillige seinerseits, sondern eine von den Brautleuten einfach erzwungene war. Damit waren die Überlegungen Heinrich Emanuels zu Ende. Er fühlte sich in seinem Rechte, und das gab ihm Sicherheit. Im Falle der Notwehr aber gedachte er sich der hier verborgenen Waffen zu bedienen, und Adda stimmte ihm lächelnd zu.

Es war nun keineswegs so, daß den beiden Liebenden diese Dinge fortwährend durch den Kopf gegangen wären, sondern sie dachten nicht weiter daran und lebten still dem beglückenden Rausche ihrer Neigung. Ihr „Gewissen“ warnte sie nicht und plagte sie nicht, sondern es war ruhig und klar. Nur hin und wieder erwachten sie einmal, wenn äußere Anlässe sie störten, und manchmal vergingen volle acht Wochen, ohne daß sie an etwas anderes gedacht, von etwas anderem gesprochen hätten, als von ihrem Glück. Alle acht Wochen kam die Beichte, und da mußten sie aus

der Welt der Träume heruntersteigen und als „sündige Menschen“ vor den Richter treten.

„Es wird mir furchtbar schwer heute,“ meinte Adda, als sie sich zum ersten Mal wieder zur Leonhardskirche aufmachten.

„Mache Dir keine Sorge,“ versetzte Heinrich, „ich werde zuerst in den Beichtstuhl gehen und dem alten Herrn alles genau auseinandersetzen. Dann wird er Dich schon gnädig behandeln. Paß' nur auf, daß Du gleich nach mir von der andern Seite hineingehst! — Oder hättest Du am Ende gar etwas zu bereuen, Liebling?“

„Bereuen? — Wenn ich aufrichtig sein soll, nein! Nein, ich kann es nicht. Es ist mir ganz komisch, zu denken, daß ich unsre Liebe, Dein Glück bereuen sollte.“

Und Heinrich Emanuel ging zuerst in den Beichtstuhl und erzählte alles. Aber er fügte auch hinzu: „Ich bereue es aber nicht und habe auch den Vorsatz nicht, es später anders zu machen, da ich die Sünde nicht sehen kann, die darin liegen soll, daß wir das Recht unsrer Liebe auf dem Wege suchen, auf dem es uns möglich ist. Wenn dies bisher mit Heimlichkeiten verknüpft war, so bin nicht ich daran schuld, sondern die Verhältnisse um uns her, und die zu ändern, habe ich einstweilen keine Macht. Wenn es an mir läge, so würde ich längst um die Trauung gebeten haben. Die kann ich nun noch nicht erlangen, aber vor Gott und unserem Gewissen betrachten wir die Ehe als vollzogen.“

Und der alte Herr empörte sich nicht und wurde nicht unwillig. Er hielt keine Moralpredigt, sondern sprach ruhig und liebevoll: „Ich weiß, mein Sohn, daß in solchen Verhältnissen Dinge geschehen, welche die Kirche prinzipiell verwirft und verwerfen muß. Aber sie verwirft sie in Liebe und Nachsicht und verdammt den nicht, der unter diesen Verhältnissen zu

leiden hat. Ich bitte Sie nur, mäßigen Sie sich, so viel Sie können, seien Sie stark und bringen Sie ein Opfer! Gottes Barmherzigkeit wird Ihnen das hoch anrechnen. Und wenn die Sehnsucht Sie allzu mächtig erfassen sollte, so versuchen Sie den Kampf gegen dieselbe! Gott wird Ihnen helfen, zu überwinden, und die allerreinste Jungfrau wird Ihnen ihren Schutz verleihen." — Dann folgte die Absolution. Heinrich Emanuel bat nur noch, seiner Braut gnädig zu sein, die gleich nach ihm eintreten werde, und Adda kam mit hellen Augen aus dem Beichtstuhl heraus. Der alte Herr hatte sie angehört, so lange sie selbst ruhig bekannte; als sie aber zu stottern begann, kam er ihr zu Hilfe und machte ihr die Sache leicht. Dann sagte er ihr ungefähr das Gleiche, was er Heinrich Emanuel gesagt hatte, und die beiden gingen hinüber zum Marienaltare, um getröstet ein kurzes Dankgebet zu verrichten. Da schob Adda dem Geliebten ihr Gebetbuch hinüber, und er las: „Gebet der Frau für ihren Gatten", und bei diesem Gebet lag eine getrocknete Myrtenknospe. Am liebsten wäre er ihr hier in der Kirche gleich um den Hals gefallen, aber das ging ja nicht, und so schob er nur mit einem dankbar seligen Lächeln Adda das Buch wieder zu. —

Der Konflikt war in den Seelen der Liebenden nicht gesteigert worden, und Adda blieb dabei, zu dem alten Herrn ihre „Sünden" zu tragen. Heinrich Emanuel aber hatte den Zweifel tiefer im Herzen. Er mußte klarer sehen, und so kam er auf den Gedanken, jedesmal zu einem andern Geistlichen zu pilgern. Als ersten hatte er sich einen als ungemein fromm bekannten Herrn im Dom auserwählt. Der sah und hörte nichts, als sündige Fleischeslust und polterte in einer Weise gegen die „Leidenschaft" los, daß es eine Art war. Er werde ihm die Absolution verweigern, wenn er noch einmal so komme. Heinrich

Emanuel glaubte nicht an den Ernst dieser Drohung und kam dem Herrn wirklich noch einmal so. Aber der Mann machte Ernst und schickte ihn weiter. Von ihm hatte Heinrich Emanuel nun für immer genug. Zweifel und Unwille fraßen sich tiefer in sein Herz, denn die Vorwürfe einfach zu überhören, dazu war Heinrich Emanuel noch lange nicht fähig. Noch immer hielt eine religiös schwärmerische Grundstimmung in seinem Gemüte vor, und so unangenehm auch die Sprache des Eiferers auf ihn gewirkt hatte, ohne tieferen Eindruck war sie doch nicht geblieben. Schon der Zorn zeigte das, mit dem er den ersten Beichtstuhl verließ, um sich direkt quer durch die Kirche an einen Herrn zu wenden, der als sehr weltlich verrufen war. Der behandelte die Sache nun wieder so leicht, daß der junge Mann wieder nicht zufrieden war. Er empfand es, daß dieser nichts als ganz gewöhnliche Phrasen zu seiner Verfügung hatte, die auf alles und jeden paßten. Auch zu ihm ging Heinrich Emanuel nicht wieder. Nach einigen weiteren Versuchen kehrte er zu dem Beichtvater Addas zurück und war zufrieden. Aber mit Adda hatte er über alle die andern gesprochen, und dabei war ihm einmal das Wort entfahren: „Alle diese verschiedenen Leute stellen sich als Vertreter einer und derselben Kirche und als Lehrer desselben Glaubens dar. Bei jedem aber sehen Kirche und Glaube anders aus. Wo ist nun die Kirche eigentlich? Es macht fast den Eindruck, als ob sie überhaupt etwas wäre, was nicht existiert, was man nicht fassen kann. Aus welchem von diesen verschiedenen Männern spricht nun eigentlich der Geist Gottes? Aus den Fanatikern, den Oberflächlichen, den Leisetretern, den Niederträchtigen, oder aus Leuten, wie der da in der Leonhardskirche oder wie mein alter Rektor an der holländischen Grenze einer war? Die Kirche kann doch nicht aus allen sprechen, die einen schwarzen Rock tragen. Und

wenn man mir sagt: Das thut sie doch trotz alledem, dann ist die Kirche ein Chamäleon, das aus allen Farben spielt, und dann pfeife ich auf die Kirche und halte mich an die Personen, und zwar an solche Personen, die mir als Menschen groß und menschlich erscheinen."

„Du mußt Dir nicht solche Gedanken machen, Männchen," hatte Adda beruhigt. „Du weißt, das thut mir weh!"

„Ja, liebes Kind," versetzte Heinrich Emanuel, „ich besorge nur, daß es uns einmal viel weher thun wird, unsere Gedanken nicht fortgearbeitet und vollendet zu haben. Es könnte einmal kommen, daß wir vor eine Thatsache zu stehen kommen, zu der wir die Gedanken, und zwar die eigenen, verflucht nötig haben, um die richtige Entscheidung zu treffen."

Davon aber wollte Adda nichts wissen. „Komme, was kommt! Im rechten Augenblick fällt Dir ganz gewiß das Rechte ein. Darüber bin ich nun einmal ruhig. Wir zwei halten fest zusammen, dann kann kommen, was will!"

Und Heinrich Emanuel beruhigte sich wieder und genoß die liebliche Gegenwart, ohne sich weiter viel den Kopf um die Zukunft zu zerbrechen.

So waren etwas über zwei Jahre seiner Lehrzeit dahin gegangen. In seinem Berufe hatte er die tüchtigsten Fortschritte gemacht. Nebenbei hatte er aber auch seine Gesangübungen fortgesetzt, und seine Stimme gewann an Umfang, Stärke und Ausdrucksfähigkeit.

„Es wäre nicht übel," hatte selbst Addas Vater einmal geäußert, „wenn Du zu einem tüchtigen Lehrer gingest."

Am meisten aber bestärkte ihn in diesem Vorsatz der Lehrer Addas, ein Musiker von Herz und Genie, der gerade aus dem Grunde keinen allzu rosigen

Stand unter seinen einheimischen Zunftgenossen hatte. Heinrich Emanuel sagte auf derartige Mahnungen immer: „Wenn meine Lehrzeit vorbei ist, und ich das erste Geld selbst verdiene, so nehme ich Gesangunterricht!“

Nun aber kam eine böse Sache, mit welcher der Jüngling niemals gerechnet hatte. Herr Forster verkaufte die Apotheke, und der neue Besitzer wollte keinen Lehrling. Heinrich Emanuel mußte sich nach einem andern Platze umsehen. Er schrieb an Karl Alt, der damals in München bereits seinen Universitätsstudien oblag, und dieser meldete ihm lieb, er könne zu seinem Bruder gehen, der in einem kleinen Schwarzwaldstädtchen eine Apotheke besitze. Dort werde er es nicht schlecht haben und seine Lehrzeit ruhig beendigen können. Heinrich Emanuel that, wie ihm Karl Alt geraten, und so sollte er nun mit Ende August von Frankfurt fort.

„Die wenigen Monate bringen wir schon herum,“ meinte er, als Adda ihn traurig ansah, „und dann komme ich als Gehilfe wieder, und wir haben eine schöne Zeit für uns.“

Aber vorher wollten die beiden noch einmal ganz sich selbst leben. Sie fuhren auf vierzehn Tage zu den Eltern Heinrichs. Das war nun eine selige Feierzeit. Die Nähe der Trennung machte alles Reden und Thun so innig, so lieb und vertraut, wie es niemals vorher gewesen. Eine so weiche Stimmung zog sich um die Liebenden, daß sie jede Lust an energischeren Vergnügungen verloren. Nur dieser Stimmung vermochte Heinrich Emanuel später die mächtigen Eindrücke zuzuschreiben, die damals Bücher und Verse auf ihn machten, welche später an Klang für ihn so viel verloren. In der Lindenlaube saßen sie in Vaters Garten und lasen. Die Amaranth von Oskar von Redwitz war die erste Dichtung, die sie so

furchtbar packte, daß sie die Hälfte der Verse unter strömenden Thränen lasen. Dann kam der Trompeter, dann Ekkehard, dann Otto der Schütz, dann Waldmeisters Brautfahrt, kurz, die ganze Zopfromantik wurde in ihren Hauptwerken erledigt.

„O wolle nicht den Rosenstrauß
Huldvoll als Gruß mir reichen,
Ein immergrünes Stechpalmreis
Sei unsrer Lieb' das Zeichen!"

Heinrich Emanuel las es und schluchzte, und Adda hörte es und schluchzte. Und dann sprang sie auf und pflückte Rosen und, sie ihrem Geliebten hinreichend, sagte sie mit innigem Flehen: „Nein, nein, Rosen sollen es sein, so lange die Rosen blühen, und heute, jetzt blühen sie noch." — Ja, sie blühten noch. Und Heinrich nahm die Rosen und schmückte seine Adda mit den Blumen vom Halse herab bis zum untern Saum ihres Kleides. Eine blühende duftende Kette! So waren sie wieder selig, bis ein neuer Vers ihnen den Gedanken wieder erweckte daran, daß sie scheiden mußten, daß die jauchzend blühende Rosenzeit sich ihrem Ende nahe. Und das Ende kam. Kopf und Herz mit einer Unmasse unwirklicher, romantischer Gedanken und Gefühle angefüllt, rüsteten sie sich zur Abreise. Heinrich Emanuel sollte in Frankfurt noch einen Tag Halt machen, um den Vater Rektor wieder zu beruhigen, der über das eigenmächtige längere Ausbleiben der beiden etwas ungehalten war. Und damals war es, daß Heinrich Emanuel in diesem sonst so mild und ernst leuchtenden Gesichte zum ersten Male einen Zug entdeckte, vor dem er einen Moment erschrak. Fast hätte er ein hartes Wort hingeworfen, als er sah, daß der Vater Addas dem Mädchen den Willkommgruß verweigerte. Es gelang jedoch bald, die Sache wieder in Ordnung zu bringen, und so schied er von Frankfurt mit den besten Wünschen und

Hoffnungen für die Zukunft. Erinnerte er sich später daran, wie seine Adda schon auf der Heimfahrt nach Frankfurt fast untröstlich geworden, wie ihr sonst so frohes und munteres Herz die Flügel hängen ließ, als es hieß: Nur noch vierundzwanzig Stunden! — so mußte er sich fragen, ob nicht eine Vorahnung ihr Inneres erfaßt hatte, eine Vorahnung davon, daß diesem ersten Schritte auseinander eine ganze lange Reihe folgen würde? Wie manchmal hatte er ihr einst das schöne Lied von Lenau-Mendelssohn gesungen:

„Nie soll weiter sich ins Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen;

Oder als die Nachtigall
Halme bringt zum Neste,
Oder als ihr süßer Schall
Wandert mit dem Weste.“

Und jetzt! Wie bald, wie bald sollte er das Warum erfahren, welches dem Dichter einst diese warnende Klage eingegeben hatte! Denn die Liebe hörte seine Stimme nicht mehr, und seine Weheschreie, das Rufen seiner Sehnsucht verklang ohne Widerhall in toter Ferne.

Das Städtchen, in welchem Heinrich Emanuel nunmehr seinen Aufenthalt nahm, lag im nördlichen Schwarzwald an den Ufern der Murg. Es war eine so neue, eine so eigenartig träumend belebte Umgebung, in welche er da eintrat, daß er in den ersten Wochen genug zu thun hatte, sich einzusehen und einzuleben. Die riesigen dunklen Tannenwälder, die zischend-singenden Sägemühlen im Thale, das Rauschen des klaren Bergstromes, die friedliche Betriebsamkeit der Bevölkerung — alles das weckte ihm so neue und doch so behaglich schöne Eindrücke, daß er später nur mit einer stillen Sehnsucht an seinen Aufenthalt im

badischen Lande zurückdenken konnte. Dazu kamen die eigenartigen Verhältnisse im Hause des Apothekers selbst. Herr Alt war ein frischer Junggeselle, der zwar auf die Heirat nicht für immer und ernstlich verzichtet hatte, aber doch auch keine besondere Eile damit zu haben schien. Neben ihm der Gehilfe, Herr Anton Waag, ein kleiner, dicker, alter Junggeselle, ehemaliger Corpsbruder des Prinzipals in Würzburg. Schon war der Gehilfe gezwungen, seine Haare fein säuberlich über die große Glatze zu kleben, welche sein sichtbares Oberhaupt zierte. Der Mann war von geradezu weiblicher Eitelkeit, und je dünner seine Haare wurden, um so jugendlich kühner wurde seine Frisur. Aus blendend weißen Manschetten guckten zierliche, feine Händchen, und rosig sauber wie sie war das ganze dicke, freundliche Persönchen. Aber die Sprache! Ein schweres, rauhes Altbayrisch in tiefster Baßlage! Das wirkte furchtbar komisch. Er wußte es, und so sprach er nur das Allernötigste, und wenn er die Murg hinauf zur schönen Marianne hüpfte, ließ er nur seine äußere Erscheinung wirken, vermied aber sorgfältig zu sprechen. — Außer diesen beiden Junggesellen gab es im Städtchen noch vierzig andere. Die Apotheke war für die meisten das Versammlungslokal nach dem Mittagessen. Von gemütlicher Heimlichkeit also keine Spur, sondern eine Junggesellenwirtschaft mit all ihrer Ungezwungenheit und kahlen Ungemütlichkeit. Denn die alte Haushälterin Karoline, welche schon über dreißig Jahre lang dem Haushalte des früh verwittweten Herrn Pfarrers vorgestanden hatte, war nicht in der Lage, der Wirtschaft den feinen Naturduft zu verleihen, wie er von dem stillen Wirken eines weiblichen Wesens sonst wohl auszuströmen pflegt.

Gerade diese nüchterne Kahlheit, die ihn nun umgab, erweckte in Heinrich Emanuel bald das Heimweh. Und die Krankheit wuchs und wuchs mit

elementarer Gewalt und belegte all sein Denken mit Beschlag. Daß sich die erwachende Sehnsucht in ihm zur Sehnsucht nach dem Weibe, nach seinem Weibe auswuchs, war unter diesen nüchtern junggeselligen Verhältnissen nur natürlich. „Liebe Frau!" das war ja schon längst die Anrede in den Briefen an seine Adda geworden. Er fühlte sich vollkommen verheiratet und war es doch nicht, sondern eine halbe Welt lag nun zwischen ihm und seinem Glück, und je ferner die Wirklichkeit seinen Wünschen rückte, um so mehr geriet seine Phantasie auf die Bahnen der Unwirklichkeit und Überspanntheit hinaus. So rankte sich an seiner Sehnsucht noch einmal ein Element empor, das bei dem Zusammenleben der Liebenden in immer tieferen Schlummer gesunken war und nun wieder erwachte. Es war das wirre Gewinde katholisch-religiöser Mystik.

Mit dem Zurücktreten des sinnlichen Zusammenseins tauchte diese alte Vorstellungsweise noch einmal empor und durchrüttelte den Jüngling in furchtbarer Weise. Nach und nach erschien ihm sein ganzes bisheriges Leben in der Liebe als ein sündhaftes und verwerfliches. Eine ganz pietistisch-phantastische Bigotterie lud ihre Schlammwellen über ihn aus, und doch immer wieder hinein in dieses Wogen seiner unverstandenen Gefühle warf die Erinnerung an das alte Glück ihre glühend berauschenden Strahlen und ließ ihn klagen um das „verlorene Paradies". „Immer höher streben ist der Zweck des Lebens", begann er dann wieder zu träumen, aber was er mit diesem Höherstreben eigentlich meinte, wußte der Apothekerlehrling selbst nicht. Seine Gedichte verloren sich in mystischen Reflexionen. Die alte naive Unschuld war dahin. Ein furchtbarer Kampf war entbrannt zwischen seiner starken natürlichen Sinnlichkeit und dem angepredigten Denken einer formalen, aller Menschennatur

Hohn sprechenden religiösen Überschwänglichkeit. Alle vierzehn Tage lief er nun wieder zur Beichte ohne Ruhe zu finden. Er quälte seine Adda in seinen Briefen mit einem Gemisch von sinnlichen Erinnerungen und mystischen Überspanntheiten, so daß das arme Mädel fast in den gleichen Zustand einer nie endenden Aufregung geriet. Zuletzt verstanden sie sich gar nicht mehr, und so schlugen die tollsten Wertherphantasieen in diese ewigen Aufregungen hinein. An seiner Uhrkette trug er ein goldenes Medaillon, welches ihm Adda zu seinem letzten Geburtstage geschenkt hatte. Er begann zu phantasieren, dieses goldene Geschenk auf chemischem Wege in eines jener furchtbaren Goldgifte zu verwandeln, um damit allen seinen Qualen auf einmal ein Ende zu machen. „Aus den Briefen eines Freundes“ nannte er das traurige litterarische Produkt, welches dieser Vergiftungsstimmung entsprang. Da hieß es denn: „Deine Liebe war einmal Gift für mich. Sie tötete das Herz und zwang die Seele, den wunden Körper zu fliehen. Das Gift der Liebe übertrug sich auf die Gaben der Liebe. Auch sie verwandelten sich in Gift, die Kette und Dein Ringlein, und so senke ich sie hinab in meine Brust, damit die Liebe, welche die Seele raubte, auch den Leib zur Ruhe führe. Auf Erden ist keine Freistätte mehr für unsre Liebe, und meine Seele weilt lange schon im Jenseits. Darum folge der Seele Deines Geliebten! Ich nehme die Kette jetzt und jetzt Dein Ringlein und lege mich zur Ruhe, um droben in Deinen Armen, an Deinem seligen Herzen zu erwachen.“ —

Diese unsinnige Vorstellungsweise von der verlorenen Freistätte der Liebe ließ ihn nicht mehr. Überallhin folgten ihm auf seinen einsamen Wanderungen die verheerenden Todesgedanken. Wieder war es, wie einst in der Kinderzeit, da ihn die Sehnsucht

zum Leben plötzlich trieb, dem Leben, welches ihm beschieden war, ein Ende zu machen. Und anstatt ihn nun einfach und sicher zu dem Versuche zu führen, das Leben mit rücksichtslosem Trotze seinen Wünschen gemäß zu gestalten, packte ihn der Zweifel, die klägliche Unsicherheit seines Könnens und seiner Kraft. So stand er zwischen zwei Mühlsteinen, die fort und fort umliefen: Das Leben, welches er hatte, mochte er nicht, und jenes, welches er ersehnte, konnte er nicht haben, und er schrie auf in bäumendem Weh.

Einmal wieder in der fürchterlichsten Weise von diesen Empfindungen geschüttelt und von einer Seelennot gemartert, die nicht zu ertragen war, rannte er fort zur Post und telegraphierte seiner Adda: „Komm sofort! Bin totkrank!“ Es war keine Lüge. Aber wie ihm Adda hätte helfen sollen, das wußte er nicht. Nur einem aufrasenden Instinkte war er gefolgt, und die Treue setzte sich mit ihrer Mutter in den nächsten Schnellzug und kam an. Und da, wie er sie sah, stürzte er ihr entgegen, nahm sie in seine Arme und weinte und konnte lange kein Wort der Erklärung finden. Denn totkrank und äußerlich wenigstens nicht von dieser Todeskrankheit gestempelt zu sein, das war für Adda nicht, wohl aber für ihre Mutter etwas ganz Unverständliches. Ja, hätte sie ihn still beobachten, hätte sie seine Augen sehen können, wie sie in der Einsamkeit herumirrten, sie würde vielleicht verstanden haben. So aber kam mit Addas Dasein die Ruhe über ihn plötzlich, selig, gedankenlos, und sein Blick, sonst der eines grauenhaft nahendem Irrsinn Verfallenden, wurde so fröhlich normal, wie jemals in seiner fröhlichsten Zeit.

Zwei selig unbekümmerte Tage brachte er mit seiner Adda zu. Heinrich Emanuel war wieder „ganz der Alte“. Er scherzte und lachte, und alle lachten mit. Es war etwas so naiv Fröhliches in ihm, daß

auch die Frau Rektor bald ergriffen wurde und den Schrecken vergaß, den sein Telegramm verursacht hatte und mit dem Schrecken die Vorwürfe, die es hätte verursachen sollen. Wohl war es das feinere Empfindungsvermögen des Weibes, welches der Mutter bald erklärte, was die Ursache seiner Krankheit gewesen: Die Trennung, das körperliche Fernsein in einer Zeit, da die Liebe sich nun einmal nicht ungestraft mit bloßen Zeichen aus der Ferne abspeisen läßt. Das junge Leben voll glühender Spannung verlangte nach Auslösung dieser Spannungen, und da sie ihm verweigert wurde, suchte es den Ausweg nach andrer Seite. Die Spannung ward zur seelischen und geistigen Überspanntheit, welche die tollsten Sprünge im Gefolge hatte und haben mußte. Später, viel später ward Heinrich Emanuel sich über den Zusammenhang dieser Erscheinungen vollkommen klar, jetzt begriff er nur eins: „Wenn es mir wieder so geht, so packe ich mich auf und fahre zu Dir, oder ich schreibe Dir, daß Du zu mir kommst," sagte er seiner Adda. Und die küßte ihn und meinte: „Ja, komm nur, Schatz, Du weißt ja, wo Du Ruhe findest." Ein anderes aber sprang ebenso plötzlich aus diesem Sturmgewühle hervor: Heinrich Emanuel ging, ohne sich weiter in Gedanken damit zu plagen, von nun an weder zur Beichte noch zur Kirche.

Ganz fremd jedoch dachten alle die andern. Der Vater Addas, die Brüder, der Vater Heinrich Emanuels selbst, — sie sprachen nur noch von „Verrücktheit", „Überspanntheit", „Unvernunft", „herzlosem Egoismus", und umwanden ihre Weisheit mit den allerschönsten Vorwürfen. Namentlich ein Brief von einem der Brüder Addas, in welchem die katholische Lehre von der Entsagung in den trivialsten Wendungen gepredigt wurde und die „dummen Jungen" nur so herumflogen, eröffnete dem Gereizten eine Fernsicht

in katholische Bauerndummheit, daß er stolz darauf verzichtete, sich auf diesem Gebiete in weitere Diskussionen einzulassen. Und so fand denn der „Schatz“, als er zu Weihnachten plötzlich in Frankfurt erschien, eine Aufnahme bei diesen vernünftigen Leuten, die ihrem Urteil entsprach. Ein feindliches Verhältnis zu einem Teile der Verwandten seiner Adda entspann sich in aller Stille und drückte fortan nur noch mehr auf die Stimmung der beiden Liebenden. Wohl sprach Addas Mutter zum Guten, und Tante Seppe, die ewig Gute, ließ nichts auf ihren Jungen kommen. Voll herzlicher Innigkeit waren auch die Briefe der Mutter Heinrichs, denn ihr, seiner Mutter, schüttete er sein Herz aus, und die unvergleichliche Frau kannte keine Vorwürfe mehr für ihn.

Das einzige, was Heinrich Emanuel immer wieder beruhigt hatte, war seine Arbeit gewesen. Trotz aller inneren Not und Seelenangst hatte die Arbeit und Ausbildung nur wenig gelitten. Verdarb ihm die Stimmung oft Tage, ja Wochen, so packte ihn dann wieder der Ehrgeiz und ließ ihn ebenso Tage und Wochen lang nicht los, und da schaffte er denn, so lange der Atem aushielt. So, wenn auch nicht in stetigem, gleichmäßigem Fortgang, erreichte er doch mit immer neuen wilden Anläufen sein Ziel. Als das Gehilfenexamen kam, bestand er mit glattem Erfolg. Einer der Examinatoren hatte erkannt, was der Bursche wußte und wie flott ihm die Arbeit von der Hand ging, und so sagte er ihm gerade heraus, wenn Heinrich einmal auf den Gedanken käme, in Karlsruhe eine Gehilfenstelle zu suchen, solle er sich direkt an ihn wenden. Aber Heinrich Emanuel hatte andere Gedanken: Näher bei Frankfurt oder in Frankfurt selbst wollte er sich eine Stelle suchen. Und es gelang ihm, in der Nähe von Wiesbaden am Rhein eine solche zu finden. Und nun trug ihn der Schnellzug an jedem freien Sonntag

wieder zu seinem Liebling, und in der Woche fuhr er zweimal nach Wiesbaden, wo er jetzt unter der Leitung eines Kammersängers der königlichen Bühne seine Gesangstudien ernstlich aufnahm. Der Erfolg war nicht schlecht. Aber der Erfolg war ein andrer, als Heinrich Emanuel sich jemals hatte träumen lassen.

Seine glühende, von Liebe und Hoffnung getragene Seele ward von einem andern Zauber erfaßt. Die ganzen elementaren Eindrücke, welche er vor wenigen Jahren bei seinen ersten Besuchen des Schauspiels und namentlich der Oper empfangen hatte, erwachten von neuem, als er nun mit einem wirklichen echten Künstler in Berührung kam. Da loderte es in ihn hinein, mächtig, jubelnd, befreiend. Ein ganz anderes Wollen erfaßte ihn und lenkte seine Blicke verlangend in das sonnige Reich menschlichen, künstlerischen Schaffens. „Einmal diesen Wolfram singen zu können!" der Wunsch war wieder da, und der Wunsch ließ ihn nicht mehr.

„Mein Freund! in holder Jugendzeit,
wenn uns von mächt'gen Trieben
zum sel'gen ersten Lieben
Die Brust sich schwellet hoch und weit,
ein schönes Lied zu singen
mocht' vielen da gelingen:
der Lenz, der sang für sie.
Kam Sommer, Herbst und Winterszeit,
viel Not und Sorg' im Leben,
manch' eh'lich Glück daneben,
Kindtauf', Geschäfte, Zwist und Streit:
denen's dann noch will gelingen,
ein schönes Lied zu singen,
seht, Meister nennt man die. —
Die Meisterregeln lernt bei Zeiten,
Daß sie getreulich euch geleiten,
und helfen wohl bewahren,
was in der Jugend Jahren
in holdem Triebe
Lenz und Liebe
euch unbewußt ins Herz gelegt,
daß ihr deff' unverloren hegt."

So sang ihm sein neuer Lehrer eines Abends aus den Meistersingern zum Abschiede vor. Es war eine Weisung fürs Leben. Worte und Töne blieben haften, und mit Thränen in den Augen drückte er dem gemütvollen Künstler die Hand, der sich seiner mit solcher Uneigennützigkeit und Wärme angenommen hatte. Mit still glühender Begeisterung im Herzen kehrte der Junge in seine Apotheke zurück. Glückzitternd legte er sich nieder und Wonneschauer durchrieselten seinen Leib. Als er aber am Morgen aufwachte, da stand es vor ihm deutlich, wirklich, zwingend, was sein Ahnen nur undeutlich bisher ihm zugeraunt: „Mein Junge, Du hast den falschen Beruf erwählt!“

Sechstes Hauptstück.

Am Scheidewege.

Als Heinrich Emanuel sich zur Annahme jener Stelle am Rhein unter drei Angeboten entschloß, war dies nicht nur in der Absicht geschehen, seiner Adda möglichst nahe zu sein, sondern seine Wahl war noch von einem ganz andern Grunde bestimmt worden. In einer kleineren Apotheke giebt es nicht so viel zu thun, dachte er sich; dort bleibt mir Zeit, meine wissenschaftlichen Studien fortzuführen oder wenigstens mein Können auf dem Stande zu erhalten, auf den ich es durch die Gunst der Umstände und vor allem durch die treue Sorgfalt meiner beiden Prinzipale in den Lehrjahren erheben konnte. So sah man ihn denn meist mit einem Buche in der Hand, wenn die geschäftlichen Dinge erledigt waren. Aber der neue Prinzipal, ein dicker, großer Mann, hatte eine Idiosynkrasie gegen Bücher, er konnte das nicht sehen. Kaum hatte der Gehilfe sein Buch aufgeschlagen, so war er da und meinte, es wäre ganz vorteilhaft, wenn Heinrich Emanuel für den nächsten Markttag die gangbarsten Handverkaufsartikel schon jetzt in Düten und Schachteln wiege. Es gäbe dann weniger Aufenthalt am Markttage selbst. Heinrich Emanuel besorgte das rasch und nahm sein Buch wieder.

„Meinen Sie nicht,“ war der Prinzipal wieder da, „daß es gut wäre, wenn wir uns auch von den Blaudischen Pillen einen kleinen Vorrat anlegten?“

Und Heinrich legte einen Vorrat von Blaudischen Pillen an. Dann nahm er sein Buch wieder.

„Wir könnten es mit den Aloepillen eigentlich auch so machen,“ kam der Prinzipal wieder.

Und Heinrich machte es mit den Aloepillen auch so. Für heute blieb sein Buch dann liegen. Aber am andern Tage ging es wieder so; am dritten abermals, und der Gehilfe merkte, wohinaus das sollte. Der Prinzipal konnte nicht sehen, daß Heinrich Emanuel für sich arbeitete. Er zwang ihn dazu, die freien Stunden einfach zu vertrödeln. Denn auch an Markttagen ging das Geschäft nicht so stürmisch, daß der Gehilfe nicht allen Anforderungen rasch und allein hätte genügen können. „Hier kann ich nicht bleiben,“ sagte sich Heinrich Emanuel schon nach drei Wochen, und am Ende der vierten kündigte er seine Stelle auf und bewarb sich um eine Stelle für das Laboratorium. „Da kommt man eher zu fortbildender Arbeit,“ meinte er wieder, und es glückte ihm, eine solche Stelle in Mainz zu finden. So blieb er nur vier Monate — denn dreimonatliche Kündigungsfrist war ausbedungen — in seiner ersten Gehilfenstelle. Aber in diesen vier Monaten war eine große Veränderung in allen seinen Verhältnissen eingetreten.

Gerade die kürzere Entfernung und die Möglichkeit, seine Adda alle vierzehn Tage zu sehen, wirkte nicht beruhigend auf die Liebenden, sondern immer aufregender. Wohl hatten sie fast drei Jahre ihrer langen Verlobungszeit glücklich herumgebracht, aber jetzt waren noch drei weitere Jahre der Gehilfenzeit zu überwinden, dann weiter zwei Universitätsjahre, und dann war es erst noch die Frage, ob die Erlösung für sie kommen würde. Diese fünf Jahre

wurden in ihrer sehnenden Vorstellung immer länger, statt kürzer, und wenn sie dann nur ein sicheres Ziel gesehen hätten! Aber Adda besaß kein Vermögen, und Heinrich Emanuel hatte von seinem Vater gehört, daß er ihm keine Apotheke kaufen könne. So viel Vermögen habe er auch nicht. Zu einer kleineren Apotheke könne er ihm wohl eine kleine Anzahlung leisten, aber mehr auch nicht. Was also? Sich als Gehilfe fortschleppen, jahrelang, um von elendem Gehalte nach und nach ein paar tausend Mark zurückzulegen? Und Adda sollte Stunden zu dem gleichen Zwecke geben? Bei der allergünstigsten Berechnung hätte die Verlobungszeit dann noch weitere fünf Jahre in Anspruch genommen, also zehn, statt fünf Jahre, und dann, ja dann wäre das Glück der steten Vereinigung vielleicht möglich geworden, aber die Sorgen würden dann erst recht begonnen haben. Heinrich Emanuel hatte eben jetzt Gelegenheit gehabt, einige solcher Apothekerehen kennen zu lernen, welche unter der Last der Kapitalzinsen ein keuchendes Jammerdasein führten. Das wäre dann also ihr Los geworden. Das Los lockte ihn nicht. Das war keine Zukunft, welche den in Phantasien schwelgenden Jüngling hätte befeuern können. Und die Gegenwart? Ach die Gegenwart wurde immer jammervoller. Der Prinzipal verekelte ihm die einst so hohe Freude an seinem Berufe. Und als dann Heinrich Emanuel froh war, in anderer Richtung sein aufgehaltenes Wachstum fördern zu können, da verbat sich der Prinzipal die Gesangsübungen auch. „Die Leute bleiben ja auf der Straße stehen!“ sagte er ängstlich. Das Schrecklichste aber kam dazu: Adda begann zu wanken. Kleine Zeichen nur gaben Heinrich Emanuel Kenntnis davon, aber die Zeichen waren unzweideutig. Das spießbürgerliche Element drang in

ihr empor und überwand ihre Jugend, ihre Liebe und ihre Künstlerschaft.

Mit ihr allein hatte er das erste Wiedersehen feiern wollen. Und er nahm sein erstes Monatsgehalt, um es fröhlich mit ihr zu verjubeln. Sie nahmen einen Zweispänner und fuhren über Land. Er war glücklich wie ein sorgenloser König, aber das Ende vom Liede war, daß Adda ihn wegen seines Leichtsinnes so herunterkanzelte, wie es seine Großmutter nicht besser vermocht hätte. Es war ja gut gemeint, und von Geiz war bei Adda nicht eine Spur, aber er ärgerte sich doch, denn Geld war für ihn etwas ganz Gemeines, und dieser Gemeinheit wegen Vorwürfe zu bekommen, hatte er nicht erwartet.

„Geh' doch, sei nicht so dumm! Dieser lumpigen paar Mark wegen!" sagte er ihr. „Sei doch lustig, Adda, und verdirb mir nicht meine Freude!"

Aber Adda war nicht lustig. „Ja, wenn noch Vernunft drin stäke. Aber so wie Du es machst, ist es ja die hellste Unvernunft!" versetzte sie schmollend.

Und die hellste Unvernunft hatte darin bestanden, daß er in einem Dorfe eine kleine Menge Kupfer- und Nickelmünzen, vielleicht auch ein paar Zwanziger unter die Kinder warf, und aufjauchzte, als er deren Jubel sah. Was lag denn daran? Er wollte ja nur froh sein, und er war froh und glücklich, und schließlich war ja nur Adda selbst die Schuld seines Übermutes. Sie saß doch neben ihm da, im Wagen, und der Wagen rollte in der Sonne, und die Sonne küßte eine ganze herrliche Landschaft, den Fluß, die Wiesen, die fernen Berge, und sie küßte sein Herz und die Augen seiner Adda, — ach, es glänzte ja alles so um ihn her und in ihm. Und da hätte er nicht übermütig, nicht unvernünftig sein sollen?

„Adda, wenn Du jetzt nicht lachst, schmeiße ich mein ganzes Portemonnaie in den Graben!" —

Und da lachte Adda. „Das sähe Dir ähnlich, Du wilder, toller Kerl! Nun komm', laß gut sein! Wir reden nicht mehr davon. Sei froh, sei glücklich!"

„Und Du bist es auch, nicht?" forschte er innig. „Froh? — Glücklich?"

„Ja, Liebling! Froh! Glücklich!" — —

„Was würdest Du sagen, Kind, wenn ich mich ganz und ernst zum Sänger ausbilden ließe?" frug Heinrich Emanuel seine Adda wenige Wochen später. Und Adda fiel ihm um den Hals und meinte, mit der Apothekerei sei es doch nichts. Daran hatte der Jüngling allerdings noch nicht so geradeaus zu denken gewagt. Einen Augenblick stutzte er ganz gewaltig, dann aber fand er, daß Adda eigentlich recht und seinem unbestimmten Fühlen konsequenten Ausdruck verliehen hatte. Und sie fingen an zu überlegen, womit es denn etwas sei und wozu man, um anzufangen, kein so großes Kapital brauche? Adda blieb natürlich bei der Musik.

„Wenn wir beide wirkliche Künstler werden, kommen wir ja glänzend durch. Im andern Fall geben wir Unterricht und konzertieren im Winter zusammen. Daß Du einmal ein tüchtiger Konzertsänger wirst, ist mir ja so gut wie sicher. Und wenn wir erst noch einmal drei Jahre ordentlich zusammen arbeiten, so wollen wir einmal sehen, ob da nichts Gescheidtes herauskommt."

Heinrich Emanuel stimmte zu. Aber er hatte zwei große Gedanken im Hinterhalt. Erstens wollte er die Brücke nicht ganz hinter sich abbrechen, sondern als Volontär seine drei Gehilfenjahre in einer Apotheke nebenbei absolvieren. Zweitens war es ihm nicht besonders um die Künstlerschaft zu thun, welche Adda meinte. Sein innerstes Sehnen hatte das weit höhere Ziel erfaßt, selbst zu produzieren. Dichter und Komponist — das wäre so ungefähr etwas für ihn

gewesen. Und dazu genügte der Eintritt in eine Musikschule nicht allein, sondern eine litterarisch-wissenschaftliche Fortbildung war dazu unbedingt notwendig. Hätte Heinrich Emanuel damals direkt zu wählen gehabt, er wäre zur Universität, statt zur Musikschule gegangen, um in vollkommen freier Arbeit das in sich zu entwickeln, was sich nach Entwicklung sehnte. Aber er fühlte wohl, daß das praktisch begrenzte Ziel Addas die Leute viel eher überzeugen konnte, als sein weiter gestecktes. So wurde denn festgesetzt, daß Heinrich Emanuel zunächst einmal das Frankfurter Konservatorium besuchen und seine Bekanntschaft in Apothekerkreisen dazu benützen sollte, die Anmeldung als Gehilfe durchzusetzen. Freilich allem dem hätte die Lösung seines neu eingegangenen Verhältnisses in Mainz vorangehen müssen. Und da kam ihm der Zufall zu Hilfe.

Er trat seine Mainzer Stelle ordnungsgemäß an. Was er aber erwartet hatte, bot sich ihm auch hier nicht. Da gab es wirklich einen großen Handverkauf, und so bedeutete die schöne Bezeichnung „Gehilfe fürs Laboratorium" in Wirklichkeit nichts weiter als Flaschenfüller und Etiquettenkleber.

„Wir machen keine Präparate selbst," sagte ihm der neue Prinzipal bei seinem Eintritt, „sondern Ihre Aufgabe ist, alle Spezialitäten und Handverkaufsartikel zum Verkauf fertig herzustellen."

Als erste Einführung standen da nun hundert Leberthran- und sechzig Tokayerflaschen, welche er zu füllen, zu verkorken und zu etiquettieren hatte. Dann kamen die verschiedenen Pillensorten für den Handverkauf, dann die Salben in Schachteln, die Pomaden in Töpfen u. s. w. Aber Heinrich Emanuel fing gar nicht erst an damit. Er machte kurzen Prozeß und sagte seinem Prinzipal, das sei nicht das, was er unter einem „Gehilfen fürs Laboratorium" verstehe. Das

könne der Hausbursche gerade so gut besorgen. „Wenn Sie mich daher so bald wie möglich wieder frei lassen wollten, würde ich Ihnen sehr dankbar sein.“

„Sie machen mir einen Vorschlag, der mir sehr gelegen kommt,“ erwiderte der Prinzipial. „Meine Frau war nämlich sehr lange krank, und so wurde ich dem Geschäfte entzogen. Jetzt geht es mit meiner Frau wieder besser, und ich bedarf eigentlich eines zweiten Gehilfen nicht, da ich gewohnt bin, selbst zu arbeiten. Im übrigen kann ich Herren zur Aushilfe hier jederzeit haben, da beim Militär eine ganze Anzahl einjährig-freiwilliger Apotheker sind, die ihre freien Stunden gern in dieser Weise verwerten. Wenn Sie also die Stelle niederlegen wollen, so können Sie das ruhig thun, heute, morgen, in acht Tagen, wie Sie wollen.“

Heinrich Emanuel jauchzte innerlich auf vor Freude. „Dann packe ich gar nicht erst aus, sondern gehe noch heute,“ erwiderte er. Und er nahm Abschied und reiste nach Frankfurt. Dort mietete er sich sofort ein Zimmer, und aus dieser Residenz der Freiheit unternahm er schon am andern Tage die ersten Schritte zu seinem künftigen Ziele.

Alles das geschah in der unerschütterlich festen Meinung, daß Adda vollkommen auf seiner Seite stehe und mit ihm einverstanden sei. Aber gerade da hatte sich in den letzten Monaten eine mächtige Veränderung vollzogen. Die Briefe Heinrich Emanuels aus dem Schwarzwald hatten mit ihrem mystischen Überschwange eine Saite in der Seele des Mädchens zum Klingen gebracht, welche nun immer mächtiger ihre schrillen Töne vernehmen ließ. Adda übersah nicht mehr das reine naive Werden ihrer Liebe, sondern plagte sich und ihren Geliebten mit Vorwürfen. „Wenn wir nur kirchlich getraut wären,“ hatte sie wieder einmal in ihrer Herzensangst hervorgestoßen. Und Heinrich

Emanuel hatte ihr zugesagt, auf die Gelegenheit sinnen zu wollen. Während sie sich nun in diese Gedankenreihen immer tiefer hineinarbeitete, arbeitete Heinrich Emanuel sich ganz aus ihnen heraus. Die Stufenleiter seiner Gefühle war ihm klar geworden, und er sagte sich: „Wenn das Ende verboten ist, so auch der Anfang. Ein Mensch, welcher liebt, untersteht der Konsequenz der Liebe. Er kann nicht sagen, an diesem oder jenem Punkte hörst du auf. Ein Kuß ist der Ausdruck einer ganz bestimmten Summe von Gefühlen. Diese Gefühle sind einfach vorhanden, und das eine oder andere leugnen zu wollen, ist eine Lüge gegen mich selbst, eine Feigheit. Der Kuß ist noch nicht verboten; aber alles über den Kuß hinauseilende Sehnen sollte verboten sein? Und wenn das nicht möglich ist, so kann es die Erfüllung dieses Sehnens ebensowenig sein. Ist diese aber verboten, ist die volle Hingabe zweier Liebenden verboten, so ist es der Kuß auch, und wenn der, so die Liebe überhaupt. Also entweder konsequent alles verbieten, oder alles erlauben! Das wäre ein klarer Standpunkt gewesen. Aber die Kirche war hier nicht konsequent, und weil sie es nicht war, sprach der eine Beichtvater so, der andere anders, jeder nach seiner Natur und Meinung. Die Kirche kann also in diesem Punkte mit ihrem Urteile einpacken; wer hier zu befehlen hat, das ist die Natur, und zwar die Natur ganz allein." — Und Heinrich Emanuel frug einfach nach den Gesetzen der Natur. Je mehr er aber darnach frug, um so mehr empfand er die Gebote der Kirche als unklar und überflüssig. Eines nach dem andern fiel ohnmächtig und platt zu Boden, und zuletzt war der Erfolg der, daß Heinrich Emanuel die ganze Kirche von sich abthat und nichts, gar nichts mehr gelten lassen wollte, als die Natur und ihre Gesetze. „Der reine natürliche Mensch bedarf keiner Kirche," sagte er sich, und je mehr er nun

sein Denken und Studium nach dieser Seite erweiterte, um so mehr erschien ihm die Kirche als ein ganz erbärmlicher Notbehelf für Menschen, welche mit der Natur und ihrem ewig unveränderlichen Walten nichts anzufangen wissen. Als Notbehelf wollte er sie gelten lassen, aber nicht als einzige, von Gott gesetzte Walterin im Menschenleben. Ja, er ging noch weiter in seinen Schlüssen: „Die Kirche kann immerhin bei unmündigen Menschen vereinzeltes Gute bewirken; aber geradezu ein Hindernis wird sie für alle Entwicklung zum wahren natürlichen Menschentum, welches doch des Menschen einziger und letzter Beruf ist."

So war Heinrich Emanuel in weniger als einem Vierteljahre mit den ihm in der Kindheit aufgedrungenen Anschauungen und Vorstellungen fertig geworden. Von hier aus ging sein Weg nun weiter an die Prüfung aller Einzelvorstellungen, welche aus diesem Gedankenkreise heraus an ihn herantraten. Nicht der Geist der Verneinung, sondern der höchster Bejahung, die Liebe selbst, die ewig waltende Schöpferkraft des Universums hatte ihn diesen Weg geführt, und sie war es auch, die ihm jedes Zweifeln und Zagen nahm.

Seiner Adda gegenüber hatte er aus seiner Wandlung kein Hehl gemacht. Sie aber war tief erschrocken über die kolossalen Konsequenzen, welche dieser Wandel mit sich führen mußte. Und je mehr er seine Anschauungen darlegte, um so ängstlicher klammerte sie sich an die alten Vorstellungen an. Sie wußte, daß er nicht mehr zur Kirche, nicht mehr zu den Sakramenten ging; aber sie ging nun um so häufiger, um ihr banges Herz im Gebete zu beruhigen. Das gelang ihr nicht, denn vor der Kirche erwartete sie die Liebe, und in brausendem Jubel warf sie jedesmal die Kartenhäuser der Mystik wieder über den Haufen. Konnte doch auch Adda ihre Jugend, ihr wallendes Herzblut nicht verleugnen! Das erkannte und fühlte sie auch

so gut wie er, und immer noch hatte sie ihrem Geliebten gegenüber nur das alte süße Wort: „Alles, was Du willst, Liebling!“ Aber das Wort klang nicht mehr, wie es einst geklungen, hoffnungsfroh und voll tiefsten reinsten Lebens, sondern der Schmerz der Resignation war dem Klange beigemischt. Wohl gab sie ihre Liebe noch, wie einst, aber sie nahm die seine nicht mehr, wie einst. Kaum daß er ehedem ins Zimmer trat, so hing sie an seinem Halse, und wenn er sich setzte, sie saß auf seinen Knieen. Jetzt ließ sie sich niederziehen auf seine Kniee, und an seinem Halse hingen erst ihre Arme, wenn er sie um seinen Nacken gelegt. Das arme Kind war in einen furchtbaren seelischen Zwiespalt geraten. Liebe und Religion, naives, freudiges Lebensempfinden und toter Buchstabenglaube stritten sich in ihr herum, und Heinrich Emanuel geriet in den Bannkreis dieser Unruhgefühle mit hinein. Er wußte, was da auf dem Spiele stand. Sein ganzes Hoffen, sein ganzes Glück hing davon ab, daß Adda ihre freudige Ruhe wieder gewann. Herzlos wäre es, wie er meinte, alles daran zu setzen, sie mit Gewalt in seine freie Atmosphäre hineinzureißen. Das durfte er nicht. Er mußte es der Zeit überlassen, Addas Augen zu öffnen. Darum ging er vielmehr auf ihre Vorstellungen ein und versprach ihr, die kirchliche Trauung herbeizuführen so oder so.

Und es wurde die höchste Zeit. Denn unter welchen Einfluß Adda geriet, zeigte ihm eine einzige Thatsache nur zu deutlich. Helene, die Tochter des ersten Prinzipals, hatte sich einst in ihrer mystischen Periode verlobt, aber das Verlöbnis war zurückgegangen, weil der geistliche Rat sich der Leitung der beiden Brautleute angenommen hatte. Eines Tages hatte er nämlich die Freude bemerkt, mit welcher Helene ihm den Besuch ihres Bräutigams am nächsten Sonntag angekündigt hatte. Da machte er die weise Bemerkung: „Wenn

ich Deine Freude sehe, so ist es mir, als hätte die Kirche, Dein himmlischer Bräutigam, Grund, eifersüchtig zu werden. Aber das kann nicht sein. Und so frage ich Dich, ob Du wohl ihm, Gott zu Liebe auf diese Freude verzichten könntest? Könntest Du es über das Herz bringen, Deinen Bräutigam zu bitten, seinen Besuch um acht Tage zu verschieben?" — Helene hatte zu weinen begonnen, aber der geistliche Rat rückte mit seinen erhabenen Trostsprüchen heraus, und schließlich hatte Helene eingewilligt, „freudig", wie sie sagte, und ihrem Bräutigam abgeschrieben. In der nächsten Woche wiederholte der geistliche Rat sein Manöver wieder, und wieder mit dem gleichen Erfolg. Aber diesmal kam der Bräutigam trotzdem und versuchte Helene den Kopf zurechtzurücken. Die retirierte auf die erhabenen Gründe des geistlichen Rates, für welche der Bräutigam aber kein besonderes Verständnis zeigte. So war ein erster Mißton in dieses Verhältnis gekommen. Aber der geistliche Rat ließ mit seinen Bestrebungen nicht nach. Als der Bräutigam nach vierzehn Tagen abermals seinen Besuch ankündigte, kam der göttliche Manöverdirigent wieder mit dem gleichen Vorschlag. Helene gab abermals nach und schrieb ihrem Geliebten ab. Der nahm das noch einmal mit Geduld hin. Als sich aber am nächsten Sonntag die gleiche Geschichte wiederholte, kam der Bräutigam nicht selbst, wohl aber ein Brief, in welchem er kurz mitteilte, daß er das Verlöbnis als gelöst betrachte, da er eine verrückte Frau nicht brauchen könne. Helene war aufgelöst von Schmerz. Aber der geistliche Rat tröstete sie über alles.

Auf Heinrich Emanuel hatte diese Geschichte den allerwiderwärtigsten Eindruck gemacht. Er hatte mit Adda gesprochen, und sie wußte, wie er darüber dachte. Und da, auf einmal, als er erst zwei Monate im Rheingau weilte, kam ein Brief Addas, in welchem

sie ihn bat, nächsten Sonntag nicht zu kommen. Es habe sich Besuch angekündigt, und der würde ihre Zeit so in Anspruch nehmen, daß für Heinrich Emanuel nicht viel übrig bleibe. „Also, Schatzerl, komm acht Tage später! Dann können wir uns wieder ganz gehören, und sei mir nicht böse, daß ich Dir abschrieb!“

Heinrich Emanuel war nicht böse, aber tief traurig. „Ein verlorener Tag“ — so nannte er ein Gedicht, welches dieser Stimmung entsprang, und trotz der ganz natürlichen und wahren Begründung ihrer Bitte bemächtigte sich seiner ein ahnendes Vorgefühl von dem Ende ihres Glückes, welches ihn tief niederbeugte. Freilich tauchte dieses Gefühl wieder unter in dem Rausche der Seligkeit, welche Adda ihm acht Tage später bereitete. Aber doch — in seinen Briefen und Gedichten wiederholten sich seitdem fast unbewußt die Ausfälle gegen die unsichtbaren Feinde seiner Liebe. „Ein Leben ohne Liebe trag' ich nicht,“ hieß es in dem einen, und ein anderes begann: „Wenn ihr mir die Liebe raubet.“ So arbeitete er sich in eine Gedankenreihe hinein, welche auch ihm allmählich und immer deutlicher die Notwendigkeit ins Bewußtsein brachte, diesem Gezappel ein Ende zu machen und das Verhältnis zu einem unlösbaren zu gestalten. Wie hatte er heimlich aufgejauchzt, als Adda ihm eines Tages in einem fast verzweiflungsvollen Briefe mitteilte, sie glaube guter Hoffnung zu sein! Ungerufen wollte ihm da ein Bundesgenosse in einem Sohne oder einer Tochter erscheinen, und sein Wille wuchs freudig empor. Niemals würde er sich direkt und mit Absicht dieser Waffe bedient haben, da sie den Kampf doch zu ungleich und viel zu sehr zu seinen Gunsten gestaltet hätte. Das aber war seiner Grundehrlichkeit zuwider. Jetzt aber schien das Geschick ihm selbst die Hand zu reichen, und mit freudigem Gewissen nahm er sie an. Alles andere war ihm ja Nebensache. Von

dem sogenannten Ehrverluste und den sonstigen Erbärmlichkeiten wollte er ja überhaupt niemals etwas wissen. Da galt für ihn nur das eine: Was wahrer, inniger Liebe entstammt, kann, was auch alle Philister und Pfaffen sagen mögen, nichts Unreines und Verwerfliches sein. Darüber disputierte er weder mit sich noch mit andern mehr; das stand ihm einfach unerschütterlich fest. Ekelhaft, unrein, gemein erschienen ihm dagegen alle die Schrecken vor der „Gesellschaft“ und denen ihrer Mitglieder, die ihren Beruf darin sahen, andere Menschen durch ihre schmutzigen Mäuler zu ziehen, ganz zu geschweigen der elenden Feigheit, welche der Liebe Freuden nicht entbehren, aber ihre Folgen nicht tragen will, sondern dieselben zu verhüten sucht. Freilich mit Gründen vermochte er diese Anschauung nicht zu verteidigen, sie floß ihm einfach aus seinem natürlichen Gefühl, und so lange dieses nicht angetastet war, war ihm ebenso mit Gründen nicht beizukommen. Das aber wußte er, die Äußerung dieser Anschauung irgendwem seiner Bekannten gegenüber genügte vollkommen, ihn als ganz verkommenes Subjekt erscheinen zu lassen. Daran lag ihm ja an und für sich auch eigentlich nichts, aber er fühlte mit Bestimmtheit heraus, daß dieser Punkt der entscheidende sein werde, wenn es je zu einer Auseinandersetzung mit den Verwandten Addas käme. Und darum, diesen Leuten gegenüber gewappnet zu sein, stand der Entschluß auch für ihn fest, mit der kirchlichen Trauung Ernst zu machen, um ihnen ein für allemal diesen Rückweg abzuschneiden.

Fertig war er geworden mit dem religiösen Wahn einer allein seligmachenden Kirche, und seiner Adda hatte er dies einmal klar gestanden: „Sieh um Dich, sieh meine Religionslehrer, sieh den geistlichen Rat, sieh auf so und so viele andere Pfaffen, welche die Kirche als ihre Vertreter duldet! Entweder mache ich

die Kirche verantwortlich für solche Persönlichkeiten, denen die Niedertracht an der Stirne geschrieben steht, oder aber ich kenne keine Kirche mehr, sondern nur noch Personen. Und dann suche ich mir einfach solche Personen aus, die ich als Menschen achten und verehren kann. Einen solchen Menschen kann ich dann lieben, wie er ist, mit oder ohne schwarzen Rock, mit oder ohne Katholizismus. Ich fühle es wie eine jauchzende Befreiung aus einer alten Wahnvorstellung, gute Menschen nicht mehr ausschließlich innerhalb einer kirchlichen Genossenschaft suchen und alle andern verdammen zu müssen, und von dem blöden Irrtum abgekommen zu sein, daß jeder Katholik ein guter und verehrungswürdiger Mensch sein müsse. Ich habe unter denen schlimmere und niederträchtigere Gesellen kennen gelernt, als sie nur irgendwo zu finden sind. Die Kirche aber, welche solche Kerle unter ihren Schutz nimmt, hat kein Recht, auf ihre heiligmachende Kraft zu pochen, und noch weniger, Andersdenkende mit Steinen zu bewerfen. Ich pfeife auf diese Kirche mit ihren heiligen Röcken, die man verehren soll, und frage nach den Menschen, die in diesen Röcken stecken."

Adda gab das alles zu, aber sie hielt doch fest an ihrer Kirche. „Es kommt mir nicht darauf an, was der Glaube andern sein kann und ist, sondern darauf, was er mir ist. Und ich fühle eben, daß er mir sehr viel ist, und ich nicht davon lassen kann," hatte sie ruhig erwidert. — Aber es war nicht nur das. Adda hatte überhaupt verlernt, auf eigenen Füßen zu stehen. So lange Heinrich Emanuel bei ihr war, stimmte alles. War er fort, fehlte ihr alles. Und die sieben Monate, da Heinrich im Schwarzwald weilte, hatten gerade genügt, die gesunde Natur dieses Mädchens vollkommen zu verderben. Nicht nur die geistige, sondern auch die körperliche Sehnsucht fraß an ihr. Und diese Krankheit heilte die Wiederkunft des Geliebten nicht.

Nur eines hätte sie heilen können: Ein gesund natürliches Leben, die Stillung dieser unbewußten Sehnsucht ihrer reifen Natur nach Mutterschaft. —

Als Heinrich Emanuel in Frankfurt angekommen war und alles zu seinem Eintritt in das Konservatorium vorbereitet hatte, ging er, den Vater Addas aufzusuchen und ihn für zwei Dinge zu gewinnen. Seine weite Bekanntschaft in Musikerkreisen hätte ihm den Weg ebnen können. Dann aber sollte er seine Zustimmung zu einem vorherigen gemeinsamen Besuche der Eltern Heinrich Emanuels geben.

„Ich habe mich entschlossen, mich im Gesang vollkommen ausbilden zu lassen," begann Heinrich Emanuel, „und bin nun hierher gekommen, um diese Sache ernstlich zu betreiben."

Der alte Herr war wie aus den Wolken gefallen. Er frug: „Und Deine Laufbahn als Apotheker?"

„Die werde ich nicht aufgeben, aber einstweilen muß sie in den Hintergrund treten. Die Hauptarbeit gehört dem neuen Studium. Ich werde hier als Volontär in eine Apotheke treten und so die gesetzliche Forderung einer dreijährigen Gehilfenzeit zu erfüllen suchen. In den 2½ Jahren will ich aber daneben einmal versuchen, ob ich es in der Musik zu einem ordentlichen Erfolge bringen kann. Wenn ja, dann addio Apothekerei!"

„Mit derartigen überspannten Versuchen nimmt das Vagantentum seinen Anfang," fuhr der Rektor nun plötzlich heraus. „Ich kann Dich nicht hindern, aber warnen kann ich Dich. Denn auf dem Wege gewinnst Du nichts, sondern verlierst nur alles, was Du Dir in tüchtiger und angestrengter Arbeit bisher erworben hast."

„Ich will mit Dir nicht disputieren, sondern sage Dir nur, daß ich da andrer Ansicht bin. Aber bitten möchte ich Dich, anstatt Dich mir in den Weg zu

stellen, Deine Verbindungen benützen zu wollen, daß ich zu tüchtigen Lehrern komme!" versetzte Heinrich Emanuel.

„Ich? — Nein! Ich werde zu solchen Dingen keinen Finger rühren. Es ist ja die reine Thorheit. Wenn Du Dich nicht warnen läßt, mußt Du selbst sehen, was kommt. Aber denkst Du bei alledem nur an Dich? Denkst Du nicht auch ein wenig an Deine Eltern, an Deine Adda? Soll, kann das noch Liebe sein? Folgst Du nicht vielmehr einem fürchterlichen herzlosen Egoismus?"

„Ja, Egoismus ist dabei, und ich schäme mich dessen nicht, weil ich sehe, daß der, welcher keinen hat, zu nichts kommt. Du zum Beispiel! Künstler von Natur, hast Du Dein Künstlertum verkommen lassen, und hast Dich mit dem Schulmeister zufrieden gegeben. Jenes aber wäre vielleicht von großem Werte gewesen, und um diesen Wert hast Du Dich und Deine Mitmenschen betrogen. Und trotzdem Du da nicht egoistisch bist und warst, bist Du es in andrer Weise umsomehr. Wegen ein paar lumpiger Mark läßt Du Dein Kind Stunden geben, Stunden, Stunden fort und fort, und fragst nicht danach, ob diese handwerksmäßige Ausnützung einer großen Naturgabe diese nicht vollends erschöpft und zu Grunde richtet. Auf dem Wege wird Adda keine Künstlerin sondern eine Schulmeisterin, wie Du auf dem gleichen Wege Schulmeister geworden bist. Wenn aber aus Adda nichts wird, so ist Dein Egoismus daran schuld, der ihr verbietet, dem ihrigen zu folgen."

Der alte Herr war rot geworden. Seine Augen flimmerten. Er konnte dem jungen Manne nicht sagen, daß er unrecht habe, und doch konnte er ihm noch weniger zugestehen, daß er recht habe. So brummte er zunächst etwas von der „Macht der Verhältnisse,

der man sich beugen müsse," brach dann aber dieses Thema sofort ab und frug:

„Was sagen denn Deine Eltern, was sagt Adda zu Deinem Entschluß?"

„Meine Eltern?" erwiderte Heinrich, „haben zunächst einmal zugestimmt. Freilich ist ihnen das Herz schwer geworden dabei, aber es zu erleichtern und die Sorge etwas zu verscheuchen, möchte ich Dich bitten, Adda zu erlauben, mit mir vierzehn Tage nach Hause zu gehn. Adda hat von Anfang an von meinem Vorhaben gewußt und sich dazu gefreut. Ihr Lehrer hat mir zugestimmt. Mein Wiesbadener Lehrer hat es mir geradezu angeraten. Wenn es mir nun möglich ist, mündlich mit meinen Eltern alles zu besprechen, so werden sie ihre Bedenken und Befürchtungen beiseite setzen und wieder froh werden."

„Über so etwas kann man nicht froh sein," versetzte der alte Herr gereizt. „Wenn übrigens die Sache schon so lange eingefädelt ist, so wundert es mich nur, daß Du nicht eher mit mir davon gesprochen hast."

„Das ist nur geschehen," entgegnete Heinrich, „weil ich nicht so lange vorher über Dinge reden mag, deren Verwirklichung ich selbst noch nicht absehe. Jetzt ist es mir gelungen, von meinem Engagement in Mainz freizukommen, und darum habe ich sofort zugepackt und die Sache in Gang gebracht."

„Ich sage Dir," fiel der alte Herr wieder ein, „es ist eine Thorheit und bleibt eine Thorheit, die Dich aus dem gesunden Leben ins Vagantentum führt, und dazu kann und will ich nicht mithelfen."

„Ach was! Mit dem Vagantentum hör' einmal auf!" rief Heinrich Emanuel nun gereizt. „Was willst Du denn eigentlich damit sagen? Deine Verhältnisse, die den Künstler in Dir erstickt haben, scheinen Dir nun die normalen und allein selig-

machenden für alle andern zu sein. Und doch ist es die alte Feigheit, die immer wieder von dem Sich-fügen und von dem Zwang der Verhältnisse redet. Es ist Feigheit, eigene und eigentliche Feigheit, die alles höhere Streben in uns vernichtet, und wenn Du von diesem öden Standpunkt aus alle nicht Feigen, alle Künstler Vaganten nennen willst, so kannst Du das nur, wenn eben die Spießbürgermoral Dir zum obersten Heiligtum geworden ist."

„Ja, die Spießbürgermoral! Sie ist mir aber immer noch lieber, als das, dem Du in neuester Zeit huldigst. Der geistliche Rat hat mich wissen lassen, daß er Nachricht habe, Du gingest in keine Kirche mehr, Du gingest nicht mehr zu den Sakramenten, und ich solle meinen Einfluß einsetzen, Dich auf einen ordentlichen Weg zurückzuführen. Du hast mir damit schwere Sorge gemacht, und so sage ich Dir, daß von einer Reise zu Deinen Eltern für Adda nur dann die Rede sein kann, wenn der geistliche Rat seine Zustimmung dazu giebt."

Heinrich Emanuel hatte dieser Wendung des Gesprächs mit Staunen zugehört. Dann schlug sein Staunen in hellen Zorn um.

„Ist das Dein letztes Wort?" fuhr er erregt heraus.

„Ja!"

„Dann thut's mir leid!" versetzte er barsch. „Mit einem Manne, der so sein eigenes gesundes Urteil einem Menschen gefangen giebt, habe ich nicht mehr zu verhandeln. Ich werde nun thun was mir paßt, rücksichtslos, merk' es Dir, und wenn es dabei zu Skandalen und Auftritten kommen sollte, so mache mich nicht verantwortlich dafür! Das aber sage ich Dir, Adda wird trotzdem und ohne die Zustimmung des geistlichen Rats, dieses scheusäligen Schwarzrocks, mit mir gehen. Und das ist mein letztes Wort!"

Krachend zerbrach der Stock Heinrich Emanuels und flog dem Rektor vor die Füße. Dann ging der Jüngling mit einem erregten „Adieu!" hinaus.

Draußen hatte Adda gewartet. Sie sah sofort, daß es da drinnen zu einem Auftritt gekommen war, und flog dem Geliebten weinend um den Hals. Heinrich Emanuel bezwang sich, er schimpfte nicht, er brauste nicht auf, sondern sagte ihr nur:

„Hier bin ich nun zum letzten Mal gewesen. Liebes Kind, heute nachmittag um vier Uhr hole ich Dich mit dem Wagen aus Deiner Stunde ab. Um fünf Uhr geht der Schnellzug. Willst Du mitkommen?"

„Ja!"

„Dann werden wir einfach mit einer vollendeten Thatsache hierher zurückkommen, und wenn Dein Vater Dich nicht mehr aufnehmen will, so kommst Du zu mir. Mit Deinen Stunden und dem, was meine Eltern mir zum Studium geben, kommen wir durch. Da ist kein Wenn und Aber. Und meine Mutter, ich versichere es Dir, wird alles daran setzen, die Sache in Ordnung zu bringen. Dein Vater wird nicht lange bei seiner Thorheit bleiben, sondern bald einsehen, daß es besser ist, die Angelegenheit in Ruhe zu behandeln. Aber der geistliche Rat darf mir nicht mehr hineinreden; von dem Kerl will ich nichts mehr hören. Es wird so wie so nötig sein, daß ich nicht bloß pro forma in eine Apotheke eintrete, sondern wenn es mir gelingt, noch fünfzig bis sechzig Mark hinzuzuverdienen, indem ich eine halbe Gehilfenstelle annehme, so kommen wir erst recht durch. Wir nehmen zwei möblierte Zimmer, die nicht zu teuer sind, und dann geht's schon. Du hast monatlich zwischen 120 und 150 Mark. Ich bekomme auf drei Jahre von Hause 100 Mark, und dazu verdiene ich mir 50 Mark. So können wir fein leben. Habe nur keine Angst! Es geht schon."

„Ja, Adda, es geht! Heute nachmittag fährst Du mit Heinrich zu seinen Eltern. Und in vierzehn Tagen ist die Sache glatt.“ — Es war Tante Seppe, die so sprach. Sie hatte die ganze Verabredung mit angehört. Adda fiel ihr um den Hals, und alle Angst schien von ihr gewichen in der Seligkeit dieser Aussicht.

„Jetzt heißt es nur, ein paar Tage festhalten und nicht weich werden! Darum, Liebling, Mut und Ausdauer!“ Und Heinrich Emanuel ging mit dem Bewußtsein, daß er die Sache durchsetzen werde. Noch einmal von Adda Abschied nehmend, mahnte er nur noch: „Nimm Dich in acht, daß keiner etwas merkt! Alles ist sonst verloren!“

„Viel Glück, Heinrich, recht viel Glück!“ rief ihm Tante Seppe nach, als er stolz die Treppe hinunterstieg. Und „viel Glück, recht viel Glück!“ klang es in ihm fort, als er ins Freie hinaustrat.

Rasch waren die nötigen Sachen gepackt, und dann war Heinrich Emanuel frei. Aber was mit der Freiheit beginnen? Wie die langen Stunden bis zum Nachmittag herumbringen? Eben war es erst elf Uhr. Auf seinem Zimmer hielt er es nicht aus. „In den Straßen giebts Zerstreuung. Da wird die Zeit schneller vorübergehen!“ dachte er sich. Und er wanderte die lange Zeile hinunter. Dann wieder hinauf. Mechanisch trat er an die Schaufenster heran und betrachtete genau die ausgestellten Sachen. So kam er von einem Fenster ans andere, und auf einmal stand er in der alten Friedberger Gasse vor einem Waffenladen. Sein Interesse wurde rege. Bis ins Einzelne besah er sich die zierlichen Mordinstrumente. Namentlich ein kleiner Revolver hielt seine Aufmerksamkeit lange gefesselt. Da schoß ihm der Gedanke auf: „Wenn Du ihn einmal nötig hättest?“ — Und dann: „Einmal? — Nein, bald, sehr bald — heute! Du hast ihn heute nötig, ganz gewiß. — Adda wird nicht zur

Stunde kommen! — Was dann?" — Unklare Ahnungen schossen ihm durch den Kopf. Er trat in den Laden hinein.

„Was kostet dieser kleine Revolver da?"

„Zwanzig Mark mit Munition!"

„Kann man sich auf ihn verlassen?"

„Natürlich! $1\frac{1}{4}$ Centimeter Schußtiefe in ein eichenes Brett auf zwanzig Schritt, das will schon etwas heißen!"

„Schön! Bitte laden Sie ihn und geben Sie ihn mir!"

Der Mann sah den Käufer etwas zweideutig an. Heinrich Emanuel empfand das.

„Sie brauchen ihn nicht zu laden," sagte er schnell. „Nur müssen Sie mir zeigen, wie das Ding zu behandeln ist. Ich kenne mich nicht aus damit. Aber einmal gefällt mir das Ding, und dann muß ich heut abend mit dem Schnellzug fort. Auf größeren Reisen ist es gut, wenn man so einen kleinen Freund bei sich hat, auf den man sich verlassen kann."

„Ich verstehe!" sagte der Mann zuvorkommend. Aber Heinrich Emanuel platzte heraus: „Was verstehen Sie?"

„Nun, daß man auf Reisen gern so ein Ding bei sich hat. Man kann ja nie wissen, was passiert!" erwiderte der Mann, unbefangen lächelnd.

„Ah so! Ja, natürlich! Man kann nicht wissen, was passiert. Sie haben recht. Also bitte zeigen Sie mir die Einrichtung!" versetzte der junge Mann.

„Sehen Sie hier diesen Stift," begann der Händler, „Den ziehen Sie zuerst vor. Dann öffnen Sie durch Seitendruck hier hinten die Klappe rechts. Sie sehen die Öffnung für die Patrone. Eine schieben Sie hinein. So! Dann drehen Sie die Trommel nach rechts, bis Sie die zweite Patrone hineinschieben können. So! Und dann weiter so fort! So! Nur

bei der letzten Patrone müssen Sie acht geben. Sehen Sie, wenn ich jetzt rechts drehe, so hält der Zündstift der ersten Patrone die weitere Drehung der Trommel durch Anstoßen am Hahn auf. Sie müssen also den Hahn ein wenig aufziehen, damit der Stift drunter weggeht. So! Jetzt schieben Sie die letzte Patrone hinein und klappen zu. Damit nun kein Schuß jemals so losgehen kann, drücken Sie den Stift wieder nieder, bis er in der vorderen Öffnung auf der Kugel aufsteht. So ist der Revolver vollkommen gesichert. Der Hahn kann nicht gespannt werden und die Trommel kann sich nicht drehen. Es kann also nichts passieren. Beim Schießen können Sie entweder den Hahn erst spannen, was zum sicheren Zielen besser ist, oder aber gleich am Abzieher fest ziehen, so spannt sich der Hahn und fällt sofort, die Patrone entladend, nieder."

Heinrich Emanuel hatte scharf hingesehen. „Bitte entladen Sie wieder!"

Der Mann besorgte es. Darauf nahm Heinrich die Schußwaffe in die Hand und versuchte genau den Anweisungen des Verkäufers zu folgen.

„Bitte die Mündung des Laufes immer abwärts zum Boden zu halten," mahnte der Mann vorsichtig ängstlich, als Heinrich Emanuel mit zufällig direkt auf den Mann gerichtetem Lauf das Laden vornehmen wollte. Der Jüngling folgte der Weisung und es gelang.

„Höchst einfach!" bemerkte der Händler mit dem Pathos des Verkäufers.

„Ja, höchst einfach!" wiederholte Heinrich Emanuel und schob den Revolver in die Tasche.

„Erlauben Sie! Erlauben Sie! — Sie haben die Sicherung vergessen," sagte der Waffenhändler.

Heinrich Emanuel gab die Waffe wieder zurück. Der Mann drückte den Sicherungsstift fest nieder und

händigte die Waffe dem neuen Besitzer mit der erneuten Mahnung ein:

„Da müssen Sie acht geben. Die Sicherung dürfen Sie nicht vergessen. Sie könnten einmal zufällig irgendwo anstoßen oder hängen bleiben, und, wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, es könnte doch sein, daß die Geschichte losginge. Darum müssen Sie vorsichtig sein.“

„Ja, ja, man könnte einmal hängen bleiben!“ murmelte Heinrich Emanuel und wandte sich zur Thüre.

„Verzeihen Sie“, — rief ihn der Händler zurück, „Sie haben vergessen . . .“

„Ah so, pardon! — Zwanzig Mark, nicht wahr? — Hier! — So geht's einem, wenn man sich zu sehr über ein neues Spielzeug freut! Es ist aber auch zu niedlich gearbeitet.“

„Ja, es ist ein reizendes Stück. Sie werden nicht leicht in der Stadt ein schöneres finden. Empfehle mich Ihnen!“ Diensteifrig schloß der Händler hinter dem jungen Manne die Thüre.

Heinrich Emanuel hatte einen Gefährten. Fast wie Freudigkeit kam es plötzlich über ihn. Er lachte und sagte sich: „Du bist doch eigentlich ein fürchterlicher Esel. Wozu hast Du denn das Ding gekauft?“ Und dabei zog er den Sicherungsstift in der Tasche heraus und drückte ihn wieder hinein, und dann rechnete er die Sekunden aus, in denen er einem Gegner schußfertig gegenüberstehen könne. Er trug den Revolver nicht in der inneren Brusttasche, sondern außen in der linken Überziehertasche, und seine linke Hand übte sich fort und fort im Sichern und Entsichern. Und dann schoß es ihm plötzlich durch den Kopf, daß Addas dritter Bruder der erste Gegner sein würde, mit dem er es zu thun haben werde. Der war ihm nämlich vor wenigen Tagen erst in die

Quere gekommen, und dabei hatte es einen bösen Auftritt gegeben. „Jetzt wird er wieder kommen. Aber der Mensch ist feige. Wenn er das Ding da sieht, wird er sich schon ducken."

So kam allmählich die Zeit, da Adda aus ihrer letzten Stunde kommen mußte. Heinrich Emanuel nahm einen geschlossenen Wagen und fuhr hinaus. An der Ecke der Straße ließ er halten und wartete. Er war doch noch zu früh am Platze. Da — endlich schlug es vier Uhr. Scharf lugte er die Straße hinab, aber da — plötzlich — an seinem Wagen vorbei — Addas Bruder! Er ging direkt auf das Haus zu — er ging hinein. — Was nun?

„Alles verraten!" knirschte Heinrich Emanuel. Eine fürchterliche Wut stieg in ihm auf. Er drückte sie nieder — gewaltsam. Den Revolver nahm er aus der Tasche und legte ihn auf den vorderen Wagensitz. Dann stieg er aus und ging selbst auf das Haus zu. Am Thore traf er auf Adda und ihren Bruder.

„So, Adda, Du kommst jetzt mit mir!" sagte er ruhig und ernst.

„Nein!" fiel ihr Bruder ein. „Sie kommt nicht mit!"

„Du bist nicht gefragt und hast hier nichts zu sagen!" erwiderte Heinrich Emanuel barsch. „Ich frage Dich, Adda, ob Du mitkommen willst?"

Und Adda sagte: „Ja!"

„Adda, bedenke, was Du Deinen Eltern versprochen hast!" warnte der Bruder wieder.

„Das Versprechen, welches sie mir gab, geht vor!" versetzte Heinrich Emanuel. „Sie gab es mir freiwillig, während Ihr sie nur gezwungen habt!"

„So! Aber wenn Adda mitfährt, fahre ich auch mit!" gab der Bruder wieder zur Antwort.

„Das ist mir gleich!" setzte Heinrich Emanuel dagegen. „Dann haben wir gleich einen Trauzeugen bei uns."

Die drei waren bei dem Wagen angelangt. Heinrich öffnete. Adda stieg ein. Sie hatte den Revolver gesehen und war leichenblaß geworden. Heinrich Emanuel steckte ihn nun ruhig in die Tasche. Aber der Bruder hatte ihn auch gesehen.

„Was willst Du damit?" frug er.

„Damit hätte ich Dich zuerst und dann uns beide über den Haufen geschossen, wenn Du Miene gemacht hättest, mir ernstlich in den Weg zu treten!" sagte Heinrich Emanuel ruhig.

Aber die Erklärung wirkte furchtbar. Der Bruder schwieg entsetzt still. Adda lehnte sich zurück und schluchzte. Heinrich Emanuel fühlte sofort, daß nun er es war, der da zwei wehrlose Menschen einfach brutalisierte, und mit den beiden eine ganze Familie. Freilich hatte man ihn nicht anders behandelt. War es auch kein Revolver, mit dem man sich ihm in den Weg stellte, so doch mit der ganzen brutalen Macht der sogenannten Autorität, die ja im letzten Grunde sich nicht weniger auf einfache brutale Zwangsmittel stützte. Aber diese Zwangsmittel waren von Staat und Gesellschaft „geheiligt". Man empfand es nicht, daß in solchem Kampfe die Waffen ungleich verteilt seien, ja, man berief sich auf das „Recht" der Vergewaltigung. Heinrich Emanuel dagegen empfand nun augenblicklich, daß er den beiden gegenüber im Vorteil war. Das war keine ehrliche Position mehr, und sofort suchte er sie zu verlassen. Er wandte sich an Adda:

„Kind, weine nicht! — Das ist ja alles Unsinn! Sag' mir ehrlich und offen, ob Du gern mit mir gehst? Wenn nicht, so lasse ich Dich augenblicklich frei!"

„Nein!" schluchzte Adda. „Ich will ja bei Dir bleiben, aber so solltest Du es nicht machen! Warum kannst Du nicht vorher mit uns noch einmal nach

Haus kommen, um meinen Eltern zu sagen, was Du willst?"

„Adda," erwiderte Heinrich, „Du weißt selbst, daß das nichts mehr nützt. Und jetzt — jetzt bin ich wirklich nicht in der Verfassung, um mit denen ruhig zu reden. Es würde einen Skandal geben, und den möchte ich verhüten, so lange es geht."

„So laß wenigstens Adda mit mir nach Hause!" fiel ihr Bruder da ein. „Wir kommen nach zur Bahn."

„Dazu habt Ihr keine Zeit mehr!" versetzte Heinrich Emanuel.

„Nun denn, ich verspreche Dir, daß ich es durchsetzen werde, daß Adda zu Dir kommt. Ich verspreche Dir, daß sie längstens bis Montag Abend bei Deinen Eltern ist," sagte der Bruder wieder. „Auf die zwei Tage kommt es doch nicht an."

„Nein! Darauf kommt es nicht an!" versetzte Heinrich Emanuel. „Ich nehme Dich beim Wort. Bis Montag Abend ist Adda zu Hause. Steigt aus!"

Der Kutscher hielt auf Heinrichs Anruf an. Und als Adda nun bewegten Abschied von Heinrich Emanuel nahm, da war es ihm, als habe er in ihrem Auge die Liebe sterben gesehen. Er fuhr allein zur Bahn und reiste heimwärts. Aber die Gedanken — die Gedanken, die er da mit sich schleppte! Und in diese trostlosen Gedanken kollerten die Räder hinein in stetem brausenden Gleichtakt: „Viel Glück, Heinrich, recht viel Glück! Viel Glück, Heinrich, recht viel Glück!" — Es war wie das öde Lachen tückischer Kobolde. —

Am Montag war Heinrich Emanuel an jedem Zuge, der von Frankfurt kam. Immer wieder vergebens! Da endlich um sechs Uhr abends stieg Addas Bruder aus. Heinrich Emanuel sprang hinzu. Er erwartete, daß Adda nun folgen werde. Aber hinter sich warf der Bruder die Coupéthüre ins Schloß.

„Wo ist Adda?“ trat Heinrich den Bruder an.

„Sie kommt!“ war die Antwort. Dann eilte der Mann vorwärts nach dem Grünauerschen Hause. Heinrich Emanuel frug nicht mehr, sondern ging ruhig nebenher. Zu Hause war auch die erste Frage der Mutter: „Nun, wo ist denn Adda?“

„Sie kommt!“ war wieder die Antwort.

Da aber fuhr Heinrich Emanuel heraus: „Gieb einmal anständige Antwort, Mensch! Du hast mir Dein Wort verpfändet, daß Adda heute abend hier sein wird!“

„Adda wird heute abend hier sein! Durch ein Telegramm kann ich sie mit dem nächsten Zuge kommen lassen. Sie ist nur unterwegs ausgestiegen, um abzuwarten, bis ich mit Deinem Vater gesprochen habe.“

„Aha, eine Komödie!“ dachte sich Heinrich Emanuel und wartete ab.

Der Bruder zog bei Dr. Grünauer sofort vom Leder. Er schilderte in krassen Farben Heinrich Emanuels Vorgehen am Samstag. Dann präsentierte er einen Brief von Addas Vater an Dr. Grünauer, in welchem es hieß: „Ihr Sohn ist zu meinem tiefsten Leidwesen nicht nur zum Selbstmörder, sondern auch zum Doppelmörder geworden. Er hat die Laufbahn des Verbrechers betreten, denn ob er seine elende That vollführte oder nur plante, gilt vor dem Urteile eines religiös und moralisch denkenden Menschen ganz gleich. Bevor Ihr Sohn nun nicht durch offenbare Änderung seines Lebens und Denkens den unumstößlichen Beweis einer wirklich religiösen Einkehr geliefert hat, kann ich ein Fortbestehen seines Verhältnisses zu meiner Tochter nicht mehr zugeben, und ich betrachte daher dieses Verhältnis einstweilen für gelöst. Das ihm von meinem Sohne gegebene Versprechen, Adda zu Ihnen zu bringen, wäre in meinen Augen an sich hinfällig, da einem derartigen Menschen gegenüber

kein Versprechen verpflichtet. Doch habe ich dem Drängen meines Sohnes nachgegeben, damit Heinrich von Adda selbst unsern Beschluß vernehme, dem sie aus freien Stücken sofort zugestimmt hat."

Nachdem der Brief verlesen war, sagte der Bruder pathetisch: „So, und nun wirst Du zuerst einmal den Revolver hergeben, denn Adda wird nicht kommen, so lange Du im Besitze dieser Mordwaffe bist!".

Heinrich Emanuel gab den Revolver ruhig her.

„Du hast auch noch Gift. Ich habe ein Fläschchen in Deiner Westentasche bemerkt. Auch das giebst Du heraus!" fuhr der Bruder in ernstem Tone fort.

Nun aber wurde dem Selbst- und Doppelmörder die Geschichte doch zu bunt. „Gift?" rief er. „Du Schafskopf, Gift soll ich haben? Choleratropfen sind's. Oben stehen sie auf meinem Waschtisch. Was glaubst Du denn eigentlich? Hier meine zwei Hände genügen mir vollkommen, wenn ich Mordgedanken hegte, Dich an die Wand zu halten, bis Du ausgejappt hättest. Dazu brauche ich weder Gift noch Revolver, Du Tropf! Jetzt aber will ich Dir etwas sagen, wenn Adda in zwei Stunden nicht hier ist, so reden wir zwei ein Wörtchen miteinander. Glaubst Du denn, Du Hanswurst, Du könntest uns hier eine Komödie vorspielen und mich zum Narren halten damit? Deinen lächerlichen Brief da schieb' nur ruhig wieder ein! Darauf soll Adda Dir die Antwort geben!"

„Also Gift hast Du nicht? — Gut, so kann Adda kommen!" — —

In einer Stunde stieg Adda aus dem Zuge. Heinrich Emanuel stand am Bahnhofe, sie zu empfangen. Aber sie bemerkte ihn nicht, sie sagte kein Wort zum Gruß; sie schritt an ihm vorüber und hing sich in den Arm ihres Bruders, der sie zum Hause geleitete.

„Was soll das? — Was ist das? — Ist das Ernst? — Ist es nur die Wirkung eines Zwangs,

den man ihr aufgelegt?" — Heinrich Emanuel riet herum. Aber nicht lange! Er kannte seine Adda. „Das ist alles Unsinn! In einer Stunde wird sie aus dieser angelernten Rolle herausfallen." — Er blieb ruhig und wartete ab. Aber der Mutter fiel Addas Benehmen sofort auf. Zuerst lachte sie und scherzte darüber:

„Adda, was fehlt Dir denn? Hast Du einen Ladstock verschluckt?"

„Ich meine, die Sache wäre denn doch nicht zum Scherzen," bemerkte der Bruder mit dem Pathos des geborenen Schulmeisters.

„Nicht?" versetzte Frau Susanne. „Nun, dann wollen wir einmal ernst sein, und so sage ich Dir denn, Adda, daß ich es für sehr unrecht halte, daß auch Du Dich so anstellst und gegen Heinrich so bist!"

„O Mama!" schluchzte Adda da plötzlich auf. „Wenn Du wüßtest, wie weh mir das alles thut!"

„Ja, Kind, so sei doch freundlich gegen ihn! Daran hindert Dich doch keiner. Ihr habt den armen Kerl jetzt gründlich genug mißhandelt, und ich meine, im guten würde sich doch die Sache weit eher begleichen lassen, als mit solcher Schroffheit. — Was meinst Du, Papa?"

Dr. Grünauer hatte bisher kein Wort in der Sache gesprochen. Er hatte den Brief gelesen und dann hingelegt. Dann hatte er sich seine lange Pfeife angezündet, wie alle Abende um diese Zeit, und hatte die Zeitungen zur Hand genommen. Als ihm dann von dem Bruder Addas die „Mordwaffe" überliefert wurde, hatte er sie besehen und zurückgegeben:

„Leg' ihn da oben auf den Sekretär!" hatte er nur gesagt.

„Ich wünsche, daß Sie ihn einschließen!" erwiderte der Bruder pathetisch.

„Jawohl, nachher!" hatte er wieder geantwortet. „Leg' ihn nur einstweilen da hinauf! Ich mag jetzt

nicht aufstehen!" Und dann hatte er in seiner Zeitung weiter gelesen. Jetzt, von Frau Susanne aufgefordert, seine Meinung zu sagen, that er das mit unwilligem Brummen: „Die ganze Geschichte ist eine Kinderei!"

„Jawohl, man kann alles übertreiben und aus einem Sandkorn einen Berg machen," fiel die Mutter nun wieder ein. „Aber Du, Adda, solltest vernünftig sein. Du kennst Heinrich jetzt doch lange genug, um zu wissen, was er ist, und wie er denkt, und trotz der Dummheit mit dem Revolver da durftest Du Dich nicht so gegen ihn einnehmen lassen!"

„Von Übertreiben und Einnehmenlassen ist hier doch kaum die Rede," versetzte der Bruder mit immer gleichem Pathos. „Adda hat ihren Eltern versprochen, das Verhältnis selbst für einige Zeit zu lösen."

„Adda, hast Du das Versprechen Deinen Eltern gegeben?" frug nun Heinrich Emanuel.

„Ja!" sagte sie kleinlaut.

„Und willst Du es halten?" frug Heinrich weiter.

„Adda, denke an Deine Eltern! Denke daran, was der geistliche Rat Dir so warm auf die Seele gebunden!" mahnte der Bruder wieder.

„Aha, der Kerl steckt wieder dazwischen!" polterte Heinrich Emanuel heraus. „Nun, Adda, wenn der wieder Dein Seelenführer geworden ist, so trete ich zurück. Dann ist das Verhältnis für mich unmöglich, und zwar für immer! Werde glücklich mit diesem geistlichen Lumpen! Adieu!"

Der junge Mann war aufgesprungen und eilte der Thüre zu. Da aber fiel Adda ihm um den Hals: „Nein, Du gehst nicht! — Ich will bei Dir bleiben. — Die haben mir alle nur so furchtbar zugesetzt vorgestern und gestern. Aber ich kann, ich will nicht von Dir lassen! Bleib' bei mir, Liebling! Geh' nicht von mir fort!"

„So, nun habe ich meine Adda wieder!" jubelte Heinrich Emanuel heraus. „Und Du, Hochweiser," wandte er sich an den Bruder, „schreibe jetzt Deinen Eltern, daß Euer sauberer Plan ins Wasser gefallen ist!"

Der Bruder stand da und schnitt ein furchtbar trauriges Gesicht. Dann faßte er sich langsam und verzichtete darauf, einstweilen weitere pathetische Reden zu halten. Die gesunde Kraft einer naiven Liebe hatte alle künstlichen Barrieren über den Haufen gerannt, und in ihrer vollsten gegenseitigen Sicherheit merkten die beiden Glückseligen nicht, wie da einer eine neue Schlinge drehte, sie ihnen über den Kopf zu werfen. —

Daß er mit seiner Manövrierkunst so platt zu Boden gefallen war, konnte der Bruder unmöglich nach Hause melden. So lud er den ganzen Kram auf einen andern Karren und kutschierte wieder fröhlich los. Er suchte Heinrich Emanuel direkt für seinen neuen Plan zu gewinnen. Der Plan aber war so. Heinrich Emanuel sollte zuerst einmal eine Zeitlang zu Hause bleiben. Er könne ja ebenso gut das Konservatorium in Köln, wie das in Frankfurt besuchen. Um Adda ihre Stellung daheim nicht zu erschweren, sollte sich Heinrich für die nächste Zeit enthalten, mit ihr zu korrespondieren. Das würde einen guten Eindruck machen, und je ruhiger und entschlossener er sich in diese Entscheidung fügen würde, um so eher werde die Sache wieder in ein gutes Geleise kommen. Er werde dafür sorgen, daß, wenn erst die Eindrücke der letzten traurigen Vorfälle einigermaßen verwischt seien, die Eltern Addas ihm ihre frühere Neigung wieder zuwenden sollten. — Heinrich Emanuel wollte von alledem nichts wissen. Aber Adda war halb dafür, und mit Adda die Mutter Heinrichs.

Auf Frau Susanne hatte das Benehmen Addas bei ihrer Ankunft einen weit tieferen und nach-

haltigeren Eindruck gemacht, als sie äußerlich merken ließ. „Sie ist keine Frau für meinen Jungen!“ sagte sie sich. „Ein Mädchen, das sich so leicht von andern bereden läßt, ist nichts für ihn. Entweder mitgehen und aushalten, oder aber früher den ganzen Einfluß geltend machen, daß es zu solchen Dingen, die man fürchtet und nachher verleugnen möchte, nicht kommen kann! Aber das ist doch kein Charakter, der mitgeht und mitthut, den Gefährten aber im Stich läßt, sobald die Sache ernst wird. Sie ist Wachs in seiner Hand. Er macht ja mit ihr, was er will. Das wäre am Ende nicht einmal so schlimm, wenn sie andern gegenüber dann fester wäre. Aber auch da ist sie Wachs und läßt sich kneten, wie die wollen, und ihnen gegenüber hat Heinrich dann keinen Halt an ihr. So aber kommt mir der Junge nie aus dem Trubel heraus, nie aus dem offenen oder versteckten Kampfe. Er kommt nicht mehr zur Ruhe, und gerade das, was die Liebe ihm geben sollte, nimmt sie ihm. Darum ist es vielleicht besser, die Sache schläft ruhig ein.“ — Aus diesen Gesichtspunkten heraus trat Frau Susanne für den Plan des Bruders ein. Wohl verstand sie die Opposition Heinrichs dagegen, der ahnte, daß Adda, seinem Einfluß entzogen, nicht sich selbst, sondern eben den andern zufallen würde, daß damit seine ganze Hoffnung und sein ganzes Glück zusammenbrechen müßte. Aber die Mutter sprach gegen diese bösen Ahnungen. „Das wäre schön, wenn Adda nicht einmal so viel Kraft hätte, auch trotz der andern an Dir festzuhalten. Wenn ich Deine Braut wäre, würde ich mir ein solches Mißtrauen einfach verbitten. Du thust Adda unrecht und kränkst sie ohne Ursache!“ sagte sie mahnend.

Und Adda schien diese ruhig stolze Sprache so gut zu verstehen. Sie war so zuversichtlich, so fest überzeugt, daß es so am besten sein würde; sie sprach so

lieb und Vertrauen erweckend, daß Heinrich Emanuel endlich sagte: „Ich will's versuchen!"

Die Mutter war zufrieden. Auch sie wollte es versuchen. Sie wollte wissen, ob sie sich in Adda getäuscht, oder ob das Mädchen nun wirklich ihre besonnene Kraft zusammennehmen und fest bei ihrem Vorsatze aushalten würde. Hier konnte eine Probe gemacht werden, und die Mutter war dafür, daß sie gemacht würde. Freilich das eine übersah auch die Mutter, daß Adda, erst einmal aus dieser schwierigen Doppelstellung herausgerissen und ganz an die Seite ihres Geliebten gestellt, sich doch vollkommen zu ihrem und seinem Glück zu entwickeln vermocht hätte. Dann hätte doch sein Einfluß so wirken müssen, daß allmählich aus den beiden Menschen einer, daß seine Festigkeit die ihre geworden wäre. Und die Befestigung ihres Charakters auf solcher Grundlage wäre dann nicht mehr bloß eine äußerliche geblieben, sondern aus ihr selbst heraus erwachsen. Daß ihre eigene Natur in diese Bahnen hinausstrebte, hatte ja schon allein ihre herzliche Neigung zu Heinrich Emanuel dargethan. Unbewußt hatte sie in ihm gefunden, was ihr eigenes Wesen zu ergänzen versprach, und wenn es jetzt gelang, die jungen Leute auf ihren Weg zu stellen und einmal allen äußerlichen und fremd mechanischen Einwirkungen möglichst zu entziehen, würden sich die excentrischen Neigungen Heinrich Emanuels bald in positiver statt in negativer Weise befruchtend geäußert haben. Denn diese negative Weise war doch nur das Ergebnis des unausgesetzten Bangens und Kämpfens um sein Werden, um sein Glück.

Dahin sah die Mutter nicht, und auf die Frage ihres Sohnes: „Warum können wir denn eigentlich nicht ruhig zusammenbleiben, da doch unser Ziel das gleiche ist, und die Arbeit des einen zum Ziele nur

durch die Arbeit des andern gefördert wird?" hatte die Mutter nur die Antwort:

„Mein Junge, das geht ja nicht! Jetzt wenigstens noch nicht! Wenn es sich in einem Jahre einmal herausstellt, daß Du Dich in Deiner Begabung nicht getäuscht hast, und die Resultate wirklich erreicht werden können, die Du jetzt so sicher von Deinen neuen künstlerischen Studien erwartest, ja dann vielleicht eher! Aber wie sollte es z. B. werden, wenn das Gegenteil der Fall wäre? Wenn es sich zeigte, daß Deine Stimme nicht so ausdrucksfähig ist, als es jetzt den Anschein hat? Nein, lieber Junge, geh' zuerst einmal ruhig nach Köln und arbeite tüchtig, und wenn es dann gut geht, so wollen wir weiter denken!" —

So verliefen die wenigen Tage des Zusammenseins. Als Adda sich mit ihrem Bruder zur Abreise rüstete, war es Heinrich Emanuel, als würde ihm ein Stück Herz aus der Brust gerissen. Aber sie wies alle Zweifel und Befürchtungen zurück. „Was kann mir denn passieren, Männchen? Wenn ich auch nicht schreibe, weißt Du doch, daß ich Dich lieb habe und immer, immer an Dich denke. Und Du schreibst auch nicht, meinetwegen nicht. Die Eltern müssen der Meinung sein, daß ihr Beschluß Wirklichkeit wurde. So werden sie mich in Ruhe lassen, und die Zeit wird schneller kommen, wo wir wieder unser ganzes Glück haben werden, als wenn die dumme Geschichte jetzt fort und fort wieder neu aufgewärmt wird."

Das klang alles so vernünftig, so furchtbar vernünftig, daß es Heinrich Emanuel nur um so weher that. Nun fühlte er, daß doch viel zu viele fremde Hände an seiner Liebe rührten, daß die ganze Philisterei daran herummodelte, um sie auf der Basis der offiziellen Sittlichkeit und Religion einzurichten, und die für ihn feststehende Unmöglichkeit dieses letzten Punktes war

es, was jede keimende Hoffnungsranke sofort wieder zu Boden drückte. Keiner hatte von der Religion gesprochen alle die Tage her; zu jenem brieflichen Anklagestück war keine einzige Bemerkung gemacht worden, und doch dachten alle an diesen Punkt, und für alle stand es fest, daß Heinrich Emanuel ohne Konzessionen nach dieser Seite niemals zu seinem Ziele kommen würde. Und wie war in den wenigen Tagen das ganze Ziel verschoben worden! Hatte die Liebe denn dahinaus gestrebt, wo man jetzt angekommen war? War sie nicht vielmehr auf die entsetzlichste Weise von einem ganz erbärmlichen Fanatismus brutalisiert worden?

Kaum war Adda fort, so erwachte in Heinrich Emanuel das Gefühl, daß er sich habe übertölpeln lassen. Und das Gefühl wuchs und steigerte sich um so mächtiger, je mehr er indirekte Nachrichten über Adda erhielt. Die beiden Familien blieben ja miteinander in vollem Verkehr, denn der zweite Bruder Addas hatte sich mit einer Schwester Heinrich Emanuels verlobt, und aus diesem Briefwechsel flossen die Nachrichten, welche Heinrich Emanuel erhielt. Diese Nachrichten aber waren so aufregend, daß der Junge bald nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand.

Wohl war er in Köln als Musikschüler eingetreten, aber anstatt zu üben, saß er am Klavier und tastete mit unsicherer Hand die Akkorde der Berceuse von Chopin, dann versuchte er die Nokturnen in Fis-dur und Des-dur, Addas Lieblingsstücke, und schließlich blieb er an der Geisterpolonaise in Es-moll hängen. Da klopften denn die Geister bei ihm an und steigerten sein Gefühl mit dem con forza-Einsatze F F F und dem tollen Agitato, welches alle Philistereinwände einfach in chromatischer Zornsteigerung über den Haufen rannte, bis zum hellen Wahnsinn. Er spielte diese Polonaise, und wie spielte er sie! Von Korrektheit keine Spur! Aber von unbändigster Wildheit eine

rasende Menge! Und alle Fehlgriffe schienen den Ausdruck nur zu steigern.

Ein Freund kam dazu, als er wieder einmal die Polonaise maltraitierte. Heinrich Emanuel hatte ihn nicht bemerkt. Er spielte bis zum Schluß.

„Kerl, das ist ja der reinste Wahnsinn, den Du da produzierst! Eine solch' miserable Technik und trotzdem eine derartig überwältigende Gefühlsvermittlung — ich verstehe das einfach nicht!"

Und der Freund war Klaviervirtuose und verstand es nicht, und Heinrich Emanuel verstand es einfach auch nicht. Es war eben so. — —

„Hol' der Teufel die ganze Eselei!" — rief er eines Abends, als wieder alle die Zweifel und Sturmgefühle auf ihn mit unerhörter Macht eindrangen. Und er setzte sich an den Schreibtisch und schrieb seiner Adda. Auf den Brief kam keine Antwort. Er schrieb noch einmal. Wieder keine! Bald darauf kam er zum Besuche nach Hause, und die Mutter sagte mit leisem Vorwurf: „Du hast Dein Wort nicht gehalten. Du hast Adda geschrieben!"

„Ja, und gestern habe ich ihr zum dritten Mal geschrieben," sagte Heinrich Emanuel, „und wenn wieder keine Antwort kommt, so fahre ich nach Frankfurt und haue das Mädel einfach aus dieser ganzen Blase heraus! Ich will sie haben, und eher schmeiße ich Euch dieses ganze Schweineleben vor die Füße, ehe ich mich noch einmal von einem übertölpeln lasse. Nichts anderes ist im Spiel, als Adda von mir abzuwenden. Und dabei soll ich wohl die Hände im Schoße behalten und wie ein Pagode mit dem Kopfe nicken? Nein und nein und abermals nein! Und jetzt gehe ich zur Post und telegraphiere, daß ich übermorgen da bin."

„Thu' es nicht, Heinrich!" bat die Mutter.

Aber der Junge hörte nichts mehr. Er rannte hinaus und telegraphierte: „Wenn ich bis morgen Abend keine Antwort von Dir habe, bin ich am Dienstag Morgen dort.“

Diesmal kam eine Antwort, aber nicht von Adda, sondern von ihrem Vater, und nicht an ihn, sondern an seinen Vater. Und da hieß es denn wieder, Heinrich Emanuel sei wortbrüchig geworden, kurz er sei ein ganz trauriger Mensch. Seine Reise würde ganz nutzlos sein, da man Adda fortgeschickt habe, damit er sie nicht finde. Käme er trotzdem, würde man kurzen Prozeß mit ihm machen und ihm durch die Polizei die Thüre weisen lassen.“

„Dieses feige Lumpengesindel!“ knirschte der Junge, als er das vernahm. „Aber ich finde sie. Sie werden mir schon sagen, wo sie ist. Ich fahre hin! — Ich mache den Leuten einen solchen Skandal, daß sie . . . — O, ich drehe ihnen miteinander den Hals um! — Die Polizei — jawohl — die fürchte ich sicher!“

„Rede nicht so einfältig!“ fiel die Mutter ein, und der Vater ergänzte:

„Natürlich, um die Geschichte immer noch toller zu machen! Da helfen keine Gewaltmittel! Die helfen überhaupt nie! Und diese Eseleien könntest Du nun bald einmal aufstecken! Du bist nicht nur selbst verrückt, sondern machst auch andere verrückt!“

Heinrich Emanuel wollte etwas erwidern, aber die Mutter schnitt ab. „Morgen gehe ich nach Frankfurt und sehe zu, was zu machen ist! Bis Du Nachricht von mir hast, bleibst Du ruhig! Versprich mir das! Glaube mir, daß ich Dir getreu mitteilen werde, wie es da aussieht!“

Und nun löste sich einmal wenigstens die fürchterliche Spannung, in die Heinrich Emanuel hineingeraten war. Schluchzend fiel er seiner Mutter um den Hals und versprach ihr, ruhig zu bleiben und

sich ihren Anordnungen zu fügen. Die seelengute Frau hatte Ruhe erwartet von der Trennung. Keine Ahnung war ihr gekommen, daß die Sache so ausgehen könne. Und nun war sie es, die zuerst wieder ihre Gedanken zusammenraffte und auf ein Mittel sann, eine mögliche Ordnung herbeizuführen.

Am Nachmittag half Heinrich der Mutter beim Einpacken. Da begann sie: „Die Fahrt wird mir furchtbar schwer. Denn ich ahne nichts Gutes. Was würdest Du sagen, wenn ich mit der Nachricht käme, daß Adda selbst nichts mehr von Dir wissen will?"

„Mutter!" schrie Heinrich Emanuel auf und sah sie entsetzt an. — „Dann — ja dann — wäre alles zu Ende! — Das ertrüge ich nicht! — Aber Mütterlein, Mütterlein, das kann ja nicht sein, nein, das kann nicht sein!"

Frau Susanne war tief erschrocken über den Eindruck, den ihre Bemerkung hervorgerufen hatte. Daß die Sache so tief bei ihm sitze, hatte sie doch nicht geglaubt. Sollte er denn daran noch gar nicht gedacht haben?

O, gewiß hatte er daran gedacht. Aber nur dunkel, dunkel! Sich diese Frage klipp und klar zu stellen, dazu hatte er einfach den Mut nicht gehabt. Aber all seine Tollheiten waren ja doch nur der reinste Ausfluß dieser inneren Angst und Unsicherheit, die ihn Tag und Nacht quälte, und nicht mehr zu Atem kommen ließ. Jetzt stellte die Mutter diese Frage. Und da schrie er auf, wie von einer Peitsche getroffen. Er zitterte am ganzen Körper, und dann — dann log er sich wieder vor: „O, Mütterlein, das kann ja nicht sein!"

Die Mutter beruhigte ihn: „Ich will hoffen, daß ich mich täusche. Ja, eigentlich kann ich es selbst nicht glauben. Aber wenn es nicht so ist, dann mein Junge, werde ich darauf denken und dringen, daß Du zur

Ruhe kommst. Dann sollen die Leute wenigstens vorab einmal in die öffentliche Verlobung willigen, damit auch Du wenigstens einen kleinen Rückhalt ihnen gegenüber hast. Gegen den Bräutigam ihrer Tochter werden sie wohl nicht mehr nach der Polizei rufen. Darum werde ich darauf bestehen. Denn so geht es nicht weiter." —

Am Dienstag reiste Frau Susanne nach Frankfurt. Sie ward ungemein freundlich aufgenommen, aber die Freundlichkeit war steif und kalt. Die gute Frau schrieb es dem Umstande zu, daß sie erst angekommen sei. „Morgen werden sie schon warm werden," dachte sie. „Ob Adda wohl die Gelegenheit suchen wird, einmal ihr Herz auszuschütten?" —

Als man am Abend auseinander gegangen war, klopfte es leise und vorsichtig an die Thüre. „Komm doch nur herein, Kind!" rief Frau Susanne. Sie erwartete Adda, aber es war Tante Seppe, die sich da ins Zimmer schlich. Und jetzt allein mit Heinrichs Mutter hatte die gute Liebeswärterin nur noch Thränen. Sie klagte niemanden an, sie räsonnierte nicht, sondern schluchzte nur immer wieder: „Das hätte ich nicht gedacht! Wie Adda so sein kann, verstehe ich nicht. Sie haben das Mädel total verrückt gemacht."

Frau Susanne suchte zu trösten: „Das wird sich alles wieder geben, gute Seppe!"

Aber die Tante schüttelte den Kopf und meinte: „Wenn Sie, liebe Frau Doktor, den Leuten den Kopf nicht zurechtsetzen, dann geht es nicht gut!"

„Warten wir morgen ab!" fiel die Mutter ein. „Ich hatte vor, einige Tage hier zu bleiben. Aber unter den Umständen bleibe ich nur noch morgen. Wie es steht, werde ich bis dahin schon erfahren!"

Am andern Morgen war die Stimmung dieselbe. Nur insofern unterschied sie sich von gestern, als man sich mehr gehen ließ. Man unterhielt sich von

allem Möglichen, scherzte und lachte, nur von dem, was Frau Susanne so sehr am Herzen lag, kein Wort. So kam der Abend. Um fünf Uhr klingelte es. Ein Jüngling erschien mit einem Violinkasten. Bald darauf ein zweiter, dann ein dritter mit einem Cello. Adda hatte sich einen Quartettabend arrangiert. Frau Susanne wurde eingeladen, mit den übrigen ins Musikzimmer zu kommen. Und da saßen sie nun. Die einen musizierten, die andern lauschten andächtig zu. Adda war die munterste von allen. Sie lachte und scherzte und geriet in Eifer. Immer wieder schlug sie neues vor. Die Jünglinge ulkten zwischendurch. Schon waren zwei Stunden verstrichen, und Frau Susanne saß wie auf glühenden Kohlen. Dann hielt sie es nicht mehr aus. Sie erhob sich und ging hinaus.

„Was wünschen Sie, Frau Doktor?" — Die Frau Rektor war diensteifrig aufgesprungen und ihr gefolgt.

„O, nichts! Ich will nur hinüber in mein Zimmer. Vielleicht geht heute noch ein Zug, mit dem ich fortkann!" erwiderte die Gefragte ruhig.

„Was? — Heute? — Sie wollten doch ein paar Tage bleiben?" sagte die Frau Rektor erstaunt.

„Jawohl! Aber unter den Umständen lieber nicht! Ich habe mir es anders überlegt!" versetzte Frau Susanne.

„Das thut mir aber sehr leid!" meinte die Frau Rektor.

„Ich glaube eher, daß Sie alle hier sich leichter fühlen, wenn ich wieder fort bin," war die klare Antwort.

„Aber ich bitte Sie, Frau Doktor! Wie kommen Sie auf den Gedanken?"

„Ich sehe das einfach aus dem Benehmen aller hier!" sagte Frau Susanne wieder. „Da ist keiner mehr, der offen ist. Alle drücken sich an mir vorbei.

Und Adda gar wagt nicht einmal mehr, mir gerade in die Augen zu sehen. Nach Ihren Briefen mußte ich hier eine tiefgekränkte, überaus entrüstete Gesellschaft erwarten, und ich finde eine, die sich amüsiert und lustig macht. Zum Amüsement aber bin ich nicht hergekommen, und so gehe ich, um das Ihrige nicht weiter zu stören."

Das waren bittere Pillen. Aber die Frau Rektor meinte, man thue ihr unrecht. Nur aus Schonung für die Mutter habe man von einer Sache nicht gesprochen, welche gerade der Mutter am wehesten thun müsse.

„Mir thut nur eins wehe: Herzlosigkeit, wie ich sie hier sehe. Die aber kann ich nicht ändern, und darum gehe ich und sage meinem Sohne, was ich hier erfahren habe. Ich hoffe, er wird sich nun zu trösten wissen," versetzte Frau Susanne. —

Heute war es nicht mehr möglich, die Heimat zu erreichen. Frau Susanne mußte den andern Morgen abwarten. Da kam sie denn und bat Adda direkt, ihr das Telegramm zu besorgen.

„Aber lies es erst!" fügte sie hinzu.

Adda las: „Es steht nicht gut. Ich komme um 5 Uhr." — Das Mädchen wurde verlegen.

„Hast Du mir sonst nichts mehr zu sagen?" frug die Mutter.

Adda schaute scheu umher, dann zuckte sie mit den Schultern.

„Nun, dann nicht! — Bitte bringe mir gleich einen Wagen mit!"

„Es ist aber doch noch zu früh!" meinte Adda.

„Für mich ist es höchste Zeit, daß ich wegkomme von hier. Und für Dich war doch die Zeit meines Hierseins lang genug." — In dem Augenblicke trat der Herr Rektor hinzu, und Adda ging rasch hinweg. Der Mann versuchte nun, mit einigen Wendungen

das Thema zu erreichen, von dem Frau Susanne das Herz so voll war. Er kam auch glücklich bis zu dem Namen Heinrich Emanuels und begann von seiner allzu großen Jugend zu sprechen.

„Die war vor bald drei Jahren, als Sie in dieses Verhältnis willigten, doch noch größer. Warum soll seine Jugend ihm nun auf einmal zum Vorwurf gereichen?“ fiel Frau Susanne ein.

Der Rektor bog ab, um andere Vorwürfe vorzuholen. Aber er kam nicht weit damit.

„Nachdem ich mit eigenen Augen gesehen habe, wie man hier denkt, verstehe ich es leider nur zu gut, wie der Junge in eine solche Aufregung hineingeraten konnte. Die Schuld ist nicht allein auf seiner Seite, sondern Sie alle hier haben einen redlichen Anteil daran. Und wenn Sie jetzt über ihn herfallen, so ist das für mich einfach ein Beweis, daß Sie durch Vergrößerung seiner Schuld nur die Ihrige zu verkleinern suchen. Die Echtheit Ihrer brieflich geäußerten Entrüstung erlaube ich mir nun einigermaßen zu bezweifeln.“

Der Rektor war über diese Offenheit betroffen. Daß Frau Susanne ihren Sohn in Schutz nahm, fand er ja natürlich, aber sie sollte es doch nicht auf Kosten andrer thun, meinte er.

„Nicht mehr, als billig ist!“ fiel Frau Susanne ein. „Wenn Ihre Tochter eine Spur von Charakter gehabt hätte, so hätte sie in allem entweder das gerade Gegenteil von dem thun müssen, was sie that, oder sie hätte bei Heinrich Emanuel aushalten müssen. Aber sie trat früher seinen excentrischen Plänen nicht entgegen, sondern sie begünstigte sie. An ihr hatte er keinen Halt, und sich aus der Sache nun so leichtfertig herauszuwinden, wie sie es gethan, das zeigt noch weniger Charakter. Doch ich werde bitter. Adda ist eben auch noch ein Kind. Ihr mache ich

keinen Vorwurf daraus. Aber Sie haben ebensowenig das Recht, meinen Sohn in dieser Weise zu verurteilen, wie Sie es gethan. Er hat nach seiner Art nichts mehr und nichts weniger gethan, als Ihre Tochter. Und ich sollte bei Ihnen, der Sie so lange Erzieher und Lehrer der Jugend sind, doch voraussetzen dürfen, daß Sie das wenigstens verstehen."

„Es thut mir leid," versetzte der Rektor, „da andrer Ansicht zu sein. Und bei dieser Ansicht muß ich bleiben. Wenn wir diese weiten Linien ziehen, wie Sie es da für Ihren Sohn thun, so fallen eben alle unterscheidenden Lehren der Religion und Sittlichkeit über den Haufen. Ihr Sohn hätte eben niemals dahin gelangen können, wenn er innerhalb dieser geheiligten Schranken geblieben wäre. Aber Jugend kennt keine Tugend. Ich will hoffen, daß er den rechten Weg wiederfinden und Gott ihn erleuchten möge, sonst wird Unglück über Unglück sein Lebensbegleiter werden."

Der Wagen war da. Frau Susanne nahm Abschied. Das Herz war ihr so schwer. Aber eine Hoffnung leuchtete durch alle Gedankenwolken schüchtern hindurch. „Wenn ich Heinrich erzähle, was ich hier gesehen, so wird er sich zurechtfinden," dachte sie, als sie in den Wagen stieg. Und noch einmal kam da ein Liebesleuchten aus einer guten Seele zu ihr herüber:

„Grüßen Sie mir meinen Heinrich! Er soll die Sache nicht so schwer nehmen. Die Zeit wird auch ihm ein Glück wiederbringen! Und viel, recht viel Glück wünsche ich dem Jungen!" —

Tante Seppe stand am Wagen und dicke Thränen perlten aus ihren treuen Augen. Die Mutter reichte ihr die Hand hinaus. Adda aber hatte keinen Gruß mehr. Als sie die Tante so reden hörte, wurde sie blaß, dann kamen auch ihr die Thränen. Aber Worte fand sie nicht mehr. Die „geheiligten Schranken der Sitte und Religion" hatten diese einst so

lebenlachenden Lippen geschlossen, und die grauen Wogen des Philisteriums schlugen über ihrer Jugend, ihrer Liebe und ihrer Künstlerschaft dröhnend zusammen. Ohne Aufschrei, ohne Rettungsversuch, nur mit den zitternden Thränen wortloser Resignation versank Adda in diesem Strudel, der sie vom Strande buntesten, glühenden Lebens nach der Insel eines wunscharmen und ziellosen Vegetierens hinüberriß. — —

Die Mutter fand ihren Jungen zu Hause nicht vor. Als der Bote heute kurz vor Mittag das Telegramm gebracht, sei er weggegangen und zu Tische nicht wiedergekommen.

„Man muß ihm Zeit lassen, sich zurecht zu finden, und das kann er am besten allein," meinte Dr. Grünauer ernst.

„Allein — allein!" fiel die Mutter ein. „Nein, jetzt darf er mir nicht so allein sein. Hat er nicht gesagt, wohin er gehe?"

„Nein! Er ging zum Rhein hinunter!"

„Dann steckt er wieder in Heisterbach. Dort ist er in letzter Zeit immer. Ich fahre sofort hinüber." —

Und die Mutter ließ anspannen. Marizebill, die vor allen andern seine Traumplätze kannte, mußte mit. —

„Es steht nicht gut!" hatte Heinrich Emanuel am Vormittag gelesen, und so ging er, der Qual mit einem Schlage ein Ende zu machen. „Mein Taschenmesser — die Pulsader — so — so geht's. Weiter brauche ich nichts." — Und wie ein Nachtwandler taumelte er dem Rheinufer zu. Der Fährmann brachte ihn auf die andere Seite.

„Heut macht's noch einmal einen schönen Tag!" meinte der Fährmann gemütlich. „Der thut dem Wein noch gut. Die Frühnebel sind ja nicht schlecht, aber am Tag soll doch Sonne sein, wie heut."

„Ja, ja!" murmelte Heinrich. Und der Fährmann schwieg, da er den Gast so einsilbig sah. Bald war

das andere Ufer erreicht, und mit kurzem Gruße schritt der junge Mann von dannen. Aber wie müde war sein Gang! Seine Augen hingen am Boden, und längst war die Sonne über den Mittag hinaus, als endlich das alte Kloster in Sicht kam. Von jenem alten Epheu da drüben, der die verfallende Mauer überwucherte, hatte Adda ihm einst einen Kranz gewunden. Und der Wanderer setzte sich auf einen Feldstein und stierte mit wehem Auge nach der Mauer. Lange saß er da. Endlich raffte er sich auf und wanderte weiter. Durch das gewölbte Thor trat er in den Wirtschaftsgarten. Wie still war es da! Nur ein Hund bellte den einsamen Menschen an. Ohne halt zu machen schritt Heinrich der Ruine zu, und hinter derselben umfing ihn bald der ruhende Wald. Es war Herbst geworden. Schon umrauschten feuchtmodrige braune Blätter die schleppenden Füße. An jener Buche sollte es sein, unter deren herrlicher Krone bei ihrem ersten Besuche Adda einst ein seliges Liebesfest mit ihm gefeiert. Zwei verschlungene Namen hatte er damals zur Erinnerung in den Stamm geschnitten. Heute sollte dasselbe Messer einen andern kunstvollen Schnitt thun. Er war so ruhig geworden, so vollkommen leidvergessend im Vorwärtsschreiten, daß kein fremdes Gedankenwölkchen mehr seine innere Klarheit trübte. Jetzt mußte der Baum bald kommen. Dort, da hinten muß er sein. Aber da — ein öder Wurzelstock ragt aus dem Moose. Der Baum war gefällt, und weiter drüben am Wege lag ein prächtiger Stamm. Heinrich Emanuel stand plötzlich, wie vom Donner gerührt. — „Ist es der unsrige?“ — Er rannte hin. „Ja, da — da in der Rinde das Zeichen! Er ist es! — O, diese elenden Menschen! — Und hörst Du nicht? Sie schlagen weiter!“ —

Auf den Stamm sank er nieder und schluchzte, und in sein Schluchzen rauschten die Bäume, und

mit schwerem gleichmäßigem Takte klang aus der Ferne das kalte, harte Schlagen der Äxte und das bohrende Ächzen der reißenden Splitter. Eine tolle Wut packte ihn. „Überall sind die Hunde und brechen brutal in die Ruhe des träumenden Lebens. Immer war es so, von Anfang an. Das Fräulein zuerst, die nur ihre Eigenliebe und ihre Rachsucht kannte und ihre Niedertracht mit frommen Flausen überzog; der Rektor dann mit seinem ewigen Geprügel und der dumme Pfaffe mit der Arroganz, der Stümper und Nichtswisser. Und dann schwoll die Flut. Die ganze gymnasiale Lehrerschaft, die nur ihre Stundenzahl abtakelte und sich nicht darum kümmerte, was in den einzelnen Naturen, die da ihrer Leitung unterstellt waren, zu Leben und Entfaltung drängte. Die Kerle thaten nur, was sie mußten, wofür sie bezahlt wurden. Von Beruf, von Liebe zum Beruf keine Spur. Schablone alles, und nach dieser elenden Schablone sollte jeder sich strecken. Ja, es ist so! Das andere, die Liebe zum Schüler, die Liebe zum werdenden Leben — das hätte ja viel zu viele Mühe gemacht. Dafür wurden sie nicht bezahlt. Und dann der Prinzipal, der nicht danach frug, was die fernere Ausbildung seines Gehilfen erforderte. Nur sein stumpfsinniges Interesse kannte er sein Geschäft. Was kümmerte es ihn, daß der Junge da weiter wollte? Und die Eltern Addas! Was trieb sie an, sich ihm in den Weg zu stellen? Die Religion — sagten sie, die Sitte — sagten sie, die Fürsorge für das Glück ihrer Kinder — sagten sie. Jawohl! Da haben wir das Glück! Da liegt es am Boden, gefällt, ermordet, wie der Baumstamm hier. Nutzholz — Nutzholz soll alles werden. Die Bäume und die Menschen! Die andern wollen ihren Nutzen von allen. Ihren! Was kümmert sie das Wollen und Sehnen des Lebendigen, des sich selbst Entfaltenden. Egoismus nennen

sie das in ihrer Lügensprache. Und den Egoismus verdammt die Religion, die Sitte. Und da kommen denn die Vertreter der Religion, dieser geistliche Rat, wahre Verzerrungen der Menschennatur. Ohne Liebe, ohne Gewissen — nur eins kennen auch sie — die Schablone. Und diese Schablone nennen sie dann die geheiligten Satzungen der Kirche. Und mit diesen geheiligten Satzungen reißen sie auseinander, was die waltende, ewig sich selbst wirkende Natur zusammengefügt. Nicht Leben sprießt aus diesem Thun, sondern Tod, Untergang, Verkümmerung alles Lebendigen. — Klärchen! Da hieß die Schablone nicht Religion, sondern Gesellschaft. „Du bist nicht vom Adel!" hieß es da. — Und Adda! — O, meine Adda! „Du bist ein Verbrecher ein Mörder, ein religiös und sittlich verkommener Mensch!" hieß es da. Hol' der Teufel die Bande! Ich will ihnen sagen, was ihr ganzes Thun bedeutet. Mord — Mord bedeutet das alles. — Die Sonne möchte ich haben, die blutrot glühende Bombe. Und fiele sie zischend herunter in diesen Krötenpfuhl und fegte die Lebensmörder in Fetzen auseinander, ich wollte ein Jubellied anstimmen. Ein Jubellied der Sonne, dem Leben, dem Lichte, der Liebe, dem Ewigen. Hol' sie der Teufel noch einmal! — Hörst du sie, wie sie da drüben Leben vernichten, um Nutzholz zu bekommen? Hörst Du die Äxte nicht? Über die ganze Erde hin fegt diese rasende Musik. — Die Äxte, die Äxte — sie schlagen im Gleichtakt unaufhaltsam und jetzt — jetzt bricht der Baum zusammen. Ein Jammerschrei! Es reißt mir die Seele entzwei. Ein Leben ist wieder hin. — Hört ihr auf, ihr Lumpen, ihr Hunde! Hört ihr auf! Wollt ihr das Leben leben lassen! Wollt ihr die Äxte wegthun! Sonst reiße ich sie euch aus den Händen und versuche sie an euern Eselsköpfen!"

Wie ein Wahnsinniger war der Junge aufgesprungen und schrie in die Richtung hinaus, wo eben der knarrende, krachende Sturz einer herrlichen Buche erfolgt war. Sein eigenes Schreien aber, das so weit hallend die Bergwand entlangzog, weckte ihn wieder zum Bewußtsein. Sein Messer hatte er in der Hand. Die Klinge war aufgezogen. Aber jetzt — jetzt klappte er sie zu und steckte das Messer ein.

„Weg damit! Das fehlte noch, daß ich den Kerlen selbst die Freude machte. Ich will es ihnen überlassen. Mag kommen was will, aber gewappnet bin ich nun. Auf Leben und Tod geht der Tanz zwischen euch und mir. Verstanden, ihr Hallunken? Zuerst komme ich jetzt. Denn da ich euch vertraute, habt ihr mich betrogen um alles, was mir lieb war und meinem Leben Glück und Wert verlieh. Jetzt müßt ihr einmal aushalten, ihr Tröpfe, bis die alte Rechnung beglichen ist. Und muckst ihr euch und zahlt meine Forderungen nicht, dann nehmt euch in acht — auf Leben und Tod geht der Tanz. Ich habe nichts zu verlieren, ihr alles. Merkt's euch!"

Er war wieder auf den Baumstamm niedergesunken. Den erregten und doch so müden Kopf in die Hand gestützt saß er da und die Gedanken fluteten auf und nieder. Lange, lange brütete er so vor sich hin. Und dann: „Lohnt es sich der Mühe? — Wäre es nicht doch besser, ich machte ein Ende? — Aber nein — nein, nicht so, nicht so in stumpfsinniger Resignation. Unter Donner und Blitz, wenn es einmal sein muß. Aber nicht hier, nicht so im stillen und verborgenen." Vom alten Kloster her hatte die Glocke eben den Feierabend verkündet. Noch zitterten die Töne durch die Luft. Eben jetzt kamen Leute des Wegs, Holzarbeiter mit Äxten und Sägen. Sie gingen von der Arbeit nach Hause. Als sie an Heinrich Emanuel vorüberschritten, grüßten sie freundlich, und ein Bursche mit

lustigen Augen rief ihm zu: „Auch ein bißchen herausgemacht? Munter Wetter heut, was? Da lohnt sich ein Spaziergang noch einmal, gelt?"

Heinrich Emanuel erwiderte den Gruß und sah ihnen nach. Als sie weiter von ihm entfernt waren, murmelte er: „Sie wissen es nicht. Ja, und die meisten wissen es nicht. Das aber ist grade das Traurige. So furchtbar traurig ist das. — Wenn nur die Liebe sie alle regierte. Aber die Liebe schlagen sie tot. Sie können sie nicht mehr ertragen, weil sie eine ewige Verurteilung ihres Thuns ist. Darum schlagen sie sie tot, instinktiv. Die Liebe aber soll leben, muß leben trotz der Bestien, die ihr tückisch nachstreichen. Die Liebe muß leben wie die Sonne da, denn Nacht wird's, wo sie nicht mehr ist, grausame, kalte Nacht."

Wieder nahten Schritte und „Heinrich" rief es den Weg herauf. Der Junge sah empor. Die Mutter stand vor ihm. Marizebill war zurückgeblieben, nachdem ihre scharfen Augen ihn hier entdeckt. Die Mutter kam allein und vertraulich sagte sie:

„Ich hörte zu Hause, daß Du hierher seiest. Und es war so schön, daß ich mir dachte, ich hole Dich hier ab." — Dabei fuhr sie mit der Hand über seinen Kopf und mahnte: „Nicht so traurige Augen machen, Junge. Glaube mir, es ist besser so. Die war keine Frau für Dich. Wenn sie noch wenigstens ein einziges treues Wort gehabt hätte, einen Gruß — aber nichts, gar nichts. Sie amüsierte sich und war ganz lustig und that, als ob ich gar nicht oder höchstens zum Vergnügen da wäre. Du solltest Dich nicht mehr so um sie grämen."

„Sei still, Mutter! Der Baum hier. Zornige Thränen habe ich geweint, weil sie ihn mir gefällt haben. Und da — da haben sie mir das Liebste gemordet, was ich hatte auf der Welt. Soll ich da froh

sein? — Gieb ihr keine Schuld, Mutter! Sie nennen es ja Pflicht, deren Ruf sie gefolgt sei. O diese verdammte Pflicht! Diese verfluchte Lüge und Heuchelei! Giebt es denn eine andere Pflicht für junges Leben, als sich zu entfalten, zu wachsen, zu blühen, damit einst aus allen Anlagen einmal das Beste werde? Und da konstruieren sie eine Pflicht, die so lahm und so greisenhaft niederträchtig ist, wie ihr ganzes Leben, wie all ihr Thun und Treiben. Mutter, liebe Mutter, ist es nicht so?"

„Vielleicht, mein Junge!" gab die Mutter zurück. „Doch es ist der erste wirkliche Stoß, den Du im Leben empfingst, und der thut ja wohl weh. Aber im Leben ist es nun einmal nicht anders. Wir können es nicht ändern."

„Doch, Mutter, wir könnten es. Und es ist nicht der erste Stoß, sondern nur der furchtbarste. Vorhin ging mir mein ganzes Leben so durch den Kopf. Was wollten die denn alle, mit denen ich bisher zu thun hatte? Alle, alle frugen nur danach, was für sie selbst das Bequemste, das Angenehmste und Leichteste war, was ihnen Vorteil brachte. Meine Lehrer, mein Prinzipal, die Eltern Addas — alle, alle. Keiner frug danach, was da in mir zum Lichte drängte. Alles eigene Streben und Denken in mir zu erdrücken, das war ja viel bequemer. Da hätte sich dann mit der traurigen, leblosen Figur viel leichter schalten und walten lassen. Und diese Leute predigen mir von Egoismus vor? Sie protzen mit ihrer Liebe? Hol' sie der Teufel — von Liebe ist keine Spur in ihnen, und gemeinster Egoismus ist alles, was sie kennen, das einzige Gesetz, dem sie alle folgen, alle!"

„Deine Mutter auch?" fiel Frau Susanne ein. Und Heinrich Emanuel schaute betroffen auf. Im Augenblicke verloren seine Augen die bisherige Starrheit

und ein unendlich weicher Schimmer drang aus ihnen hervor, als die Mutter nun mit einem Worte das harte Eis brach.

„Nein!“ sagte er innig. „Nein, Mutter, Du nicht. Aber Du bist auch die einzige unter allen.“

„Und Dein Vater?“ frug die Mutter ruhig weiter.

„Nein, er auch nicht, Mutter! Er ist gut. Er hielt aus bei mir und trat mir nirgends in den Weg.“

„Das wären schon zwei!“ versetzte die Mutter lächelnd. „Und nun will ich noch ein wenig weiter fragen. Dein Rektor, Deine Lehrer an der holländischen Grenze?“

„Ja, Mutter, die auch! Aber das ist schon so lange her; bald klingt's wie ein Märchen.“

„Nur noch eine Frage!“ begann die Mutter wieder. „Einer in Frankfurt hat mir die Hand gedrückt und hat mir dabei gesagt: Viel Glück, recht viel Glück wünsche ich meinem Heinrich trotz alledem!“

„Tante Seppe!“ schrie Heinrich Emanuel auf, und Thränen stürzten aus seinen Augen.

„Siehst Du, mein Junge, die Liebe lebt doch noch! Und wahre Liebe wird immer leben. Es bleiben Dir also doch noch eine ganze Menge, an deren Liebe Du glauben kannst, und wenn Du weiter suchst, weiter im Leben vor Dir, meine ich, nicht hinter Dir, da wirst Du noch mehr Liebe finden. Glaub' es mir!“

„Ja, Mütterlein, ich will Dir glauben! Ich will Deiner Liebe treu bleiben mein Leben lang. Aber wenn es wieder einmal anfängt zu grollen und zu rumoren in mir, Mutter, Du mußt mir nicht böse sein! Es geht nicht so leicht, ein Glück zu lassen, das, wie das unsrige, so innig und beseligend war. Da wird es noch manchmal harte, böse Kämpfe absetzen, wenn mir die Erinnerung an die Leute kommt, die mir

mein Glück zerschlugen. Aber es ist doch so, Mutter, wie Du sagst, ein Weib, das nicht mit einem durchbrennen kann, liebt nicht wirklich.“

„Ach, Du wilder, toller Kerl,“ fiel die Mutter lachend ein, „plagt Dich das immer noch? Muß denn gerade durchgebrannt sein? Übrigens habe ich nichts davon gesagt, aber fast scheint es, daß es Dein größter Schmerz ist, daß das nicht gelang.“ —

Der Abend legte sich über den Wald. Noch flammte ein dunkles Rot durch die Bäume. Die Mutter wies hinaus: „Die Sonne geht unter. Es wird Zeit für uns!“

„Ja, Mütterlein, die Sonne geht unter! Aber dann kommen die Sterne, und einer ist dabei, der erzählt mir vom Sonnenlicht, das zur Ruhe ging — die Liebe meiner Mutter!“

Heinrich Emanuel hatte es leise herausgemurmelt. Die letzten Worte kamen nur schwer über seine Lippen, denn Thränen krampften ihm die Kehle zu. Aber die Mutter schlug den Arm um ihn und sagte:

„Armer Kerl, der Stern soll Dir leuchten — immer! Nein, nicht immer! Du bist jung. Das Leben wird Dich gesund machen und Dir neue Kraft und Freude und Hoffnung geben. Und dann wird auch ein Morgen die Sonne Dir wiederbringen. Bis dahin, mein Junge, sei mit dem Sterne zufrieden!“ — Innig küßten sich die beiden und wandten sich dann langsam der Ruine zu. Friede überall. Ein stiller, ruheschauernder Waldestraum! Mit leisem Atem zog der Wind durch den Forst. Marizebill hatte am alten Taufstein, der nun mitten in einer Wiese stand, wo einst das Kirchenschiff sich wölbte, die beiden erwartet.

„Seid Ihr endlich da?“ rief sie den Kommenden entgegen.

„Ist es Dir lang geworden, Kind?“ frug die Mutter dagegen. „Da mußt Du Dich an Heinrich halten!“

Und die Schwester trat vor den Schuldigen hin, packte seinen Kopf zwischen ihre Hände und sagte: „Zum Dank lachst Du jetzt einmal wieder, Mensch! Es ist so langweilig, wenn man einen Bruder hat, der immer so mit einem dummen Gesicht durchs Haus läuft und alle Thüren hinter sich zuschlägt, daß die Wände zittern!"

Heinrich Emanuel mußte lachen.

„Mama, sieh, jetzt lacht er! Der Mensch lacht wieder, Mama!" rief das Frühlingskind.

Als sie zusammen zum Thore hinausschritten, stand der Abendstern am Himmel.

Druck von C. E. Freyhoff in Nauen.

3,50/40